



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

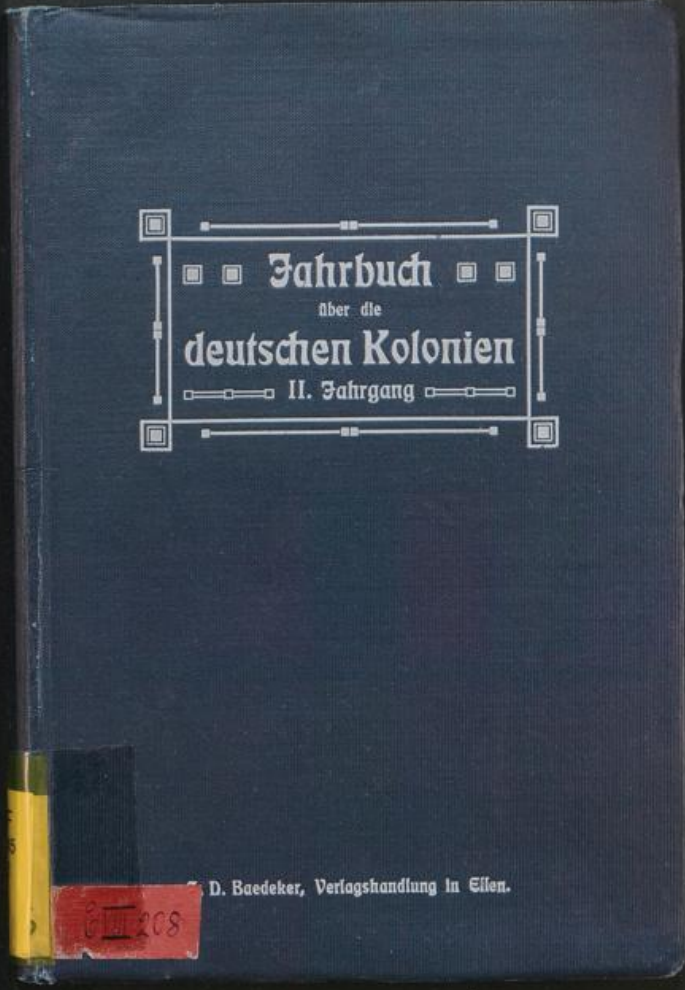
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Jahrbuch über die deutschen Kolonien

1909

Essen, 1909



Jahrbuch
über die
deutschen Kolonien
II. Jahrgang

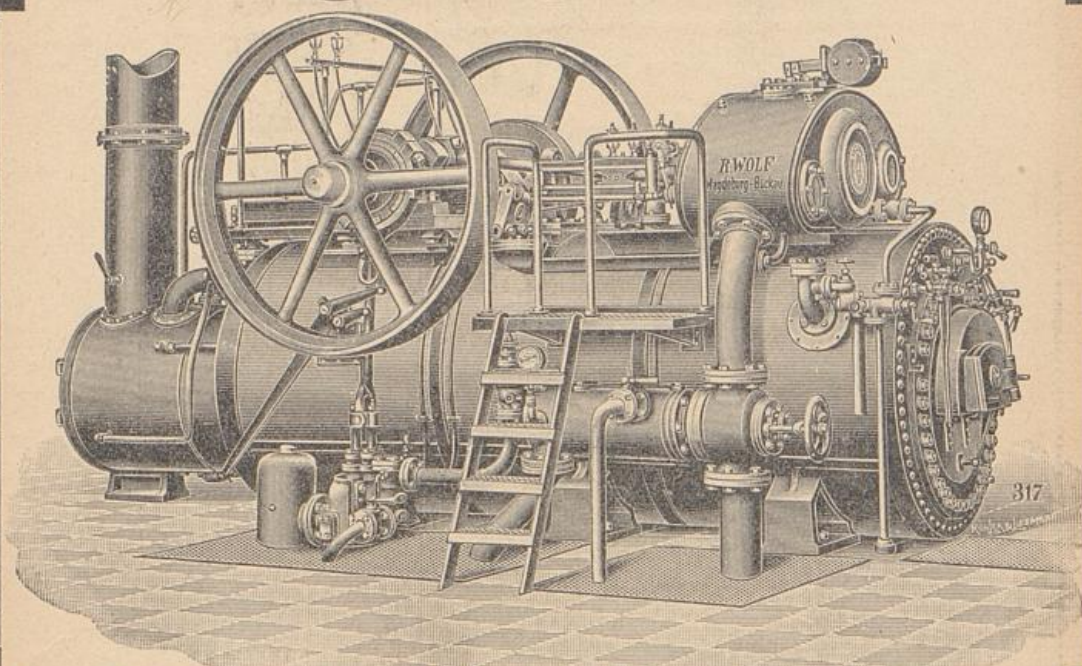
D. Baedeker, Verlagshandlung in Eifen.

Ge VIII 208

Berlin 1907: Goldene Medaille und Ehrenpreis.

R. WOLF

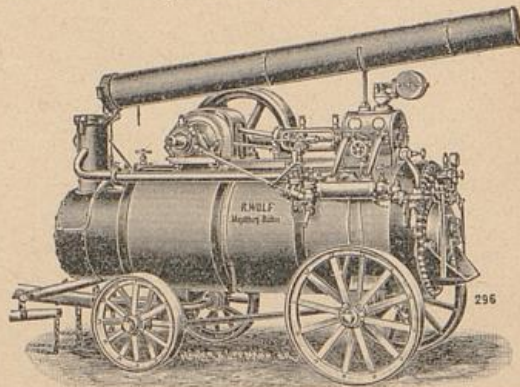
Magdeburg-Buckau.



Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent- Heissdampf-Lokomobilen von 10-600 PS.

Einfachste Bauart, leichteste Wartung. Verwendung jedes Brennmaterials. Geringer Wasserverbrauch. Bequemer Transport. Grosse Dauerhaftigkeit. Schnelle, einfache Aufstellung und Inbetriebsetzung. Hoher Kraftüberschuss.

Wirtschaftlichste und bewährteste Betriebsmaschinen für koloniale Verwendungszwecke.



Gesamterzeugung über 600 000 PS.

Meyer 7 246



W. MERTENS & L.
G.M.B.H. BERLIN

**BERGBAU-, HANDELS- UND PFLANZUNGS-
UNTERNEHMUNGEN**

BERLIN W. 9, KÖNIGIN AUGUSTA STRASSE 14

(Vom 1. April 1909 ab BERLIN W. 35, Flottwellstrasse 3.)

Telephon: VI, 3110 — Telegrammadresse: LAGOMELI, BERLIN

Telegraphenschlüssel:

A B C - CODE 5 — MERCUR - CODE 2 — UNIVERSAL MINING CODE
STAUDT & HUNDIUS

VERTRAUENSMÄNNER IN DEN DEUTSCHEN
SCHUTZGEBIETEN UND FREMDEN KOLONIEN

Auf der Höhe sind



**„Agfa-
Photo-Artikel**

Bezug durch die Photohändler:

„Agfa-“

Preisliste 1909

16 seitig

mit nebenstehender Titelzeichnung

Gratis ;

„Agfa-

Photo-Handbuch“

130 Textseiten

Leinenband . . . à 30 Pfg.

66—75 Tausend.

Bezug

durch die **Photohändler:**

„Agfa-Photo-Artikel“

sind hervorragend geeignet für

Export, sp. nach den Tropen

„Agfa-“ Platten, Films, Kassetten,
Entwickler, Spezialitäten.

„Isolar-“ Platten und Films, (Name geschützt)
Lichthoffrei.

Für die **Tropen** liefern wir unsere **Plattenfabrikate**
mit **Tropenemulsion!**



G.D. Baedeker, Verlagshandlung, Essen.

Hernburg

C VIII 208

Jahrbuch

über die

deutschen Kolonien.

□ □ □

Herausgegeben

von

Dr. Karl Schneider.

II. Jahrgang.

B4902

Mit einem Bildnisse des Staatssekretärs des Reichs-Kolonialamts Bernhard Dernburg,
1 Übersichtskarte von Afrika und 3 Eisenbahn- und Baumwollkarten von Togo,
Kamerun und Ostafrika.



Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig.

Essen.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung.

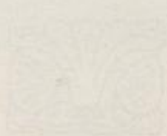
1909.

Jahrbuch
der
deutschen Kolonien.

Dr. Karl Schuchert

11. Jahrgang

Verlag
Bömann
der Universität Leipzig



Essen

G. D. Brockhaus, Verlagsbuchhandlung

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg.

Seiner Exzellenz,
dem
Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts,
Herrn Bernhard Dernburg

in Ehrerbietung

zugeeignet.



Seiner Excellenz
dem
Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts
Herrn Bernhard Dernburg
in Friedrichsruh
aufgegeben

Ff 4345-2



Ff 4345-2

Der erste Band dieses Jahrbuches ist im allgemeinen günstig aufgenommen worden; es hat aber noch nicht diejenige Verbreitung gefunden, die wir ihm um der Sache willen wünschen müssen. Je mehr sich im Wechsel der Dinge das politische Augenmerk wieder anderen Gebieten und Vorgängen zugewendet, während die koloniale Betätigung unseres Volkes Schritt für Schritt langsam und stetig fortschreitet, desto mehr entsteht die Gefahr, dass weiten Volkskreisen mit dem Interesse auch die Freude und das Verständnis für die Notwendigkeit der kolonialen Arbeit und für die unerlässlichen Bedingungen ihres Erfolges wieder verloren gehen. Die grossen Opfer an Heldenblut und an Volksvermögen, die in Südwestafrika gebracht werden mussten, sollten uns eine dauernde Warnung sein. Aber immer mehr gewinnen die Anschauungen wieder an Boden, die in der Augenblickersparnis einen grossen Erfolg sehen und sich durch hoffnungsfreudige Friedensversicherungen über die Geringfügigkeit unserer Machtmittel in den Kolonien zu täuschen suchen. Darum wird es immer nötiger, den gebildeten Volkskreisen wenigstens einmal im Jahre ein möglichst ungeschminktes Bild der Gesamtlage in den Kolonien zu bieten. Wir bitten daher auch an dieser Stelle die Freunde des Jahrbuches, das sich diese Aufgabe gestellt hat, um der Sache willen für seine Verbreitung zu wirken.

Wie im ersten Jahrgange gesagt ist, wollen wir zunächst dem Bedürfnisse der Lehrenden dienen. Wir wären daher dankbar, wenn uns auch weiterhin aus ihrer Mitte Anregungen zur Ergänzung und zum weiteren Ausbau zuzügingen. Unser Bemühen wird trotz der fast unüberwindbaren Schwierigkeiten auch fernerhin darauf gerichtet sein, Mitarbeiter in den Kolonien selbst zu gewinnen. Im übrigen geben wir uns der Hoffnung hin, dass das im II. Jahrgang des „Jahrbuchs“ Gebotene Anerkennung finden wird. Unseren Herren Mitarbeitern sind wir für ihre treue Hilfe zu Dank verpflichtet. Ausdrücklich sei auch diesmal darauf hingewiesen, dass ein jeder von ihnen für seinen Aufsatz freie Hand gehabt hat und selbst die Verantwortung für den Inhalt trägt. Es hat sich nicht vermeiden lassen, dass dieser Grundsatz hier und da Unstimmigkeiten im Gefolge gehabt hat, da die Auffassungen über einzelne Vorgänge naturgemäss verschieden sein müssen.

In einer Besprechung des ersten Bandes war gesagt, dass die Aufsätze des Jahrbuches auch den Gegnern der Kolonien ergiebigen Stoff liefern könnten. Wir sehen darin eine Anerkennung unseres Strebens, mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit der Wahrheit zu dienen, zweifeln aber nicht daran, dass zuletzt auch die ehrlichen Gegner deutscher Kolonialbetätigung unter unseren Lesern sich in Freunde umwandeln und als solche betätigen werden. Möge auch dieser Jahrgang dazu beitragen!

Der Herausgeber

Dr. Schneider.

Der Verleger

Diedrich Baedeker.

Inhaltsverzeichnis

des

Jahrbuchs über die deutschen Kolonien. II. Jahrgang (1909).

	Seite
Vorwort	III
Bernhard Dernburg, Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts vom Herausgeber Dr. Karl Schneider.	I
Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1907 [08] von Prof. Dr. G. K. Anton in Jena	13
Die Fortschritte in der geographischen Erschliessung unserer Kolonien seit 1907 von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen	30
Aus dem Seelenleben der Eingeborenen von Carl Meinhof, Professor am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin	47
Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1908 von Prof. Dr. jur. Max Fleischmann in Halle a. S.	53
1. Abschnitt: Kolonie und Heimat	53
2. „ Auf kolonialem Boden	58
3. „ Kolonie und Ausland	77
Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien von Ph. Kuhn, Stabsarzt beim Kommando der Schutztruppen im Reichskolonialamt	79
Beurteilung der militärischen Lage in Ostafrika von Hauptmann Göring	97
Die militärische Lage in Kamerun von Oberleutnant Werner	103
Die militärische Lage in Südwestafrika von Hauptmann im Kommando der Schutztruppen Becker	106
Die evangelische Mission in den deutschen Kolonien von Missionar D. Westermann, Lehrer am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin	109
Die Aufgabe der katholischen Mission in den Kolonien von Pater Acker, Provinzial der Väter vom hl. Geist in Knechtsteden bei Köln	119
Ausbildung für den Kolonialdienst von Professor E. A. Fabarius, Direktor der Kolonialschule in Witzenhausen	135
Schiffahrtsverbindungen mit unseren Kolonien von Oberstleutnant z. D. Gallus in Berlin-Friedenau	149
Deutschlands Stellung in Ostasien von Dr. Paul Rohrbach	171
Die Einwirkung der deutschen Herrschaft auf die Schwarzen in Ostafrika von Oberstleutnant z. D. Richelmann	183
Zeittafel	191
Alphabetisches Personen- und Sachregister	199
1 Übersichtskarte von Afrika.	
3 Eisenbahn- und Baumwollkarten von Togo, Kamerun, Ostafrika.	

Bernhard Dernburg, Staatssekretär des Reichs- Kolonialamts.

Die ersten Aufsätze dieses Jahrbuchs sind dazu bestimmt, die Leser mit solchen deutschen Männern unter den Zeitgenossen bekannt zu machen, die in bahnbrechender und massgebender Weise an der Erschliessung der Kolonien arbeiten und unser Volk für die Mitarbeit an seiner grossen Zukunft zu gewinnen verstehen. Im ersten Bande gebührte darum der erste Platz dem hochverdienten Präsidenten der deutschen Kolonialgesellschaft, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der seit vielen Jahren so sehr im Mittelpunkt aller kolonialen Bestrebungen steht, dass kaum irgend ein Unternehmen von Bedeutung ins Werk gesetzt wird, ohne dass die Fühlung mit diesem ebenso sachkundigen, wie warmherzigen Fürsten gewahrt bliebe. Seine Bestrebungen, alle koloniale Arbeit in Deutschland zusammenzuschliessen, Gegensätze von innen heraus zu überwinden und auf die Bahn gesunden Wettiefers überzuleiten, und nicht weniger sein Bemühen, die grosse Kraft und Tiefe aufzuweisen, mit der trotz allen gegenseitigen Behauptungen Deutschland viel gründliche und tapfere Arbeit in seinen Kolonien geleistet hat und täglich leistet, sie sind in den beiden Kolonialkongressen zum Ausdruck gekommen, deren letzter 1905 im Reichstagsgebäude stattfand.

So grossartig dieser Kongress verlief, so zahlreich die Teilnehmer waren, meist Männer von reicher Erfahrung in der Arbeit über See, so unabweisbar und handgreiflich der Eindruck sich in alle Herzen prägte: es geht vorwärts, so wenig Wirkung hatte der Kongress doch auf das deutsche Volk. Das lag an den allgemeinen politischen Verhältnissen einerseits, an der Verständnislosigkeit andererseits, mit der ein grosser Teil des erwerbtätigen Volkes, wie auch der akademisch gebildeten Kreise jede koloniale Anregung von vornherein ungeprüft ablehnte. Im Reichstage kamen naturgemäss diese Lauheit oder offene Feindseligkeit am entschiedensten zum Ausdruck. Gerade das koloniale Gebiet, das nach Miquels Wort vom 6. Dezember 1882 die Aufgabe in sich schloss, „an welcher alle deutschen Länder reichen Anteil nehmen, alle Parteien gleiches Interesse haben, an der nicht nagt der Streit der konfessionellen, politischen und sozialen Gegensätze, wo wir Deutsche einig sind dem Auslande gegenüber“, war der Tummelplatz für unlautere Treibereien geworden. Die Regierung unterliess es, dem

mit Erfolg entgegenzutreten. In manchen Kreisen galt es fast von vornherein für einen Makel, in den Kolonien für Deutschlands Grösse und Zukunft sein Leben eingesetzt zu haben. Mit Scham und Trauer sahen die Männer, denen die koloniale Betätigung des deutschen Volkes einen Beweis seiner Lebenskraft bedeutete, dem Treiben zu, nicht wissend, welchen Ausgang es nehmen werde. Unser deutsches Volk bedurfte eines Führers, der sein Vertrauen gewann, der sich selbst furchtlos dafür einsetzte, ihm dies Selbstvertrauen wiederzugeben und ihm zu zeigen, was es an seinen Kolonien habe, und was es ihnen schulde. Dieser Mann erstand in Bernhard Dernburg.

Am 17. Juli 1864 ist er in Darmstadt als Sohn des bekannten Publizisten und ehemaligen Reichstagsabgeordneten Friedrich Dernburg geboren, dem die Gunst weiland Kaiser Friedrichs III. und seiner Gemahlin in besonderem Grade zuteil geworden ist. Sein Oheim war der Preussische Kronsyndikus Professor Dr. Dernburg, der sich eines hohen Ansehens als Jurist erfreute. Dem jungen Manne hätten ohne Zweifel bei solchen Verbindungen die Wege zur Laufbahn eines höheren Verwaltungsbeamten oder eines Gelehrten offen gestanden. Seinen Neigungen entsprach aber solcher Lebensgang nicht. Als er das Gymnasium bis zur Prima durchgemacht hatte, trat er als kaufmännischer Lehrling in die Kerzenfabrik von Motard ein. Nachdem er dann einige Zeit als Korrespondent der Berliner Handelsgesellschaft gearbeitet hatte, ging der junge Dernburg, was damals noch selten geschah, nach Amerika, teils um sich im Englischen zu vervollkommen, teils um die so erfolgreichen Geschäftsmethoden des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten kennen zu lernen. Er fand eine bescheidene Stellung in dem Bankhause von Ladenburg, Thalmann & Co. Als im Jahre 1888, so erzählt man, einer jener gewaltigen Schneestürme, die unter dem Namen Blizzard berüchtigt sind, den gesamten Verkehr in New-York zum Stocken brachte, hatten nur der eine Geschäftsinhaber und der pflichteifrige und willensstarke junge Dernburg sich bis in die Geschäftsräume des Bankhauses am unteren Broadway hindurchgekämpft. Erstaunt bemerkte jener bei der gemeinsamen Erledigung der laufenden Geschäfte, wie gründlich sich der junge Deutsche bereits in die amerikanische Geschäftsweisen eingearbeitet, und welch klaren Überblick er gewonnen hatte. Dernburg rückte in die erste Reihe der Angestellten des Hauses ein und erhielt von diesem bei seiner Rückkehr nach Deutschland, die im gleichen Jahre erfolgte, die besten Empfehlungen.

Georg von Siemens, ein Freund Friedrich Dernburgs, hatte dessen Sohn den Posten eines Sekretärs bei der deutschen Bank verschafft. Bald übernahm er die Leitung der mit jener Bank verbundenen ersten deutschen Treuhandgesellschaft, die er vollständig reorganisierte. Durch seine Umsicht und die rücksichtslose Energie, mit der er ein einmal als richtig erkanntes Ziel trotz allen Widerstandes zu erreichen wusste, machte sich Dernburg bald einen Namen in der Bankwelt. Besonders galt er als der Mann, dem es gelang, in Verfall geratene Unternehmungen ihrer Gesundheit entgegenzu-

führen. Der Börsenwitz gab dem energischen Manne damals den Namen „Sanitätsrat“. Die Northern Pacific-Bahn, die Preussische und die Pommerische Hypothekenbank haben seiner Arbeitskraft ihre Rettung zu verdanken gehabt. Trotz dessen blieben ihm Reibungen und Anfeindungen nicht erspart. In jener Zeit drängte sich ihm vermutlich die Erkenntnis auf, dass auch dem erfolgreichen Arbeiter die ihm gebührende Stellung leicht verkümmert wird, wenn die Eifersucht höher Gestellter bemerkt, dass sein Einfluss den eigenen zu überragen beginnt.

Da bot sich ihm 1901 die Stellung als Direktor der Darmstädtischen Bank. Bald hatte er den führenden Einfluss, dem die Mitdirektoren und der Aufsichtsrat wohl oder übel nachgeben mussten. Es ist hier nicht der Platz, alle die Unternehmungen anzuführen, die er für seine Bank in Angriff nahm und zumeist mit gutem Erfolge durchführte. Welche Stellung sich Dernburg erworben hatte, ersieht man aus den Worten, mit denen der Aufsichtsrat Dernburgs Wirksamkeit bei seinem Ausscheiden anerkannte. Er erklärte in der Generalversammlung: „des Austritts des Wirklichen Geheimen Rats Exzellenz Dernburg aus dem Vorstande der Bank glauben wir ganz besonders Erwähnung tun zu sollen. Derselbe hat sich in unermüdlicher Tätigkeit und mit der ihn auszeichnenden ungewöhnlichen Begabung der Aufgabe hingegeben, den Wirkungskreis der Bank auszudehnen. Wenn die Darmstädter Bank mit Genugtuung konstatieren darf, dass Seine Majestät der Kaiser aus ihrem Vorstande einem Manne die Aufgabe zugewiesen hat, die deutsche Kolonialverwaltung in neue Wege zu leiten und unseren Kolonialbesitz wirtschaftlich zu erschliessen, so hat sie es andererseits schwer empfunden, eine hervorragende Arbeitskraft, wie des Herrn Dernburg, aus ihrem Kreis ausscheiden zu sehen, und dies um so mehr, als manche unter wesentlicher Mitwirkung des Ausgeschiedenen in die Wege geleiteten Geschäfte eines weiteren Ausbaues und einer sorgsamten Pflege bedürften.“

Es war ein wirtschaftlich grosses Opfer, das Dernburg dem deutschen Volke brachte, als er am 5. September 1906 dem Rufe Seiner Majestät des Kaisers folgend, die Leitung des Kolonialamts zunächst als stellvertretender Direktor übernahm, und ein Beweis, dass es ihm nicht als höchstes Lebensziel gilt, Reichtümer aufzuhäufen. Wenn wir im Vorhergehenden gesehen hatten, dass unserer kolonialen Sache ein Mann not tat, der es verstand, das Vertrauen des deutschen Volkes zu gewinnen, so gereichte es Dernburg gerade in den Kreisen, die sich bisher misstrauisch zurückgehalten hatten, zum Vorteil, dass er aus dem Kaufmannstande hervorgegangen war und den freisinnigen Parteien durch seine Herkunft nahestand, während die bisherigen Träger der Kolonialpolitik von seiner erwiesenen Tatkraft und von seiner geschäftlichen Erfahrung die Erreichung vieler Ziele erwarteten, die sie seit langen Jahren mit nur geringem Erfolge erstrebt hatten, vornehmlich den Ausbau eines Netzes von Eisenbahnen. Dernburg, der Kaufmann als Kolonialdirektor des deutschen Reiches, hatte von vorn herein

die Herzen weiter Volkskreise für sich, und mit Spannung sah man seinen Taten entgegen. Auch das war ihm günstig, dass einige Missbräuche und einzelne Verträge während des opferreichen südwestafrikanischen Krieges den allgemeinen Unwillen in so hohem Grade erregt hatten, dass ihre schnelle und glückliche Beseitigung in weitesten Kreisen als ein achtungswerter Erfolg anerkannt wurde.

Mit bemerkenswerter Entschlossenheit und klarem Blicke ging Dernburg sodann an die Umgestaltung des Kolonialamtes, in dem er sich den seiner Stellung entsprechenden massgebenden Einfluss zu sichern wusste. Mit unermüdlichem Fleisse verschaffte er sich eine genaue Kenntnis der Akten; die Referate über die einzelnen Schutzgebiete vertraute er Männern an, die diese aus eigener Anschauung kannten; auf Urlaub in Deutschland weilende höhere Kolonialbeamte und Offiziere zog er zur Mitarbeit heran. Er selbst gab bekannt, dass er nach Beendigung der nächsten Reichstags-tagung die Kolonien bereisen wolle, um sein Urteil auf eigene Anschauung gründen zu können.

Um aber Herr im eigenen Hause zu werden, galt es einen schweren Kampf; denn die in dem Reichstage ausschlaggebende Partei hatte sich einen Einfluss auf die koloniale Verwaltung zu verschaffen gewusst, der jede berechnete oder zulässige Grenze weit überschritt, und der zur Durchsetzung persönlicher und unberechtigter Wünsche eingesetzt wurde. Von ihr wurde es übel vermerkt, dass der neue Leiter im Kolonial-Amte sich weniger zugänglich erwies, und ihre Führer beschlossen, Dernburg ihre Macht fühlen zu lassen.

Vor den Reichstag trat der neue stellvertretende Staatssekretär mit einer Denkschrift über die finanzielle Entwicklung der Schutzgebiete, die in weiten Volkskreisen mit ihren Zahlen grosses Aufsehen erregte. Die Kolonien waren so oft als wertlos geschildert worden, und man sah sie, die widersprechenden Ausführungen der Kolonialfreunde mit ungläubigem und überlegenem Lächeln ablehnend, in günstigem Falle als einen lästigen Besitz an, den man nur um der Volksehre willen festhalten müsse, weil man ihn einmal in törichter Begeisterung erworben habe; Dernburgs Denkschrift zeigte sie im Lichte kaufmännischer Berechnung als Länder, deren an sich schon erheblicher Wert einen steigenden Ertrag abwerfen müsse, wenn sie planmässig entwickelt würden. Auch der Widerspruch, der gegen die angeblich phantastischen Berechnungen gerade in kaufmännischen Kreisen laut wurde, konnte daran nicht viel ändern. Das sichere Empfinden Dernburgs für den Mangel der bisherigen Aufklärung, sein Glaube an die hinreissende Gewalt nackter Zahlen und die überraschende Aufhellung neuer Gesichtspunkte verrieten, dass er in besonderem Masse die Gabe besass, eine Mehrheit zu gewinnen.

Am 3. Dezember 1906 begann der Entscheidungskampf. Wieder zeigten sich neue Seiten in der reichen Beanlagung dieses Mannes; mit rednerischer

Begabung, mit ruhiger Festigkeit und mit gewandter Sicherheit im Wortgefecht wies er die Angriffe des Abgeordneten Roeren zurück. Er hatte es gewagt, den Kampf mit dem allmächtigen Zentrum aufzunehmen, und mit Begeisterung verschlangen in jenen Tagen alle Deutschen, die unter der Herrschaft des Zentrums geseufzt hatten, die Reichstagsberichte. Dernburg erschien als ein Mann, der sein Amt und seine Stellung aufs Spiel setzte, nur um das Reich aus Fesseln zu befreien, die fast unzerreissbar erschienen waren. Als man hörte, dass der Reichskanzler seinen neuen Kolonialsekretär nicht fallen liess, und sah, dass das Zentrum seinen Widerstand nicht aufgab, war kein Zweifel mehr, dass der Kampf nicht in dem Wallotbau am Königsplatze, sondern im Reiche bei den Wahlen ausgefochten werden musste. Am 13. Dezember 1906 erfolgte die Auflösung des Reichstags, die unser Volk vor die Entscheidung stellte, ob es noch möglich sei, eine nationale Mehrheit zu bilden. Das Banner der Kolonialpolitik war aufgepflanzt, um alle Männer um sich zu scharen, die grosse nationale Aufgaben noch höher werteten als Partei-rücksichten, und Dernburg war der Bannerträger. Damals wurde es auch dem kühnsten Zweifler klar, dass die Kolonien kein Spielzeug sind, dass ihr Ausbau eine der höchsten Lebensaufgaben unseres Volkes ist, und dass diese friedliche gemeinsame Kulturaufgabe uns not tut und uns immer mehr befähigen wird, alle trennenden Unterschiede der Parteien zu vergessen und uns als ein einiges Volk zu fühlen. Auch den Gegnern die bald den Kampf gegen die Kolonialpolitik an sich aufgaben und immer wieder betonten, dass sie dasselbe Ziel nur auf anderem Wege erstrebten. Jene Wahl hat die Kolonien wirklich volkstümlich gemacht; und das wird Dernburgs grösstes Verdienst immer bleiben, dass er die gefährliche Lauheit überwunden und so den Stein zerschlagen hat, der den jungen Baum der deutschen Kolonialpolitik bis dahin gehindert hatte, seine Wurzeln in das Herz des deutschen Volkes zu senken.

Alle Kolonialfreunde griffen mit Eifer ein, nicht zum wenigsten die Deutsche Kolonialgesellschaft. Ihre Tätigkeit war weniger sichtbar, als die des Kolonialwirtschaftlichen Komitees mit seinen wirkungsvollen Flugblättern, weniger geräuschvoll als die des kolonialen Aktionskomitees in Berlin; auch hat sie sich als Gesellschaft nicht in den Streit der Parteien gemengt und so den Fehler vermieden, der den Flottenverein nachträglich in die Gefahr einer Spaltung gebracht hat. Durch ihre Aufklärungsarbeit, durch Veranstaltung von zahllosen Vorträgen, durch Darbietung von Material und, gemäss dem Aufrufe ihres erlauchten Präsidenten vom 15. Dezember 1907, durch die hingebende Arbeit von Hunderten ihrer kolonialverständigen Mitglieder in den Abteilungen und in allerhand Verbänden und Vereinen hat sie aber doch geleistet, was irgend erwartet werden konnte. Das ganze Heer der Kolonialfreunde scharte sich willig und begeistert um ihren Führer. Das war unbestritten Dernburg. Er stieg selbst in den Kampf herab und begann einen Kreuzzug der Erziehung zum kolonialen Verständnis, wie man

ihn in Deutschland noch nicht gesehen. Ein Staatsbeamter in so hoher Stellung reiste als Wahlredner von Stadt zu Stadt.

Am 8. Januar sprach Dernburg in Berlin in der Versammlung, die das kolonialpolitische Aktionskomitee veranstaltet hatte, über die Ziele und Aufgaben moderner Kolonisation. Er bezeichnete sie als „die Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation“, die dafür „zu der Gegengabe ihrer höheren Kultur, ihrer sittlichen Begriffe, ihrer besseren Methoden verpflichtet“ sei. Die Erziehung der Eingeborenen nannte er das Hauptproblem, das zu lösen sei. Auf dem Handelstage in Berlin, 3 Tage später, sprach der Kaufmann zu Kaufleuten über die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien. In vier Sätzen am Schlusse wurde als Ergebnis festgestellt, dass ihr Besitz, wenn sie richtig entwickelt werden, der stetig wachsenden Bevölkerung unseres Vaterlandes Arbeit, der Produktion Rohstoffe und einen Einfluss auf deren Preisgestaltung sichert und unser Volksvermögen innerhalb der Binnengrenzen zu erhalten vermag. Es folgten die Reden in München und Stuttgart und vor der Stichwahl die Rede vor der Handelskammer in Frankfurt a. M. In dieser ging Dernburg von den 12 Leitsätzen aus, die die American Oeconomic Association auf Grund umfassender vergleichender Studien der Kolonialpolitik ihres Landes dargeboten hat, zugleich aus seiner genauen Kenntnis der englischen und französischen Kolonialverwaltung Vergleiche bietend. Schon damals liess der Staatssekretär keinen Zweifel, dass er den Verkehr durch Eisenbahnen heben wollte, die vom Staate mit Anleihen ohne eigentliche Belastung des Reiches gebaut werden sollten. Auch für seine spätere Steuerpolitik und über seine Stellung zu privaten Unternehmungen in den Kolonien finden wir in dieser Rede manchen Hinweis.

Diese fünf grundlegenden grossen Reden in dem Zeitraume eines Monats sind eine Leistung, die, wenn man die sonstige Arbeitslast des Staatssekretärs in Betracht zieht, den Leser mit Bewunderung für Dernburg erfüllen muss. Vor allem ist es seine besondere Begabung, aus einer sicheren Beherrschung des Stoffes heraus den Hörer tiefer in die Aufgaben der Kolonialpolitik hineinzuführen und ihm, er mag wollen oder nicht, durch die ebenso durchsichtige und gefällige, wie ernste und anregende Darstellung gespannte Aufmerksamkeit abzunötigen.

Die Wahlen vom 25. Januar und vom 5. Februar 1907 ergaben eine kolonialfreundliche Mehrheit. Was sie für die gesamte deutsche innere und äussere Politik bedeuteten, kann hier nicht einmal angedeutet werden; es sei aber darauf hingewiesen, dass Dernburg sich damals als ein Führer der nationalen Parteien auch über die Kolonialpolitik hinaus Verdienste um unser Vaterland erworben hat. Am 12. März bewilligte der Reichstag die Kosten für die Eisenbahn bis Keetmanshoop und für die Kriegführung in Südwestafrika, am 8. Mai den Haushaltsentwurf, am 14. eine Entschädigung von 5 Millionen für

die Ansiedler; am 17. wurde das selbständige Reichskolonialamt errichtet und Dernburg zum Staatssekretär ernannt; als Unterstaatssekretär wurde ihm auf seinen Antrag der frühere Gouverneur von Südwestafrika von Lindequist beigegeben.

Der neue Staatssekretär sah es, seiner früheren Ankündigung entsprechend, als seine erste Aufgabe an, die Kolonien aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zunächst Ostafrika. Er besuchte in der Zeit vom 13. Juli bis zum 13. Oktober 1907 Daressalam und Zanzibar, fuhr mit der Uganda-bahn durch Englisch-Ostafrika zum Viktoria Nyanza, zog mit seiner Karawane nach Tabora hin und zurück und begab sich zuletzt nach Tanga und Usambara. Mit grossen Erwartungen hatte man dieser Reise entgegen-gesehen; es konnte nicht ausbleiben, dass einige davon enttäuscht wurden. Dass die Reise aber zu so scharfen, sachlichen wie persönlichen Anfeindungen Dernburgs führen würde, wie es der Fall war, das war nicht voraus-zusehen gewesen.

Hatte schon der am Tage vor der Ausreise bekannt gegebene Erlass über die Vollziehung der Prügelstrafen verraten, dass der Staatssekretär mit Misstrauen gegen die Weissen in Ostafrika erfüllt war und es als seine Pflicht ansah, die Schwarzen gegen Übergriffe in Schutz zu nehmen, so glaubte man im Schutzgebiete selbst, es herausfühlen zu können, dass jenes Misstrauen sich bis zum offenbaren Übelwollen gesteigert habe. Es ist seitdem mehrmals, insbesondere auch in Bremen durch den Unterstaatssekretär von Lindequist erklärt worden, dass an diesen unerquicklichen Verstimmungen irreführende Berichte die wesentliche Schuld getragen haben. Die sachlichen Gegensätze hatten einen tieferen Grund.

In Deutschland sprach Dernburg nach seiner Rückkehr zuerst in Frank-furt a. M. vor der deutschen Kolonialgesellschaft am 5. Dezember 1907. Neben der Ankündigung seiner diesjährigen Reise nach Südwestafrika, die für seine zielsichere und weitausschauende Unternehmungslust Zeugnis ablegte, brachte diese Rede die ersten Andeutungen über den Ertrag seiner Reise. Der Staatssekretär erklärte nach einer rückblickenden Betrachtung, dass Ost-afrika an einem Wendepunkte stehe. Es sei künftig nicht mehr nötig, die unproduktiven Ausgaben für Kolonialtruppen und Verwaltung zu steigern, eher könne man sie einschränken. Ein wohlausgedachtes Netz von Eisen-bahnen könne ohne Aufwand von ungeheuren Summen, ohne die Ausgabe auch nur einer unproduktiven Mark geschaffen werden. Die eigentlichen Aufgaben, die wir zu betreiben haben, sind ihm die Erschliessung der grossen Schätze des Landes, die Hebung der Wirtschaft und Produktion der Eingeborenen und die Erzeugung der Rohstoffe für die Heimat, womit die soziale und ethische Hebung der Eingeborenen untrennbar verbunden sei. Für diese Zwecke will er auch eine tatkräftige Bekämpfung der Seuchen und Krankheiten, die Unterstützung der Missionen, Verbesserung von Kulturmethoden und Pflanzenarten, Schutz von Wald und Wasserstellen.

Für den deutschen Landwirt in Ostafrika war die Zusicherung von Wert, dass der Staatssekretär sich gern bereit erklärte, die Abneigung der Schwarzen gegen die Arbeit auf den Pflanzungen nach Kräften überwinden zu helfen; „denn es ist die einzige Schwierigkeit, die sich dem intelligent betriebenen und wirtschaftlich wertvollen, ja für gewisse Produktion unentbehrlichen Plantagenbau zurzeit entgegenstellt“.

Vier Tage darauf erfolgte die Rede in Oldenburg. Sie brachte eine Wertung der Eisenbahnen an dem Beispiele der Ugandabahn und dem Gegenbeispiele der Karawanenreise nach Tabora, sowie eine sehr wohltuende warme und herzliche Anerkennung für die Arbeit, die unsere Kolonialbeamten namentlich in der Rechtspflege im Inneren der grossen Kolonie leisten. Ein Vergleich zwischen den Bedingungen des Ackerbaues durch die Schwarzen auf eigenem Boden und denen grösserer Pflanzungen unter deutscher Leitung fiel sehr zu gunsten der Eingeborenenkulturen aus und liess den Weissen nur den Anbau solcher hochwertiger Pflanzen übrig, deren Ausbeutung und Verwertung nur nach Aufwendung grosser Kapitalien mit Maschinen möglich ist. Weil aber die Erträge der Pflanzungen von den Schwankungen des Weltmarktes abhängen, so dürfe man sie nicht zum Nachteile anderer Hilfsquellen des Landes begünstigen, damit nicht das ganze wirtschaftliche Leben der Kolonie verderblichen Erschütterungen ausgesetzt werde. Es war eine grosse Enttäuschung für alle die kolonialen Kreise Deutschlands, die in einer Handelskolonie nicht ihr Ideal erblickten, dass der leitende deutsche Staatssekretär über die Pflanzungen so wenig günstig urteilte und von der Ansiedlung deutscher Familien gar nichts mitteilte. Vor kurzem schrieb Professor Samassa in den Hamburger Nachrichten: „Wir werden uns nur im äussersten Notfalle entschliessen, eine Kolonie als eine Handelskolonie zu betrachten, wenn die klimatischen Bedingungen es gar nicht anders zulassen. Der ethische Wert der Kolonie besteht eben in erster Linie darin, dass das Neuland der Betätigung von Energie und Unternehmungslust ein weites Feld bietet, dass auch der, der nichts sein eigen nennt, dort die Möglichkeit findet, nicht gefahrlos und nicht spielend, emporzukommen und zu selbständiger Stellung und eigenem Besitze zu gelangen. Nicht nach der Handelsbilanz, sondern nach dem Raum, den sie deutscher Besiedelung bieten, müssen wir unsere Kolonien bewerten.“ Samassa hat damit einer Grundanschauung treffenden Ausdruck verliehen, die in einem grossen Teile des deutschen Volkes lebt, nicht nur auf dem Lande, sondern auch bei den Städtern, die in der Enge des Berufs und der Strassen auf das Landleben wie auf ein verlorenes Paradies zurückblicken. Aus ihren Kreisen kommen die meisten deutschen Pfadfinder in den Kolonien, auch die Mehrheit der Beamten, Ärzte und Offiziere, die sich der besonderen Anerkennung des Staatssekretärs erfreuen durften. Eine Kolonialpolitik ohne das ehrliche Bemühen, diesem urdeutschen Sehnen des Volkes nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, würde in Deutschland in kurzer Zeit den Boden unter den Füßen verlieren.

Das Bekenntnis zu einer vorherrschenden Handelspolitik in Ostafrika fand im Gegensatz zu jenen Volksteilen freudige Zustimmung bei einem Teile der Kaufmannschaft, die mit Stolz auf ihre Erfolge in Togo hinwies und das Streben nach deutscher Siedlung als eine rückständige „Kolonialschwärmerei“ betrachtete. Die Freude war um so grösser, als in der Tat gegen die Grundsätze gesunder Wirtschaft in den vorangegangenen Jahren mehr als einmal in unverständiger Weise verstossen worden war und eine einseitige Begünstigung der Pflanzungen dem freien Handel hätte Abbruch tun müssen. Was man bei der Berufung Dernburgs in die leitende Stellung erhofft hatte, ging in Erfüllung: Der ordnende, rechnende, nüchterne Kaufmann gab bei allen Erwägungen und Plänen die entscheidende Stimme ab.

Volle Klarheit über die Pläne des Staatssekretärs brachte der 18. Februar 1908 und die Aufhebung des Kolonialrats am Tage vorher. Diese beseitigte eine Körperschaft, die überflüssig erscheinen durfte, nachdem eine Reihe von erfahrenen Kolonialpolitikern in den Reichstag selbst eingezogen waren und alle Parteien eine bestimmte Stellung zu den kolonialen Fragen nicht mehr umgehen konnten. Der Staatssekretär bewies durch diese Massnahme sein tatkräftiges Bemühen, klare Verhältnisse zu schaffen, der Reichsregierung die allein entscheidende Stellung und die volle Verantwortung zuzuweisen und gleichzeitig den Reichstag zur Übernahme seiner Verantwortlichkeit an den kolonialen Massnahmen zu nötigen. Seine Mehrheitsparteien konnten sich, selbst wenn sie es gewollt hätten, nicht mehr im Vertrauen auf die Zustimmung des Kolonialrats die eigene Prüfung leicht machen. Diesem Drängen nach Klarheit der Stellungnahme und diesem Mute zur Übernahme der vollen Verantwortung gab auch die Programmrede vor der Budgetkommission Ausdruck. Sie forderte „grössere sanitäre und wirtschaftliche Fürsorge für die Eingeborenen, verständigen Ausbau der Verkehrswege und eine schärfere Organisation der Verwaltung ohne grösseren Aufwand, aber mit mehr Zusammenfassung der vielen guten Dinge, die wir schon geleistet haben“. Die Eingeborenen stellte Dernburg als das wichtigste Aktivum der Kolonie und zugleich als besonders schutzbedürftig dar. Er verbreitete sich ausführlich über ihre Leiden und Lasten, lehnte jeden Arbeitszwang, Erhöhung der Hüttensteuer und der Zölle auf Lebensmittel ab, unterstrich ihre Steuerleistung und rühmte ihre Neigung für Reichtum, Wohlleben und Erwerb als einen Vorzug, aus dem ein Aufblühen der Kolonie hergeleitet werden könnte.

Weniger günstig urteilte er über die Pflanzler und Kleinsiedler. Es war das zum Teil natürlich, weil er sich zugleich gegen Angriffe verteidigte, die von den Pflanzern ausgegangen waren, und Ansprüche abwies, die ihm mit dem Gesamtinteresse des Reiches und der Kolonie nicht vereinbar zu sein schienen. Andererseits erklärte er wiederholt, auch ihre Interessen fördern zu wollen, soweit es angehe. Er erkannte die schwierige Lage, in die die deutschen Pflanzler dadurch geraten sind, dass die Regierung, die

bei allen Entscheidungen über den Parteien stehen solle, zugleich die Partei der Eingeborenen führen müsse, und versprach, durch Ernennung von Eingeborenenkommissaren Abhilfe zu schaffen. Er sah eine Ursache des Arbeitermangels in dem Zusammendrängen der Pflanzungen auf kleinerem Raume und erklärte, dafür eintreten zu wollen, dass die Arbeiter wohlfeil beschafft würden „auf Grund von Massnahmen, die den Mann veranlassen, gern auf die Pflanzungen zur Arbeit zu gehen“. Den Kleinsiedlern erklärte er, sie seien willkommen, die Regierung sei nicht gegen eine deutsche Besiedelung von Ostafrika. Es sei gar keine Rede davon, dass er aus Ostafrika mit dem Hamburger Ring eine Neger- und Handelskolonie machen wolle. Aber demgegenüber lehnte die Rede Massnahmen gegen die Inder ab, sprach aus, dass eine grosse Einwanderung nach Ostafrika noch nicht an der Zeit sei, dass der Ansiedler keinen Gegenstand für besondere Benefizien bilden könne und stellte als Tatsache hin, dass ein Weisser höchstens 10 Jahre in Ostafrika leben könne und in dieser Zeit sich das Vermögen erwerben müsse, dessen er für seine Rückkehr nach Deutschland bedürfe.

Für die Verwaltung brachte das Programm bessere Ausbildung und grössere Stetigkeit der Beamten, Vereinfachung des Rechnungswesens und seiner Nachprüfung durch den Rechnungshof und eine Änderung des Haushaltes, die auf Kosten der wohlhabenden Bezirke die finanzielle Macht des Gouverneurs stärken und dem Reichstage klaren Einblick gestatten soll.

Die Urteile, ob der Staatssekretär mit seinem Programm und allen seinen Plänen den rechten Weg für das Gedeihen der Kolonien und besonders von Ostafrika gewählt hat, sind, wie nach der Oldenburger Rede, grundsätzlich verschieden. In der Kommission und im Plenum des Reichstages sind seine Ausführungen eingehend besprochen worden. Bei diesen Verhandlungen gab unter allgemeiner Zustimmung von rechts und links der Redner der konservativen Partei das Urteil ab: „Ich will auch nicht verhehlen, besonders anzuerkennen, dass der Herr Chef der Kolonialverwaltung in ausgiebigster und reichlichster Weise zu jeder Auskunft bereit gewesen ist und bei jeder Gelegenheit voll und ganz gezeigt hat, dass er der Sache Herr ist und den besten Willen hat, die Sache mit allen Kräften zu fördern. M. H., der Chef der Kolonialverwaltung hat uns dabei gezeigt, dass er ein Mann von energischer Initiative ist. — Dass ein fester Wille und ein klarer Plan vorliegen, davon haben wir uns überzeugt. Wir haben uns überzeugt, dass er bei diesen Eigenschaften gewillt ist, in gleicher Weise den Handel, die Landwirtschaft und die einzelnen Rassen, die Weissen wie die Schwarzen, in unserem Schutzgebiete zu fördern; dass es neben wirtschaftlichen Gesichtspunkten kulturelle und nationale in jeder Weise waren, die die Vorträge des Chefs der Kolonialverwaltung durchglühten.“

Nach solcher Erklärung können die in der folgenden Debatte zutage getretenen Meinungsverschiedenheiten schwerlich die Bedeutung haben, die

ihnen von gegnerischer Seite gern zugeschrieben wird. Rühmte doch der Abgeordnete Erzberger, Dernburg habe sich ganz auf den Boden des Zentrums gestellt. Ihm waren die Einwendungen der Mehrheitsparteien gegen das Dernburgsche Programm ein „Schauspiel für Götter“. Die Redner, die dem Programm nicht zustimmten, verlangten ein entschiedenes Eintreten für deutsche Ansiedlung zum Zwecke der Erzielung völkischen Zusammenhanges und der Entstehung deutscher Dörfer mit Kirchen und Schulen. Dem setzte Dernburg entgegen, dass er „um seines Gewissens willen nicht zulassen könne, dass irgendwer, ohne Warnung auf Grund von Erklärungen und Erzählungen, dass die Leute in Uehe ein grosses Vermögen würden machen können, hinausgedrängt werde.“ Wer aber freiwillig komme, aus eigener Überlegung heraus, der werde unter allen Umständen die Unterstützung der Regierung haben.

Erkennt man in dieser Erklärung jedenfalls die strenge Gewissenhaftigkeit und das Verantwortungsgefühl des Staatssekretärs, so zeigt sich in der Zusicherung erneuter und gründlicher Untersuchung, dass dieser trotz seiner Überzeugungstreue und Energie doch auch gegnerischen Ansichten gerecht zu werden sucht. Er will in Erwägung ziehen, ob die Inder aus Ansiedlungsgebieten ferngehalten werden können, er hat das Reichsgesundheitsamt über die Erfahrungen befragt, die mit der Gesundheit weisser Ansiedler in den Tropen bisher gemacht sind, und der Unterstaatssekretär v. Lindequist hat den Auftrag erhalten, die Ansiedlungsmöglichkeit an Ort und Stelle eingehend zu ergründen. Man wird angesichts der in kolonialen Kreisen noch nicht ganz überwundenen Uneinigkeit in dieser Frage zugeben müssen, dass das Verfahren des Staatssekretärs billigen Ansprüchen gerecht zu werden sucht.

Am 7. Mai 1908 hatte der Reichstag die Bahnvorlage angenommen, am 10. reiste der unermüdliche Mann bereits nach Südafrika ab. Dort hat er alle englischen Kolonien besucht und alle Einrichtungen, Anlagen, Verordnungen und Unternehmungen besichtigt und studiert, die für Deutsch-Südwestafrika Vergleichswert oder unmittelbare Bedeutung besitzen. So ausgerüstet betrat er den Boden unserer blutgetränkten und vielgeschmähten, aber auch dem Herzen des ganzen Volkes liebgewordenen Siedlerkolonie. Dernburg hat sie nach allen Richtungen hin mit Einsetzung aller seiner Kraft und Zähigkeit unter bemerkenswerten Anstrengungen durchreist, einem jeden Rede gestanden und an jeder Sorge teilgenommen, die auf dem Wirtschaftsleben der Kolonie lastete, durch persönliches Entgegenkommen Misstrauen zerstreut und sich nach Zeitungsberichten allgemeine Verehrung im Lande erworben. Seine Reiseergebnisse hat er in der Abschiedsrede in Swakopmund am 21. August, dem Vorabend der Abreise, bekannt gegeben. Meist fanden seine Pläne Zustimmung, manches wird noch näher zu erörtern sein: für das Bild des Staatssekretärs ist es unerheblich, wie diese Entscheidungen im einzelnen fallen werden. Dernburg hat auch in Südwest-

afrika die humanitären Gesichtspunkte in der Eingeborenenfrage im Auge behalten, auch hier vor unbesonnener Einwanderung wirtschaftlich schwacher Leute gewarnt; aber er hat in derselben Rede es ausgesprochen, dass er in vielen Siedlern „frische, tätige und schaffensfrohe Menschen“ kennen gelernt habe, „die selbst wissen, dass sie von dem Schweisse ihrer Hände leben können und leben wollen, und dass sie eine grosse, freie Umgebung in Gottes gewaltiger Natur einem oft engen und bedrückten Leben in der Heimat vorziehen, Leute, die wissen, dass sie tauschen, um zu tauschen“. Wir sehen daraus, dass der Staatssekretär des deutschen Reiches auch für den Wert deutscher Siedlung volles Verständnis hat, und ziehen gern den Rückschluss, dass nur ungünstige Eindrücke in Ostafrika ihn veranlasst haben, dort eine abwartende Stellung einzunehmen.

Überall beobachten wir bei dem Staatssekretär Dernburg die Neigung, Einzelerfahrungen zu verallgemeinern und in schneller Entschlossenheit zu einem stolzen Gedankengebäude auszubauen. Darin liegt seine Stärke, wo ausreichende eigene Erfahrung den Gedankenflug lenkt; darin liegt eine Gefahr, wo er sich vorwiegend auf fremde Erfahrungen und Urteile angewiesen sieht. Als klarblickender Denker und Mann von Weltkenntnis hat er gerade darum nicht unterlassen, sich eigene Erfahrungen in allen kolonialen Dingen zu sammeln. Dass dies einem Staatssekretär, der nicht Wochen und Monate an einem Orte weilen kann und frei über alle Hilfsquellen gebietet, nur in sehr beschränktem Masse möglich ist, und dass er aus seinen kurzen Reisen nur dann den wertvollsten Ertrag erzielen wird, wenn er Männer gefunden hat, auf deren Urteil er sich im einzelnen vertrauensvoll stützen kann, darüber wird sich ein Dernburg keiner Täuschung hingeben. Denn darin besteht nach den Lehren der Geschichte die wichtigste und schwierigste Pflicht derer, die die Geschicke von Völkern zu leiten haben, die rechten Männer für den rechten Platz zu finden und ihnen vertrauensvoll bei eigener Zurückhaltung freie Bahn zu lassen, ungeeignete Männer aber zu durchschauen und von verantwortungsreichen Stellungen fernzuhalten oder zu entfernen.

Schon jetzt hat das deutsche Volk reichen Grund, dem Staatssekretär Bernhard Dernburg für seine rastlose Arbeit an der Erschliessung der Kolonien dankbar zu sein. Möge es ihm beschieden werden, sie in ungestörter Fortentwicklung erblühen zu sehen!

21. Oktober 1908.

Dr. Schneider.

Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1907 [08].

Von Professor Dr. G. K. Anton in Jena.

Auf die Frage nach einem Kennzeichen der Kolonisationen der verschiedenen Völker ist einmal die Antwort gegeben worden, man könne sie am besten daran unterscheiden, was ein jedes Volk nach dem Erwerbe eines neuen Landes für das dringendste Erfordernis halte. Uns Deutschen erschiene als solches ein Schilderhaus, den Franzosen ein Café chantant in der Nähe einer Kirche, den Belgiern im Kongostaate ein Hinrichteplatz und den Engländern eine Eisenbahn. Wollte man demjenigen, der dieses Scherzwort schuf, heute die Frage vorlegen, was unsere koloniale Entwicklung seit dem denkwürdigen Winter 1906/07 charakterisiere, er würde antworten: weniger Schilderhäuser und mehr Eisenbahnen.

Nicht nur konnte am 31. März 1907 der Kriegszustand in Ostafrika bis auf einen Teil des Bezirkes Songea aufgehoben werden und damit der im August 1895 ausgebrochene Aufstand als niedergeworfen gelten, auch in Südwestafrika folgte dem weihnachtlichen Frieden mit den unbesiegten Bondels im September 1907 der Tod des tatkräftigsten Hottentottenführers Morenga, den auf kapländischem Boden britische Kugeln ereilten. So war auch im Süden des schwergeprüften Landes die Ruhe wiederhergestellt. Nur einzelne Banden pflegten noch den Viehraub, ohne den Frieden ernstlich zu bedrohen. Ob freilich der Vertrag mit den Bondels ihn dauernd sichert, bleibt abzuwarten. In den übrigen Schutzgebieten kam es zu keinen umfangreicheren kriegerischen Unternehmungen, wenn auch lokale Unbotmässigkeiten in Togo und Neuguinea zum Einschreiten nötigten und eine ganze Reihe militärischer Expeditionen sowohl im Süden wie im Norden Kameruns erforderlich wurde. Sie erscheinen als die natürliche Folge der wachsenden Ausbreitung unserer Herrschaft, die seit den französischen Kämpfen in den Tschadseegebieten im Jahre 1900 nicht mehr länger auf den Küstengürtel beschränkt bleiben konnte. Wir brauchen aber weder um dieser Kämpfe willen noch wegen der dann und wann auftauchenden Nachrichten einer Araberverschwörung im Süden Ostafrikas pessimistischen Erwartungen uns hinzugeben, seitdem wir uns endlich entschlossen haben, den Landfrieden nicht bloss auf Schilderhäuser und Kanonen zu gründen.

Das billigere und für seine dauernde Bewahrung am besten geeignete Mittel, das zugleich den Eingeborenen die Wohltat unserer Herrschaft am eindrucksvollsten vor Augen führt, die Lokomotive, ist in ihrer hohen Bedeutung für die strategische Beherrschung wie für die Kulturerschliessung weder von unseren Kolonialfreunden noch von unseren früheren Kolonialverwaltungen jemals verkannt worden. Unsere deutsche Gründlichkeit aber, die sich über die notwendigen Linien nicht zu einigen vermochte, und der

Mangel einer Regierung, die im Streite der Meinungen die Führung übernommen und den Reichstag mit sich fortgerissen hätte, haben es bewirkt, dass die Ausstattung unserer Schutzgebiete mit Eisenbahnen nur schüchtern sich vollzog und zum Teil unter Bedingungen, die das staatliche Interesse zu kurz kommen liessen und bedenklich an die unkluge Landkonzessionspolitik erinnern. Ende 1906 waren erst 1350 km im Betriebe, die sich während des Jahres 1907 um 402 km vermehrten. Von dieser Zunahme entfiel der grössere Teil auf die schon vorher begonnenen und 1907 völlig fertiggestellten Linien Lome—Palime und Daressalam—Mrogoro, der kleinere auf die erst 1907 in Angriff genommenen Kubub—Keetmanshoop und die Verlängerung der privaten Otavibahn nach Grootfontein.

Den rund 1500 km, die die früheren Kolonialverwaltungen nach und nach dem Reichstage abgerungen hatten, sind nun im Frühjahr 1908 mit einem Schlage ebensoviel neue Linien hinzugefügt worden. Der erfreuliche Wandel, der sich hierin ausdrückt, findet seine Erklärung in der Änderung sowohl der politischen Lage wie der allgemeinen Bewertung unserer Kolonien und vor allem in der Persönlichkeit Dernburgs. Nachdem er jenes kaudinische Joch abgeschüttelt hatte, das seinem Vorgänger auferlegt gewesen war, führten die im Januar 1907 zum ersten Male unter kolonialer Losung sich vollziehenden Reichstagswahlen zwar nicht zu der erwarteten Mandatsverringerung der Zentrumsparlei; ihr überragender Einfluss aber wurde zerstört. Die unverhoffte Verminderung der sozialistischen Sitze und die Erinnerung an die Antastung der kaiserlichen Kommandogewalt durch das Zentrum bewog die Konservativen, von dem alten Freunde abzurücken und einige Finger ihrer Hand den Liberalen zu reichen. Die mit der neuen Blockmajorität sich bietende Gunst der politischen Lage und der laute Wiederhall, den der koloniale Gedanke infolge der Dezembervorgänge des Kreuzzuges, den zu seiner Belebung Dernburg in Person einleitete, allenthalben fand, machten es der Regierung möglich, ein grosszügiges Eisenbahnbauprogramm nicht nur zu entwerfen sondern auch durchzusetzen.

Schon seine sorgfältige Vorbereitung bewies, dass wir jetzt eine Kolonialverwaltung besaßen, die selber schieben wollte anstatt sich schieben zu lassen. Nachdem sie die Erfahrungen älterer Kolonialvölker gründlich studiert hatte, überreichte sie im April 1907 das Ergebnis unseren Parlamentariern in Gestalt einer umfassenden Denkschrift über die Eisenbahnen Afrikas. Drei Viertel Jahre später trat sie mit der Nutzenanwendung auf unsere eigenen Schutzgebiete hervor und verlangte vom Reichstage die Zustimmung zum Bau folgender Linien: in Togo der zweiten Inlandsbahn Lome—Atakpame, 180 km, von hervorragender Bedeutung für die Ölpalmenutzung und Baumwollkultur sowie einziges Mittel, um zu verhindern, dass bei der schmalen Gestaltung Togos Bahnen der Nachbarkolonien uns den Verkehr absaugen; in Kamerun der Südbahn Duala—Widimenge, 360 km, die infolge der bei Widimenge eintretenden Schiffbarkeit des Nyongflusses einen Verkehrsweg von doppelter Länge gewährleistet und ebenso militärische wie wirtschaftliche Bedeutung besitzt; in Südwestafrika einer Abzweigung der neuen Südbahn von dem kurz vor Keetmanshoop gelegenen Seeheim nach Kalkfontein, 183 km., in erster Linie von strategischem Werte; endlich in Ostafrika einer kleinen Verlängerung der Usambarabahn um 45 km bis zum Panganifluss und einer grossen der Bahn von Daressalam nach Mrogoro um 700 km bis nach Tabora im Herzen der Kolonie. Diese letztere, das künftige Rückgrat des ostafrikanischen Eisenbahnnetzes vermag ihren vollen strategischen und wirtschaftlichen Nutzen nur zu gewähren, wenn auf der

Linie Daressalam—Mrogoro, die sie erst mit der Küste verbindet, keine entgegengesetzte Tarifpolitik getrieben wird. Es erschien daher unumgänglich, zugleich diese Privatbahn einer solchen Kontrolle zu unterwerfen, dass die Einheitlichkeit des Verkehrs auf der ganzen Strecke Daressalam—Tabora und das staatliche Interesse gewahrt wurden. Der hierauf abzielende Vorschlag, durch Ankauf mindestens der Mehrheit ihrer Aktien die Stimme der Regierung zur entscheidenden zu erheben, musste auch die aus den Mängeln der Konzession jener Privatbahn drohenden Nachteile für eine gesunde Entwicklung des Schutzgebietes aufheben, ohne berechnete Gesellschaftsinteressen zu verletzen. — Der Bau der neuen Linien und der Ankauf der erwähnten Aktien waren auf 150 Millionen Mark veranschlagt, die durch eine Anleihe in 5—6 Jahren beschafft werden sollten.

Wenn nun auch dieses Programm dem Einen zuviel, dem Andern zu wenig brachte, den Dritten enttäuschte, weil ihm andere Linien dringender erschienen, so beweist seine glatte Annahme durch den Reichstag doch, dass die Regierung das vom Parlament Erreichbare richtig eingeschätzt hatte. Jedenfalls war es politisch klug und unserer kolonialen Entwicklung nur dienlich, wenn sie nicht gleich den Bogen überspannte und so statt teilweiser Ablehnung einen vollen Erfolg erzielen konnte. Die weise Selbstbescheidung, mit der sie auch gegenwärtig wieder, angesichts der grossen Reichsfinanzreform, koloniale Wünsche zurückstellt, schliesst keineswegs die rationelle Ausgestaltung unseres Kolonialbahnnetzes für die Zukunft aus.

Die Verzinsung und Tilgung der 150 Millionen soll, von dem noch notleidenden Südwestafrika abgesehen, ohne Erhöhung des Reichszuschusses aus den eigenen Einnahmen der Schutzgebiete bestritten werden. Diese Erwartung erscheint um so berechtigter, als nicht nur ihr Etat von Ausgaben entlastet werden wird, die von Rechtswegen auf den des Mutterlandes gehören, sondern weil auch mit jeder neuen Eisenbahn die mittelbare Wirkung auf die Staatsfinanzen sich steigert. Was uns hier bevorstehen kann, lehrt ein Blick auf die Entwicklung der Gebiete am Viktoriasee. Indem ihre Massenerzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht durch die Uganda-bahn absatzfähig wurden, blühte das Erwerbsleben der Eingeborenen und der Handel mit ihnen dermassen auf, dass die Zolleinnahmen unseres Zollamtes Muansa seit Eröffnung der Bahn sich versiebenunddreissigfach haben. Sie stiegen von 7885 Rp 1902 auf 294244 Rp in 1906, während gleichzeitig die Hüttensteuer der Eingeborenen von 31084 auf 142674 Rp sich erhöhte.

Sind derartige Steigerungen auch nicht von jeder beliebigen Bahn zu erwarten, so tragen doch die neubewilligten teils den Charakter künftiger Hauptlinien des Verkehrs, die am ehesten die Staatseinnahmen befruchten, teils haben sie zunächst vorwiegend strategische Bedeutung, die ausgabensparend wirkt. So wird die durch die Linie Seeheim—Kalkfontein ermöglichte Ersparnis am Bestande der dortigen Truppe und an Transportkosten für sie auf 2 Millionen Mark jährlich beziffert.

Anders als diese mittelbare Wirkung auf die Staatsfinanzen ist die unmittelbare, die privatwirtschaftliche Rentabilität der Bahnen zu beurteilen. In dieser Hinsicht haben sich recht erfreuliche Betriebsergebnisse auf unserer alten Usambarabahn, deren erste Strecke Tanga—Muhesa 1896 eröffnet wurde, und auf der neuen Togobahn Lome—Palime herausgestellt. Die Usambarabahn, die seit einigen Jahren rationeller Tarife sich erfreut, seit Februar 1905 Westusambara (Mombo) erreichte und erst damit ihre volle wirtschaftliche Wirkung entfalten konnte, hat infolgedessen an Stelle ihres 1905

noch vorhandenen Fehlbetrages von 25467 Mark 1906 einen Reinüberschuss von 34900 und 1907 sogar einen solchen von 132221 Mark erzielt, während auf der Togoinlandsbahn die monatliche Güterbeförderung von 499 t im Februar 1907, dem ersten Monat ihres Betriebes, schon auf 1289 t im September stieg, die geleisteten tkm von 35502 auf 73583. Sind ähnliche Ergebnisse auch nicht gleich von jeder der Neubewilligten Linien zu erwarten, so wird doch den Betriebsfehlbeträgen, wo und solange solche sich ergeben, mehr oder weniger ausgleichend der oben dargelegte mittelbare Vorteil für die Staatseinnahmen und Ausgaben gegenüberreten. Denn es handelt sich um Staatsbahnen, bei denen der Unternehmer, den Nutzen und Schaden des Betriebes treffen, zugleich derjenige ist, dem die mittelbaren Wirkungen zugute kommen.

Hierin liegt kein Argument zugunsten des reinen Staatsbahnsystems in unseren Kolonien. Im Gegenteil, der wünschenswerte Ausbau unseres Kolonialbahnnetzes wird am raschesten bewirkt, wenn wie bisher auch in Zukunft am gemischten System festgehalten wird. Insbesondere werden die untergeordneten Linien ein reges Tätigkeitsfeld für die private Initiative darbieten, namentlich dann, wenn unsere Kolonialverwaltung auch hier aus den Erfahrungen älterer Kolonialvölker Nutzen zieht. Speziell die lehrreiche holländisch-ostindische Entwicklung zeigt, wie Gegenden, denen die Wohltat des Schienenwegs aus dem Grunde versagt geblieben wäre, weil der zu erwartende Verkehr die Anlage einer Vollbahn nicht lohnte, den Schienenweg nun nicht etwa dadurch erhielten, dass der Staat die Linie baute und sich mit dem mittelbaren staatswirtschaftlichen Nutzen begnügte. Diese Bahnen danken vielmehr ihre Entstehung dem Umstande, dass einerseits die Privatinitiative eine Lücke der Eisenbahngesetzgebung sich zu Nutze machte und einen besonderen Bahntypus schuf, der dem geringen Verkehr entsprach, und dass andererseits der Staat in weiser Mässigung sich hütete, an den neuen Typus die gleichen Anforderungen zu stellen, die er als Vertreter der allgemeinen Interessen an Bau und Betrieb der Vollbahnen richtet. Dadurch wurde es möglich, Anlagekapital und Betriebskosten dem zu erwartenden Verkehre anzupassen. Die rauhe Hand des Staates zerstörte nicht von vornherein die mögliche Rentabilität dieser Schienenwege, die heute eine ausgezeichnete, sowohl dem Staat wie dem Privatunternehmer, vorteilhafte Ergänzung der Staatseisenbahnen Javas bilden. —

So vielversprechend die Zunahme der Eisenbahnbauten in unseren Kolonien ist, sie können ihr Wirtschaftsleben doch nur dann zur Blüte bringen, wenn der vordringenden Lokomotive tüchtige Kolonisten nachfolgen, die die produktiven Kräfte des Landes entfesseln. Was lehrt uns in dieser Hinsicht die letzte (1906/07) amtliche Denkschrift über die Entwicklung unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee?

Wenn wir zunächst die wirtschaftlich wichtigsten Gruppen der erwerbenden weissen Bevölkerung ins Auge fassen, so waren am 1. Januar 1907 in den afrikanischen Kolonien 1047 Ansiedler, Pflanzer, Farmer, 380 Techniker, Bauunternehmer, Ingenieure und 1463 Händler, Kaufleute, Gastwirte Frachtfahrer vorhanden. Ob in den Ziffern eine Zunahme gegen das Vorjahr zu erblicken ist, lässt sich nicht feststellen, weil die Zählung von 1906 in Südwestafrika keine Berufe unterschied. Wohl aber ergibt sich in jedem der übrigen Schutzgebiete eine Zunahme der erwerbenden Bevölkerung, die sich kräftiger vermehrte als die Gruppen der Beamten, Soldaten und Missionare. Sind diese auch in Ostafrika z. B. zusammengenommen den Landwirten, Technikern und Kaufleuten noch etwas

überlegen, so sind sie doch gegen das Vorjahr weniger gewachsen, um nur 0,66%, als jene, die um 22%, und als die gesamte erwerbende Bevölkerung, die um 24,5% stieg. Letzteres gilt auch für Neuguinea und den Bismarckarchipel.

Die ganze weisse Bevölkerung, Frauen und Kinder eingeschlossen, betrug in allen Schutzgebieten ohne Kiautschou und ohne die Schutztruppe in Südwafrika 12305, was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 1090 Köpfen bedeutet. In Südwafrika allein hob sie sich ohne die Schutztruppe von 3815 vor dem Aufstande (1903) auf 7110. Davon waren erwachsene Männer 4899; darunter fast die Hälfte, 2428, Handwerker, Arbeiter, Bergleute, 825 Händler, Gastwirte, Frachtfahrer, 640 Landwirte, 109 Techniker, Ingenieure neben 324 Beamten und 73 Missionaren. An zweiter Stelle folgt Ostafrika mit 1871 Männern, wovon 1108 erwerbstätige; weiter Kamerun mit 867, bezw. 551, Togo mit 241 bezw. 124, Bismarck-Achipel mit 269, wovon 28 Beamte und 80 Missionare, Kaiser Wilhelmsland mit 133, wovon 8 Beamte und 63 Missionare, und Samoa mit 316, wovon 32 Beamte und 47 Missionare.

Vergleicht man unsere beiden grössten Schutzgebiete, so ergibt sich aus den Zahlen von 1903 und 1907 bei Ostafrika eine Vermehrung der statistischen Gruppen Ansiedler, Pflanzler, Farmer von 91 auf 315 und der Händler, Gastwirte und Frachtfahrer von 138 auf 237, während in Südwafrika eine Abnahme der ersteren von 813 auf 640 und eine Zunahme der letzteren von 277 auf 825 hervortritt. Spiegelt sich in den südwestafrikanischen Ziffern die Wirkung des grossen Aufstandes noch deutlich wieder, so in den ostafrikanischen die Zunahme der Plantagen und die Einwanderung der Buren nach dem südafrikanischen Kriege.

Die genannten Zahlen geben keinen Anhalt dafür, dass unsere Kolonialverwaltung nicht jeden tüchtigen Einwanderer willkommen hiesse, einerlei, in welchem Berufe er sein Glück versuchen möchte. Seit sie gezählt worden sind, ist jedoch eine Auffassung hervorgetreten, die eine berufliche Auslese der Kolonisten aus begrifflichen Abstraktionen ableitet, mit denen sie die bunte Mannigfaltigkeit der tatsächlichen Verhältnisse meistern zu können glaubt. Sie geht von den Begriffen der Ackerbau- und der Tropenkolonie aus und meint, dass das Klima Südwafrika zum Viehzuchts- und Ackerbaulande des weissen Mannes mache, unsere übrigen Kolonien aber, insbesondere Ostafrika als das Land der an ihre Tropenklimate gewöhnten Eingeborenen erscheinen lasse. Daraus zieht sie die Folgerung, dass dort der Eingeborene, wenn überhaupt, bloss als dienender Knecht des weissen Farmers in Betracht kommen dürfe, hier hingegen die Unternehmerrolle des selbständigen Bauern zu spielen hat, dem der Kolonist nur als Kaufmann die tropischen Produkte abnimmt. Dieser Schematismus, dem die bereits vorhandenen europäischen Plantagen in den Tropen und noch mehr die wenigen weissen Farmer im dortigen Hochland im Grunde genommen als lästige Ausnahme erscheinen, die der Natur solcher Kolonien eigentlich widerspricht, bietet zwar den Vorzug, die Reibungsfläche zwischen Weiss und Farbige zu vermindern, tut aber zugleich den tatsächlichen Verhältnissen Gewalt an. Er würde das in Südwafrika noch heute, hätte nicht der Aufstand die Eingeborenen gewaltig gelichtet und ihres Landes beraubt. Und was unsere Tropengebiete anlangt, so hat der von den Anhängern jener Auffassung beliebte Hinweis auf das kleine Togo, das mit seinen äusserst wenigen Plantagen das Eldorado der Kaufleute und der Eingeborenenkulturen bildet, keine Beweiskraft für unsere übrigen Kolonien. Insbesondere nicht für diejenige,

der im Anschluss an den Besuch des Herrn Staatssekretärs in unserem Herbst 1907 die geringe Bedeutung ihrer weissen Pflanzler und Farmer auch mit den Zahlen der Handelsstatistik vorgerechnet worden ist. Ostafrika bietet keineswegs den Charakter eines Landes, auf das jene begriffliche Schablone überall passt. Sowohl berufene medizinische Sachverständige wie Missionare und Beamte mit langjähriger Erfahrung bestätigen die hervorragende Eignung gewisser Höhenlagen für dauernde Siedlung der weissen Rasse.

Eine andere Frage ist es, ob das Widerstreben der Verwaltung gegen die Ansässigmachung deutscher Viehzüchter und Ackerbauer auf den Hochländern im Innern durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gerechtfertigt wird. Glaubt man sie bejahen zu müssen, so kann die Bejahung doch nur eine bedingte sein. Wer aus dem Rückgang der weissen Siedlung in Nairobi im benachbarten englischen Gebiete, der sich aus wirtschaftlichen Ursachen erklären dürfte, ohne weiteres das gleiche Schicksal ähnlichen Unternehmungen im unsrigen voraussagt, der würde nur bei überstürzter Gründung von Farmen Recht behalten, schwerlich aber, wenn das Wachstum der Siedlung im Verhältnis zur vorhandenen weissen Bevölkerung und in Anpassung an das Fortschreiten des Eisenbahn- und Wegebbaus erfolgte.

Die hiervon abhängige vorteilhafte Gestaltung der Produktionskosten und der Absatzmöglichkeit liesse sich ferner günstig beeinflussen durch eine entsprechende Gestaltung der Eisenbahn- und der Seefrachttarife. Inwieweit die letzteren, die von noch grösserer Bedeutung für den ausschliesslich auf den Weltmarkt angewiesenen Pflanzler sind, die Lebensfähigkeit kleiner Unternehmungen beeinträchtigen, entzieht sich meiner Beurteilung ebenso wie die Richtigkeit der Behauptung, dass die subventionierte Ostafrikalinie den grossen Verfrachtern geheime Rabatte auf die Tarife gewähre, die den kleinen Unternehmern das Leben erschwerten oder unmöglich machten. Ein solches Verhalten wäre mit dem Charakter einer subventionierten Linie schwerer zu vereinigen als die in diesem Frühjahr im englischen Parlament erfolgte Feststellung, dass die Subvention der deutschen Steuerzahler die englischen Waren billiger nach dem britischen Ostafrika zu fahren erlaube, als es England selber vermöchte. Auch für die Befruchtung des ostafrikanischen Wirtschaftslebens durch Einführung neuer Kulturen sind die Seefrachten von hoher Bedeutung. Der Satz des amtlichen Jahresberichtes, nach welchem „auch die Zukunft der neuen Kultur der Gerberakazie besonders von einer entgegenkommenden Frachtpolitik der Ostafrikalinie abhängig ist“, legt in Verbindung mit allem, was über ihre Frachtpolitik geschrieben wurde, den Gedanken nahe, ob hier dem gegenwärtigen Leiter unserer Kolonialverwaltung ein ähnlicher Erfolg beschieden sein könnte, wie ihn die Reichsfinanzen und Südwestafrika seinem beherzten Eingreifen in die Wörmannschen und Toppelkirchschen Verträge verdanken, die das mangelnde kaufmännische Geschick der früheren Verwaltungen nur erklären aber nicht entschuldigen kann. Man wird die Frage verneinen, jedoch bei Ablauf der Subvention ihrer Erneuerung die freie Konkurrenz vorziehen müssen.

Mag man der Ansetzung Deutscher als Viehzüchter und Ackerbauer auf ostafrikanischem Hochland skeptisch gegenüberstehen, über die Rentabilität gut gelegener und richtig geleiteter Pflanzungen ist schon lange kein Zweifel mehr möglich. Die Mitteilungen über den Stand der afrikanischen Pflanzungen, auf die ich weiter unten zurückkomme, zeigen jedenfalls, wie unrecht es sein würde, in dieser grossen Kolonie, die Raum genug bietet, alles auf die eine Karte der Eingeborenenkultur zu setzen.

Wenn auf dieser und der Sammeltätigkeit der Eingeborenen gegenwärtig noch der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens ruht, so ist das kein notwendiges Verhältnis, sondern die ganz natürliche Folge der Jugend unserer Kolonisation und der bisherigen geringen Entwicklung der Verkehrsmittel.

Mit den Fortschritten der Verkehrsmittel wird sich jenes Verhältnis umso mehr ändern, je mehr es gelingt, gleichzeitig die Arbeiterfrage befriedigend zu lösen. In ihren Schwierigkeiten hat der Gedanke, von unseren Tropengebieten den weissen Farmer und Pflanze fernzuhalten, seine tiefsten Wurzeln. Leben und Sterben derartiger europäischer Betriebe hängt nicht nur von den Transport- und Absatzbedingungen sondern ebenso von den Arbeiterverhältnissen ab. Seitdem die Sklaverei abgeschafft wurde, sind keineswegs überall humane Verhältnisse ins Leben getreten. Auch bei uns bleibt manches zu wünschen. Wer aber um solcher Missstände willen der Meinung ist, es sei besser durch Verzicht auf die Plantagen und Farmen das Arbeitsverhältnis überflüssig zu machen, der schüttet nicht nur das Kind mit dem Bade aus, sondern übersieht auch die Ausbeutung, die bei reiner Eingeborenenkultur ebenso stattfindet. Als ob der Eintausch eingeborener Erträge gegen europäische niemals die Eingeborenen übervorteilte, als ob Karawanenstrassen von benachbarten Eingeborenen nicht selten wie die Pest gemieden würden und ihre Bewucherung durch farbige und weisse Händler keine Ausbeutung darstellte! Ganze Distrikte unserer Kolonien haben wir ja vor dem kulturbringenden Handel verschliessen müssen.

Es kann sich daher nicht darum handeln, überhaupt keine auf Arbeiter angewiesene landwirtschaftliche Unternehmer zuzulassen, sondern es kommt vielmehr darauf an, die Beziehungen zwischen ihnen und den Eingeborenen so zu regeln, dass sich ein gerechter Ausgleich der beiderseitigen Interessen ergibt.

Die bisherige Entwicklung stellte es nicht überall dem Eingeborenen frei, ob er im Dienst des Weissen arbeiten wollte oder nicht. Wenn wir die Kolonie ins Auge fassen, für welche die Arbeiterfrage in der letzten Zeit am meisten erörtert worden ist, so ist in Ostafrika — ganz abgesehen von der in allen Kolonien üblichen Steuerleistung in Arbeit — mehrfach von den Verwaltungsbeamten auf die Häuptlinge eingewirkt worden, die dann dem privaten Unternehmer die nötigen Arbeiter verschafften. Leider fanden diese nicht überall die Behandlung, die die vermittelnde Verwaltung zu erwarten berechtigt war; das Verfahren ist auch dort eingestellt worden, wo keine Missbräuche sich angeschlossen hatten. Die Verwaltung vermeidet es heute ängstlich, auch nur einen indirekten Zwang zur Arbeit bei privaten Unternehmern auszuüben. Die Weigerung, ihre Autorität zugunsten der Arbeiterbeschaffung einzusetzen, hat die früheren Missstände jedoch nicht beseitigt. Ausdrücklich heisst es im Jahresbericht, dass das von den Pflanzern am 24. XI. 06 zum Zweck der Arbeiterbeschaffung gegründete Syndikat, trotz einjähriger Verhandlungen mit mehreren Gouvernementsbeamten keinen zur Übernahme des Postens als Arbeiterkommissar hat bereit finden können: weil die betreffenden Herren von den Pflanzungen Garantien haben wollten aber nicht erhielten, dass die von ihnen anzuwerbenden Arbeiter gegen gewisse Missstände geschützt wären, die unleugbar auf vielen Pflanzungen herrschten.

Als solchen Missstand nennt der Bericht das Festhalten des Arbeiters über die bedungene Zeit hinaus. Gewöhnlich wird ein Nyamwesi auf 6 Monate angeworben, womit keine Kalendermonate sondern 6×30 Arbeitstage gemeint sind. Während Verpflegungsgeld täglich oder wöchentlich gezahlt

wird, behält der Unternehmer den Lohn bis zum Ende der Verpflichtungszeit ein, um sich gegen Vertragsbruch zu schützen. Da alle Sonn-, Regen-, Krankheits- und Ruhetage in die Verpflichtungszeit nicht einbegriffen sind, so kommt es häufig vor, dass ein Jahr und mehr vergeht, ehe die sechs Monate abgearbeitet sind. Auf einigen Pflanzungen tritt noch hinzu, dass der Arbeiter, wenn er in der Zwischenzeit einen Barvorschuss auf seinen Lohn erhebt, für jede Rupie (Mk. 1,30) Vorschuss, auch wenn sie im gleichen Monat zurückgezahlt wird, zwei Monate länger arbeiten muss! So geschieht es, dass ein Mann, der sechs Monate zu bleiben gedachte, jahrelang an die Plantage gefesselt ist, und wenn er des langen Wartens müde schliesslich davonläuft, seines ganzen rückständigen Lohnes verlustig geht.

Kann es bei solcher Behandlung der „freien“ Arbeiter wunder nehmen, wenn die Plantagen Schwierigkeiten haben, ihre ausgedienten oder entlaufenen Leute zu ersetzen? Ebenso begreiflich ist es, wenn der gegenwärtige Leiter des Kolonialamtes aus solchen Missständen die Folgerung zog, mit der blossen Enthaltensamkeit der Verwaltung von der Ausübung eines Zwanges zur Arbeiterbeschaffung sei es nicht getan, der freie Arbeiter müsse auch geschützt werden gegen Übergriffe des Unternehmers. Wie verlautet, soll der neue Etat die Mittel für vier Distriktskommissare fordern, die die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter zu revidieren, bei Missständen auf Abhilfe zu dringen haben, auch die Innehaltung der Arbeitsverträge kontrollieren und die bei ihrem Bruch zu verwirkenden Strafen mitbestimmen sollen.

So richtig es ist und den Erfahrungen bei allen Völkern entspricht, das Problem nicht schon mit der Freiheit des Arbeitsvertrages für gelöst zu erachten, sondern erst dann, wenn auch die Bändigung der Auswüchse dieser Freiheit gelang, so zweifelhaft erscheint es doch, ob allein die gewährleistete gute Behandlung der Arbeiter, ohne jeden vermittelnden Druck der Regierung, ein ausreichendes Angebot von solchen zu sichern vermag. Je nach den lokalen Verhältnissen wird die Antwort verschieden lauten müssen. Was wieder Ostafrika anlangt, so nähert allerdings das Fortschreiten des Eisenbahnbaues die arbeiterreichen Gegenden im Innern immer mehr denen des Arbeiterbedarfs an der Küste, die Bahnen machen selbst Trägertransporte überflüssig und die bisherigen Träger für andere Arbeit frei. Auch die Tatsache, dass die Bauunternehmer der Zentralbahn ihren grossen Bedarf — seit Juli 1908 sind 5—6000 Arbeiter beschäftigt, um die Linie Daressalam—Mrogoro zu verlängern — ohne Schwierigkeiten zu decken vermochten, indem sie auf die Psychologie des Negers eingingen, auch für seine kleinen Freuden in der freien Zeit Sorge trugen, lehrt, wieviel sich durch gute Behandlung und verständnisvolles Eingehen auf die Negerseele erreichen lässt. Es darf indessen über die arbeitervermehrende Wirkung der Eisenbahnbauten zweierlei nicht übersehen werden. In der Richtung, in der die Bahn läuft, macht sie zwar den Trägertransport überflüssig, aber in seitlicher Richtung zu ihr ruft sie ihn teils erst hervor, teils vermehrt sie schon vorhandenen gewaltig. So erstreckt sich der Einfluss der Ugandabahn vom Viktoriasee bis zum Tanganjikasee hinunter. Der durch sie „enorm“ gesteigerte Karawanenverkehr ermöglichte den Absatz einer erhöhten Eingeborenenproduktion an die Träger. Das hatte zur Folge, dass die Eingeborenen dort ihren Anbau ausdehnten, im Bezirk Schirati statt der bisherigen zwei vier Felder anlegten, während das Bezirksamt Muansa sogar von geradezu plantagenmässig betriebenen Reiskulturen der Wassukuma berichtet. Es wächst also ihr eigener Bedarf an Arbeitskräften wie der Bedarf an Trägern.

Diese Angaben des letzten Weissbuches deuten ebensowenig darauf hin, dass nach Fertigstellung der Bahnen die Eingeborenen der Innenbezirke nichts Eiligeres zu tun haben werden als ihre Arbeitskräfte auf den Plantagen der Küstenbezirke anzubieten, wie zwei andere, medizinische Mitteilungen. Nach ihnen ist es nämlich unmöglich, die Bergbewohner zu Arbeiten in der Ebene zu veranlassen, weil sie den Klimawechsel nicht vertragen. Da es sich hierbei durchweg um gut besiedelte Gegenden mit arbeitsamer kräftiger Bevölkerung handelt, so ist diese Tatsache für die arbeiterbedürftigen Unternehmungen an der Küste sehr unangenehm und besonders dort störend, wo, wie im Bezirke Moschi, europäische Plantagen sich im fruchtbaren Tiefland befinden. Es kommt hinzu, dass unter den Eingeborenen der Küstenbezirke, besonders im Bezirke Tanga, die Wurmkrankheit auftrat und immer mehr zu ernster Gefahr für das Schutzgebiet sich entwickelte. Hoffentlich gelingt es, ihr entgegenzutreten und auch dem Umsichgreifen der Schlafkrankheit vorzubeugen, die nicht nur im Viktoriaseebezirke, sondern auch am Tanganjika schon zahlreiche Opfer forderte, nach den jüngsten Nachrichten sogar zum Nyassasee vorgedrungen ist.

Gegenüber den hervorgehobenen, das Arbeiterangebot einschränkenden Umständen dürfte es unwahrscheinlich sein, dass mit der Ausdehnung der europäischen Pflanzungen ihre Arbeiterschwierigkeiten sich vermindern, wenn ihnen die Regierung nicht zu Hilfe kommt. Die Anordnung, einen Teil der dem Staate geschuldeten Steuerarbeit auch dann als geleistet anzusehen, wenn die Arbeit auf privaten Pflanzungen verrichtet wurde, käme hier weniger in Betracht als die Arbeiterbeschaffung unter Vermittlung eines staatlichen Kommissars. Ein in der Negerbehandlung erfahrener Beamter, der sich ihr Vertrauen erwarb, würde keine grosse Mühe haben, die gewünschten Arbeitskräfte zu erhalten. Selbstverständlich kann aber die Regierung diesen Zwang der Persönlichkeit und staatlicher Autorität nur einsetzen, wenn ihr von den Unternehmern die gute Behandlung der Leute gewährleistet wird. Haben somit die Pflanzer ihr Schicksal selbst in der Hand, so wird man doch dem Gouvernement in dem Vorwurfe nicht beipflichten können, dass es keine Arbeiterfrage gäbe, wenn die Pflanzer die Arbeitskräfte dort ausnutzen, wo sie reichlich vorhanden sind, anstatt sie mit Geld und Mühe 1000 km weit herbeizuholen. Als ob die Unternehmer ihre Pflanzungen wie ein Schneckenhaus mit sich herumtragen könnten, und als ob ihr Zusammendrängen in den küstennahen Bezirken ihnen zur Last fielen und nicht der Regierung, die noch keine anderen Gegenden durch Eisenbahnen erschloss.

Auf unseren übrigen Tropengebieten ist ein nennenswerter privater Arbeiterbedarf teils nicht vorhanden, wie in Togo mit seinen äusserst wenigen Pflanzungen und auf den meisten Karolinen, teils stösst seine Befriedigung auf Schwierigkeiten wie in Kamerun und Neuguinea, teils endlich wird er durch eingeführte Chinesen gedeckt, wie in den Phosphatwerken der Marschallinsel Nauru und auf Samoa. Speziell die Kameruner Mitteilungen erscheinen in mehr als einer Hinsicht als das Gegenstück der ostafrikanischen. Während die ostafrikanische Verwaltung ihren eigenen Bedarf an Steuerarbeitern durch Einschränkung der Wegebauten im Innern zu verringern sucht, und im Grunde genommen es bedauert, dass diese Arbeit „vielfach ohne Entgelt“ gefordert wurde, ist der Kameruner Bericht voll von den verschiedensten und eifrigst betriebenen Wegeanlagen. Sie wurden alle von den Eingeborenen der in Betracht kommenden Bezirke, sei es als Tribut, sei es als Strafarbeit, also immer unentgeltlich, ausgeführt. Die zunehmende Inan-

spruchnahme der Dorfschaften zu den Wegebauten wie zum Trägerdienst für die Verwaltung hat es mit sich gebracht, dass neben diesen umfassenden Steuerarbeiten die Anwerbung für die Pflanzungen und den Eisenbahnbau auf immer grössere Schwierigkeiten stösst und einzelne Dörfer bis auf wenige alte Weiber förmlich ausgestorben sind. Auch die Hervorhebung des Arbeiterkommissars, dass die europäischen Pflanzungen nur dann wirklichen Vorteil von eingeborenen Arbeitern haben, wenn deren Verpflichtung sich auf mehrere Jahre erstreckt, sowie die Erklärung, die Pflanzer hierin „weitgehendst unterstützen“ zu wollen, steht in auffälligem Gegensatz zur Auffassung des Gouvernements in der Schwesterkolonie.

Ob die kameruner Pflanzer soviel bessere Menschen in den Augen der Regierung sind als ihre ostafrikanischen Kollegen? — Ist man der früheren Behandlung der kameruner Eingeborenen eingedenk, die die Missionare in die Schranken rief, so wird man auf das Freudigste überrascht, im gegenwärtigen Berichte des Arbeiterkommissars zu lesen, dass weder die Europäer noch die schwarzen Aufseher sich Verfehlungen zu Schulden kommen liessen. Die energischen Massnahmen der Regierung und das einmütige Zusammenarbeiten der Pflanzungsleiter mit ihm hätten Ausschreitungen gänzlich verhindert. Der Zusatz, dass die im vorigen Berichtsjahre so häufigen Desertionen infolgedessen auf ein Minimum beschränkt blieben, bestätigt leider auch hier, dass es nicht an den Unternehmern sondern erst am staatlichen Eingreifen lag, wenn zufriedenstellende Zustände geschaffen worden sind. Ob die vom Gouvernement erhoffte Besserung des Arbeiterangebots nach Fertigstellung der Manengubabahn keine zu optimistische ist, erscheint fraglich. Jedenfalls darf nach den ostafrikanischen Erfahrungen die Freisetzung bisheriger Träger durch die Bahn nicht überschätzt werden, und dann hat sich auch in Kamerun gezeigt, dass die Graslandvölker das Klima am westlichen Kamerunberg nicht vertragen; die häufig vorgekommenen Todesfälle schreckten die Stammesgenossen der verstorbenen Arbeiter ab, sich als Ersatz anzubieten.

Für Samoa betonten die früheren Berichte die Unzulänglichkeit der Samoaner zur Arbeit auf den Pflanzungen der Weissen. Der vorliegende hebt ihre besondere Brauchbarkeit zum Niederlegen von Busch auf den Pflanzungen in Akkordarbeit hervor, wobei sie sich als billige und tüchtige Arbeiter erwiesen hätten. Ihr Tagelohn schwankt zwischen 2,50 Mk. und 4 Mk. einschliesslich Verpflegung. Augenscheinlich ist dieser Satz vielen Unternehmern zu teuer und der Samoaner für andere Arbeit auf den Pflanzungen, insbesondere für Kakaobau, noch nicht zu gebrauchen. Andernfalls liesse sich kein zureichender Grund dafür finden, dass wir die bisherige Ergänzung der samoanischen Arbeitskräfte durch Melanesier aus dem Bismarckarchipel als ungenügend erachtet und noch chinesische Kulis eingeführt haben — im Gegensatz zum Verhalten der Amerikaner auf der benachbarten Samoainsel, die die Kulieinführung untersagten. Am 1. Januar 1907 wurden 1090 chinesische Arbeiter gezählt, heute sollen es etwa 2000 sein. Monatlich bekommen sie nur 12 Mk. und sollen mit den Transportkosten, ihrem Unterhalt und ärztlicher Behandlung auf durchschnittlich 40—50 Mk. sich im Monat stellen. Das ist wesentlich weniger als jener Lohn der Samoaner und so niedrig, wie sonst Kulis nirgends gelohnt werden. Kein Wunder, dass dieser Menschenhandel den Abschaum der chinesischen Hafenstädte nach Samoa lieferte, die Überwachung der Kulis der Regierung Mühe und Kosten bereitet und in Zukunft zu so niedrigen Sätzen Chinesen nicht mehr zu haben sein werden.

Die bebaute Fläche der 46 europäischen Pflanzungen Samoas, die sich von 4890 ha auf 5728 ha hob, war noch vor wenigen Jahren der Fläche gleich, die auf Kaiser-Wilhelmsland die Neuguineakompagnie als einziges kaufmännisches und Plantagenunternehmen bewirtschaftet. Die langsame Entwicklung ihrer Kulturen wird zum Teil auf die Arbeiterschwierigkeiten zurückgeführt. Ausser den 1289 Arbeitern, die wohl meist auf den benachbarten Inseln angeworben wurden — die gesamte Zahl der Beschäftigten ist nicht angegeben — erwähnt das Weissbuch noch 151 Chinesen, wovon 88 Arbeiter waren. Im Bismarckarchipel mit seiner mehr als doppelt so grossen Anbaufläche von 11102 ha wurden 5224 farbige Arbeiter gezählt und 253 Chinesen, von denen aber nicht ersichtlich ist, wie viele Arbeiter waren. In beiden Fällen werden die Chinesen auch als Händler und Ansiedler zugelassen, während sie auf Samoa erfreulicherweise weder Land erwerben, noch Handel treiben dürfen und nach 3—6 Jahren wieder nach China zurückbefördert werden.

Ein ganz anderes Gesicht als in unseren Tropengebieten zeigt die Arbeiterfrage in Südwestafrika. Während dort die Eingeboreneneconomie im Vordergrund steht, ist sie hier wohl endgültig zurückgedrängt zugunsten der Weissen. Wenigstens ist ihrem Wiederaufleben auf lange hinaus ein Riegel vorgeschoben durch die Einziehung des Landes der aufständisch gewesenen Eingeborenen und durch die drei Verordnungen über die Passpflicht, die Dienstverträge und die Kontrolle der Eingeborenen vom 18. August 1907. (Ihrer Bedeutung ungeachtet wurden sie im amtlichen Kolonialblatt erst am 15. Dezember veröffentlicht!) Die Verordnungen¹⁾ sollten nicht nur der Wiederkehr der unglücklichen Ereignisse und grossen Opfer der Jahre 1904/06 vorbeugen, indem man die Freizügigkeit der Eingeborenen beschränkte, sie passpflichtig machte und dauernder Kontrolle unterwarf. Man wollte auch die Eingeborenen in den Dienst des weissen Mannes stellen, ohne sie jedoch seinem Belieben zu überantworten. Deshalb wurde das Recht ihrer Dienstverträge geregelt und zur Überwachung die Einsetzung besonderer Eingeborenenkommissare ins Auge gefasst. Hiernach dürfen die südwestafrikanischen Eingeborenen ganz im Gegensatz zu den ostafrikanischen, deren Eigenwirtschaft die Regierung in jeder Weise zu fördern sich bemüht, weder Land erwerben noch Grossvieh halten, so dass sie eben für ihre Existenz auf die Lohnarbeit bei den Weissen angewiesen sind. Die Bastards von Rehoboth, die uns treu geblieben, sind von der Passpflicht ausgenommen.

Die in dieser Weise bewirkte Verhinderung der Wiedererlangung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit hat noch kein genügendes Angebot von Arbeitern für die Betriebe der Weissen hervorrufen können. Ob in Zukunft ein nach Zahl und Qualität ausreichendes sich einstellen wird, bleibt abzuwarten. Die Erfahrungen, die allerdings an geschwächten Kriegsgefangenen gemacht worden sind, wurden im vorjährigen Bericht noch als „fast durchweg gute“ bezeichnet; diesmal lauten die Mitteilungen nicht ermutigend. Die Regierung hatte gehofft, den Bahnbau nach Keetmanshoop durch Kriegsgefangene ausführen zu können. Am 31. V. 07 waren 507 Hereros dort tätig. Sie zeigten sich aber der schweren Arbeit und dem Seeklima ebensowenig gewachsen wie die Hotentotten auf der Haifischinsel. Die zahlreichen Todesfälle nötigten zur Verwendung von Kapjungen, die ausgezeichnete Arbeiter sind, und von oberschlesischen Arbeitern. Da von diesen ein grosser Teil kontraktbrüchig wurde, so sollten 200 Kroaten

1) Vgl. den vorigen Jahrgang, S. 94 f.

an ihre Stelle treten. Die Kapjungen erhalten 100 Mk. im Monat bei freier Verpflegung und Unterkunft und bewährten sich auch im Privatdienste so, dass sie selbst weissen Arbeitern vorgezogen werden, zumal diese 8 Mk. täglich bekommen. Eingeborene Arbeiter erhalten meist 30 Mk. monatlich mit Verpflegung; 10 Mk. in den Minen von Tsumeb.

Der ständige Mangel an eingeborenen Arbeitskräften, den der Bericht hervorhebt, würde sich weniger fühlbar machen, wäre Leutwein nicht vorzeitig abberufen worden. Man mag über sein System denken wie man will, die Wirkung seiner Persönlichkeit hätte viele Eingeborene dem Aufstande entzogen und damit am Leben erhalten. Hoffentlich werden dem Arbeitermangel in Zukunft die Ovambos abhelfen. Es hat sich bereits ein reger Zuzug von ihnen nach den Minen von Tsumeb und nach der Mitte des Schutzgebietes entwickelt, sie sind fleissig und willig, eignen sich aber nicht für alle Betriebe, weil sie nur auf kurze Zeit ihr Land verlassen. Es wäre sehr bedauerlich, wenn wir auch hier fremde Farbige, insbesondere Chinesen, einzuführen genötigt wären. —

Wir haben bisher die Fortschritte des Landfriedens in unseren Kolonien, ihrer Ausstattung mit Eisenbahnen, die Zunahme der erwerbenden weissen Bevölkerung nebst der Besiedlungsmöglichkeit Ostafrikas und die Gestaltung der Arbeiterfrage betrachtet. Da es diejenigen Fragen sind, die seit der ostafrikanischen Reise Dernburgs im Vordergrund des Interesses standen, habe ich geglaubt, den grössten Teil dieser rückblickenden Betrachtungen ihnen widmen zu sollen. Infolgedessen bleibt mir diesmal nur geringer Raum für die übrigen Punkte unserer kolonialen Entwicklung¹⁾. Ich muss hier zur Ergänzung auf meinen vorjährigen Rückblick verweisen. Ein einziges Jahr bringt ohnehin nicht so grosse Veränderungen hervor, als dass nicht vieles dort Gesagte heute noch Geltung besässe.

Wenn wir zunächst das Wirtschaftsleben Südwestafrikas in's Auge fassen, so trat einer Einfuhr von 68,6 Millionen Mk. (1906) eine Ausfuhr von nur 383055 Mk. gegenüber, die sich aus Häuten von Rindern, Ziegen, Schafen, ferner Robbenfellen, Straussenfedern, Guano, etwas Wolle und Kupfer (für 47000 Mk.) zusammensetzte. Schon diese Tatsache, dass der Gesamthandel hier nahezu ausschliesslich Einfuhrhandel ist, lehrt, wie sehr sich das schwer geprüfte Land noch im Zustande des Wiederaufbaus befand. Im Bezirke Keetmanshoop war es noch nicht einmal soweit, er stand noch ganz im Zeichen des Aufstandes. Von ihm abgesehen wurden viele verlassene Farmen wieder- und zahlreiche Plätze neubesiedelt, meist durch ehemalige Schutztruppenangehörige. Dabei wirkten eifrige Bemühungen der Regierung um die Wassererschliessung durch ihre beiden Bohrkolonnen und die Wünschelrute ebenso fördernd wie die staatliche Ansiedlerbeihilfe und die Hilfeleistung aus Anlass des Aufstandes. Sie setzte fast alle Farmer in den Stand, sich Vieh aus den mehr als 3000 Rindern und 6000 Schafen zu beschaffen, die die Regierung aus der Kapkolonie und Betschuanaland, zum Teil auch aus Argentinien einfuhrte. Aber nicht nur den Grossfarmen und ihrer Wiederbestockung mit Vieh liess sie ihre Fürsorge angedeihen, sondern ebenso der Kleinsiedlung, in der Hoffnung, durch deren Garten- und Feldbau die Einfuhr von Gemüse, Früchten und Kartoffeln aus Kapstadt und Las-Palmas

¹⁾ Ich kann auch nicht auf Kiautschou und die Arbeiten der Reichskommission zur Prüfung der südwestafrikanischen und Kameruner Landgesellschaften eingehen. Die letzteren sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen, und der Wunsch des Kolonialamts steht der Veröffentlichung noch entgegen, während Dr. Rohrbachs Aufsatz „Deutsch-China“ Kiautschou in diesem Jahrgang gesondert behandelt.

entbehrlicher zu machen. Zu diesem Zwecke geeignet erscheinende Landstriche wurden vom Verkauf als Grossfarmen ausgeschlossen und zu Heimstätten in der Grösse von 12—15 ha aufgeteilt. Sie liegen bei Osona, Omaruru, Otjizatu, Otjiwarongo, Waterberg, Katjapja. Für jede dieser Kleinsiedlungen ist eine Gemeinweide ausgeschieden, auf der jeder Dorfgenosse sein Vieh frei weiden lassen kann. Die Kleinsiedler bauen Kartoffeln, Wein, Mais, Gemüse, Tabak und ziehen Hühner, deren Eier zur Zeit mit 5 Mk. das Dutzend bezahlt wurden. Ob ihnen eine rosigere Zukunft lächeln wird als den ersten Kleinsiedlern der früheren Siedlungsgesellschaft, deren Geschichte der Leser in meiner Studie über sie¹⁾ und im Auszuge im vorigen Jahrgange findet? Die Gegner der Kleinsiedlung könnten darauf hinweisen, dass die Erfahrungen dieser Gesellschaft anscheinend umsonst gemacht worden sind. Sowohl die Gemeinweide mit ihrer Gefahr der Seuchenübertragung als die Menge der neuen Kleinsiedlungen liessen sich hierfür ins Feld führen. Sind es nicht zuviel im Verhältnis zur Absatzmöglichkeit? Mit der sich verringernden Schutztruppe muss der Bedarf an Produkten der Grossfarmen wie der Kleinsiedler zurückgehen, während zugleich das Daniederliegen des Wirtschaftslebens in der Kapkolonie die Exportmöglichkeit dorthin unterbindet. Die absatzhebende Wirkung aber, die der Bergbau ausüben kann — insbesondere dann, wenn die Grubenverwaltungen ihre Arbeiter nicht aus eigener Produktion versorgen — bleibt von seiner unsicheren Entwicklung abhängig.

Die bergbaulichen Möglichkeiten wurden im Anfange der Kolonisation bekanntlich sehr hoch eingeschätzt, worauf der Rückschlag nach der entgegengesetzten Seite folgte. Heute jubelt wieder alles dem Bergbau zu, namentlich infolge der diesjährigen Diamantenfunde bei Lüderitzbucht. Im übrigen sind sämtliche heute bekannte Lagerstätten von Eingeborenen gezeigt worden oder ihnen schon längst bekannt gewesen. Gelingt es den ernsthaften Berufsprospektor ins Land zu ziehen, so erwartet die Verwaltung in erster Linie Funde von Zinn und Wolframerzen, Zinkerzen, Golderze ohne Freigold und Kohle. Kohle soll im Caprivizipfel gefunden sein, wo wir eben im Begriffe sind, durch eine Residentur dem Unwesen der Händler und Jäger zu steuern. Gerade Kohlenfunde wären für die Verhüttung der Erze von grösster Bedeutung. Bei der Holzarmut des Schutzgebietes ist es auf die Dauer nicht angängig, hierfür Holz zu verwenden, wie es die Minen von Tsumeb tun sollen. Dort und in Otavi wurden 21400 t Erz mit 12% Kupfer und 24% Blei gefördert. Die minderreichen Kupfererze wurden in Tsumeb verhüttet und als 40%iger Kupferstein zur Verschiffung gebracht.

Erfreulich klingt das Lob, das die Verwaltung den Missionen erteilt. Augenscheinlich haben sie aus den Erfahrungen des Aufstandes Nutzen gezogen. Die beachtenswerten Erfolge auf ihren Farmen werden ebenso hervorgehoben wie ihr überall sichtbares Bestreben, die Eingeborenen zur Arbeit anzuleiten. —

Ganz anders urteilt das ostafrikanische Gouvernement über die dortigen Missionen. Wenn es auch ihre im allgemeinen erfreulichen und stetigen Fortschritte sowie den weisen und mässigen Einfluss der Oberhirten auf ihre übereifrigen Untergebenen dankbar anerkennt, so macht es ihnen doch falsche Beurteilung des Islam und verkehrte Behandlung der Eingeborenen zum Vorwurfe. Die Mission bringe sich in immer schärferen Gegensatz zu den Sultanen und Häuptlingen, die in ihr eine Umsturzpartei erblicken

1) Die Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika. Mit einer Karte. 61 S. Jena 1908. G. Fischer. M. 1,20.

müssten, und trete der Verbreitung des wirtschaftlich unentbehrlichen Kisuheli unter der heidnischen Bevölkerung entgegen, weil sie damit den Islam zu fördern glaube, den sie irrtümlicherweise für gefährlich halte.

Ob der ostafrikanische Islam im Gegensatz zu dem aggressiven nordafrikanischen in der Tat so oberflächlich und ungefährlich ist, wie er der Regierung erscheint, und ob auch die vorhandenen Muhamedaner, insbesondere die Araber und Inder, ungefährliche Leute sind, darüber wird man nach den bisherigen Erfahrungen verschiedener Meinung sein können. Ebenso über die Probleme der Besiedlung des Hochlandes, und der Eingeborenen- und Plantagenkultur, die wir oben schon betrachtet haben. So sehr alle diese Fragen im Anschluss an die Reise des Herrn Staatssekretärs die öffentliche Meinung beschäftigten und in zwei feindliche Lager teilten, darüber herrschte doch Übereinstimmung, dass Ostafrika erfreulich vorgeschritten ist. Sein Gesamthandel hat sich von 1903—06 verdoppelt, auch die Ausfuhr ist von 1902—06 um das Doppelte gestiegen, vornehmlich infolge der befruchtenden Wirkung der englischen Ugandabahn. Gegen das Vorjahr 1905 hob sich der Wert der Ausfuhr von 9,9 auf 10,9 und der der Einfuhr von 17,6 auf 25,1 Millionen Mark.

Bei der Ausfuhr handelt es sich vornehmlich um Erzeugnisse, die die Eingeborenen einsammeln, wie Wachs, Kautschuk und Kopal (3,6 Millionen Mark), die ihrer Baumkultur und ihrem Ackerbau entstammen, wie Kopra (1,0 Millionen Mark), Kaffee (0,086 Millionen Mark), Ölfrüchte, namentlich Erdnüsse und Sesam, sowie Baumwolle, von der $\frac{2}{3}$ der über die Küste ausgeführten im Werte von 173068 Mark aus eingeborener Produktion herrührt, endlich um Produkte ihrer Viehzucht und Jagd, wie Felle, Häute, Elfenbein. Die Elefantenjagd nimmt keinen grossen Platz mehr im Leben der Eingeborenen ein. Ein Viertel des ganzen Elfenbeins kommt aus dem Kongostaate und wird nach Bagamoyo getragen, weil dies billiger ist als die für Elfenbein hohe Fracht auf der Ugandabahn.

Der Ausfuhr von Kopra, Kautschuk und Kaffee kamen die steigenden Preise zugute, so dass trotz fast gleichbleibender Menge der Ausfuhrwert sich wesentlich erhöhte. Davon zog auch der Kaffee der Eingeborenen in Bukoba Nutzen, trotz der Verringerung seiner Menge um 20 t wurde die Ernte um 35000 Mark höher verwertet: ein Beweis, wie gut dieser kleinbohnige und dem arabischen ähnliche Kaffee sich eingebürgert hat. Während er im Vorjahr hauptsächlich nach Aden ging, nahm diesmal Marseille die grösste Menge von ihm auf.

Die ausserordentliche Tragfähigkeit dieses Kaffeebaumes hat einen Pflanzler bewogen, in Bukoba derartige Pflanzungen anzulegen. Dies müsste ebenso, wie jede Pflanzungsanlage, die eingeborenen Kulturen Konkurrenz macht, verboten werden, wenn das Verlangen der Usambarapflanzler, den Eingeborenen die Anlage von Kautschukpflanzungen zu untersagen, Erfolg gehabt hätte. Auch am Meruberg und am Kilimandscharo hat der Kaffee den europäischen Pflanzern vorzügliche Erträge geliefert, während seine Kultur in Usambara, wo die alten und kränkelnden Bäume nur den fünften Teil jener tragen, immer mehr zurückgeht. Es wurden hier zwar 97000 Kilo mehr geerntet als im Vorjahr, aber der Wert einer Tonne, die als Qualitätskaffee noch 1903 mit 1560 Mark bezahlt wurde, fiel von 1010 auf 850 Mark. Wenn die Kaffeepreise nicht bald steigen, werden die meisten dortigen Pflanzungen durch andere Kulturen ersetzt werden. Die Verwaltung empfiehlt die Gerberakazie; für Kautschuk sollen Boden und Höhenlage sich weniger zu eignen.

Leider scheinen die Bemühungen des biologisch-landwirtschaftlichen Institutes Amani noch wenig Gegenliebe bei den Pflanzern zu finden. Weder seine Ratschläge zur Erzielung reineren und darum marktfähigeren Kautschuks, noch um die Anpflanzung hochwertiger Gummisorten hatten nennenswerten Erfolg. Die Leidenschaft der Pflanzler richtete sich auf nur eine Gummisorte: den Manihot Glazovii, wovon allein im Bezirk Pangani der Bestand von 372000 Bäumen auf 1174000 sich vermehrte. Die Erfolge dieser überstürzten und kostspieligen Entwicklung findet das Gouvernement recht bescheiden und weist auf die einheimische Kautschukliane, Landolphia Stolzii Busse hin, die einen recht wertvollen Kautschuk liefert. Die Herrnhuter Mission hat im Bezirke Langenburg eine erfolgreiche Versuchspflanzung ins Leben gerufen.

Ostafrika besitzt auch eine vortreffliche Hanfpflanze, die Sanseviera. Die Gewinnung ihrer Faser ist aber sehr anstrengend und den Eingeborenen ausserordentlich verhasst. Im Bezirke Schirati zwangen habgierige Häuptlinge ihre Leute hierzu, die Folge war eine Massenauswanderung mit Weibern, Kindern und Vieh nach dem benachbarten englischen Gebiet. Allein der Viehverlust wird auf 40000 Mark veranschlagt. Kein Wunder, da der einzelne kräftige Arbeiter nur mit $\frac{1}{2}$ Heller für die Stunde vom Unternehmer gelohnt wurde. Da inzwischen das Problem der maschinellen Aufbereitung der Faser gelöst ist, so wird die Erzeugung von Sansevierenhanf in Zukunft neben die des Sisalhanfes treten, die jetzt noch durchaus im Vordergrund steht. Die Sisalhanfausfuhr stieg von 1140332 auf 1820357 kg im Werte von 88713 bzw. 1348168 Mark. Auch vom Plantagenbau der Baumwolle wird Gutes erhofft, er bedarf aber zu seiner Sicherstellung künstlicher Bewässerung. Die sehr dankenswerten Versuche des kolonialwirtschaftlichen Komitees ergaben, dass mit der Bewässerung der Ertrag sich um das Fünffache steigert. Es können also nur grosse Unternehmungen oder genossenschaftliche Verbände von kleinen, die gemeinsam die Kosten der Bewässerung tragen, hierbei gedeihen.

Sehr wenig erfreulich urteilt das Gouvernement über die von der deutschen Kolonialgesellschaft bewirkte Ansiedlung von zehn Deutschrussenfamilien aus dem Kaukasus. Diese Abkömmlinge ehemaliger Schwaben sind in Russland nicht nur zu Analphabeten, sondern auch zu ausserordentlich schwerfälligen und unpraktischen Leuten geworden. Es ist bedauerlich, dass die deutsche Kolonialgesellschaft mit solchem Material die Probe der Kleinsiedlung anstellte. Jedenfalls kann aus ihr nichts gegen die Ansässigmachung tüchtiger Kleinsiedler abgeleitet werden.

Bei der grossen Fülle der Angaben, die gerade der ostafrikanische Jahresbericht diesmal bringt, bedauere ich um so mehr, nicht noch länger bei ihm verweilen zu können. Noch grössere Beschränkung muss ich mir gegenüber unseren übrigen Schutzgebieten auferlegen, die sich weder in ihrer Grösse mit Ost- und Südwestafrika messen können noch auch im vergangenen Jahre das öffentliche Interesse in demselben Masse fesselten wie jene.

Die gute wirtschaftliche Lage Kameruns und Togos dauerte unverändert fort. Während ihre Einfuhr der des Vorjahres fast gleich blieb, hob sich die Ausfuhr Togos von 3,9 auf 4,1 und die Kameruns von 9,3 auf 9,9 Millionen Mark. Dem wirtschaftlichen Leben Togos waren ergiebige Regenfälle und die Fortschritte des Eisenbahn- und Wegebauwes sehr förderlich, für welchen alle erwachsenen männlichen Eingeborenen jährlich 12 Tage Steuerarbeit leisten müssen — die Reinigung der Wege nicht inbegriffen, die den Gemeinden ausserdem zur Last fällt. Die Baumwollproduktion

stieg um 40%, am meisten im küstenfernen Bezirk Atakpame; die Ausfuhr von Palmkernen, Palmöl, Kautschuk vermehrte sich, am meisten aber die des Maises im Jahre 1907. Hatte sie sich 1906 von 9,3 auf 7,7 Millionen kg verringert, so lag das hauptsächlich daran, dass die Tonne unverzollten Maises in Hamburg von 110—15 Mark auf 90—92 gefallen war. 90 Mark sind gerade soviel, als der Transport einer Tonne auf einem von Menschen gezogenen Wagen von Atakpame zur Küste verschlingt. Die Neubewilligte Bahn Lome-Atakpame wird hier ebenso Wandel schaffen, wie bereits die im Januar 1907 eröffnete Lome-Palime zur Anlage ausgedehnter Maispflanzungen Veranlassung gab und in Verbindung mit einer grossartigen Ernte und gehobenen Preisen die Ausfuhr wieder steigerte, auf nicht weniger als 18,7 Millionen kg.

In Kamerun stieg die Ausfuhr von Palmkernen und Palmöl, während die Kakaoproduktion zwar unter der Braunfäule litt, aber infolge hoher Weltmarktpreise in guter Konjunktur verharrte. Kakao ist noch das einzige nennenswerte Erzeugnis der Plantagenkultur, weil die sich ausdehnenden Kautschukpflanzungen noch nicht exportfähig sind. Der Kautschuk, dessen Ausfuhr den vierfachen Wert der Kakaoausfuhr und den doppelten der Palmkerne erreichte, wird von den Eingeborenen im Raubbau gewonnen, dem eine Verordnung vom Oktober 1906 vergeblich entgegenzutreten suchte. Ob die Verordnung vom 1. IV. 07, nach der Elefantenzähne unter 5 kg nicht mehr gehandelt werden dürfen, die schonungslose Vernichtung der grossen und kleinen Elefanten aufhalten wird, bleibt abzuwarten. Die Elfenbeinausfuhr ist wohl auch deswegen zurückgegangen, weil das gegenseitige Verbot der Einfuhr von Waffen und Munition das Haupttauschmittel gegen Elefantenzähne verringerte. Jedenfalls sind der Kautschukraubbau wie die Elefantenvernichtung nicht weniger als die notwendig gewordenen Massnahmen gegen die Händler im Ebolovabezirke und manche andere Angaben der amtlichen Berichte drastische Illustrationen zu den paradiesischen Zuständen, die sich in unseren Kolonien angeblich herausbilden würden, wenn wir sie dem freien Belieben der Händler überantworteten. Auch der Hinweis auf Togo als das Land des Kaufmanns und der Eingeborenenkultur darf den grossen Anteil nicht übersehen, den an der Blüte seines Handels und seiner Finanzen die Spirituoseinfuhr hat.

Das weitaus bedeutendste Erzeugnis unserer Südseeschutzgebiete ist der getrocknete Kern der Kokosnuss, die Kopra. Die Kokospalme gibt der dortigen Bevölkerung Speise und Trank, Material für Wohnung und Kleidung, Gefässe und andere Gebrauchsgegenstände. Auf einzelnen Gruppen wie den Karolinen, Palau und Marianen kann man sie als die ausschliessliche Grundlage des wirtschaftlichen Lebens ansehen, auf den grösseren Inseln wie Samoa, dem Bismarckarchipel und Neuguinea finden sich auch europäische Plantagen anderer Kulturen, die jedoch sehr geringen Umfang haben, so namentlich Kakaopflanzungen auf Samoa, Kautschuk- und Kaffeepflanzungen im Bismarckarchipel und Kautschukplantagen auf Kaiser-Wilhelmsland, die zum erstenmal eine kleine Menge nach Hamburg ausführten und recht gute Preise erzielten. Weil die Kokosnuss durchaus im Vordergrund steht, — auch die europäischen Pflanzungen sind zum weit überwiegenden Teile solche von Kokospalmen, — so treffen die ihre Kultur schädigenden Naturereignisse und Krankheiten sowohl die Kolonisten in ihren Handelsinteressen wie die Eingeborenen in ihren notwendigsten Lebensbedürfnissen und dem ihnen entgehenden Gewinn aus der Handelskopra. Da dieser erst die Befriedigung der im Verkehr mit den Weissen erworbenen Kulturbedürfnisse

nisse ermöglicht, so hängt der Einfuhrhandel nicht weniger als der Ausfuhrhandel vom Gedeihen der Kokospalmen ab. Deutlich zeigt sich dieser Zusammenhang im Rückgange des Aussenhandels der Marschallinseln um 173760 Mk., den die Wirkung des vorjährigen Orkans auf die Kopraernte erklärt. Auch im Berichtsjahre wurden die Palmen von Taifunen und Krankheiten geschädigt; der Ausfuhr kamen aber die hohen Weltmarktpreise zustatten, so dass auch dort, wo die Ernte etwas zurückging, wie auf dem Bismarckarchipel und auf Samoa, das die gesündesten Palmenbestände besitzt, gleichwohl der Ausfuhrwert stieg. Auf den Ostkarolinen zerstörten die Taifune die Kulturen ganzer Inseln, und auf Jap, der Hauptinsel der Westkarolinen, mit seinen 7000 Eingeborenen gibt es nur kranke und fast ertraglose Palmenbestände. In beiden Fällen linderte unsere Verwaltung die drohende Not, indem sie die betroffenen Eingeborenen nach anderen Inseln verpflanzte. Wie die Palauinseln bei nur 3000 Einwohnern gut tragende, gesunde Palmen und im Innern ausgedehnte fruchtbare Strecken besitzen, die früher von 40000 Menschen bewohnt waren, so sind auch die Marianen mit 3000 Menschen viel zu spärlich bewohnt und bieten Raum für die Übervölkerung anderer Inseln.

Insgesamt fiel die Einfuhr aller Südseeschutzgebiete von 8858000 Mk. auf 8381000, was sich vornehmlich durch die Fertigstellung der Bauten der Kabelgesellschaft auf Jap erklärt. Die Ausfuhr hob sich von 4,3 auf 5,6 Millionen Mark; die Steigerung ist fast ausschliesslich durch Samoa hervorgerufen, dessen Ausfuhr von 2,02 auf 3,02 Millionen Mark sich vermehrte. Nahezu völlig Kopraausfuhr (2890590 Mark) haben zu dieser die Eingeborenen mit 6835 t, die Pflanzungen der Weissen mit 2800 t beigetragen, während die Kakaoausfuhr der Plantagen Samoas mit 101441 Mark in Menge und Wert sich mehr als verdreifachte. In Zukunft werden nicht nur die Kautschukpflanzungen Neuguineas, sondern auch die auf der grossen Insel vorhandenen wilden Bestände an Kautschuk- und Guttaperchapflanzungen zur Steigerung der Gesamtausfuhr beitragen, es sei denn, dass die zur Feststellung dieser Bestände unternommene Expedition des Kolonialwirtschaftlichen Komitees nicht zu den erwarteten Erfolgen führte. Auch die Phosphatlager Naurus, deren Unternehmer auf eine Ausfuhr von 75000 t rechnet, werden neben der in diesem Falle zu zahlenden Abgaben von 25000 Mark an den Fiskus des Schutzgebietes, eine entsprechende Ausfuhrvermehrung zur Folge haben.

Noch erfreulicher ist eine andere Steigerung. Die eingeborene Bevölkerung Samoas weist zum ersten Male eine Zunahme auf. Bei einem Bestande von 33478 Köpfen übertrafen die Geburten die Sterbefälle um 26. Ist die Zunahme keine bloss rechnermässige und gestaltet sie sich in Zukunft noch stärker, so würde hierin der schönste Ruhmestitel für unsere Verwaltung liegen. Alle anderen polynesischen Völker gehen infolge ihrer Berührung mit der europäischen Kultur zurück, die Fidschiinsulaner z. B. um die Hälfte in den letzten 50 Jahren. Wenn die Samoaner wie überhaupt die Eingeborenen unserer Kolonien nicht nur den Landfrieden und die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums uns verdanken, sondern auch eine solche Veredlung ihrer Gebräuche und Hebung der sanitären Verhältnisse, dass sie in der Berührung mit der europäischen Kultur erstarken zu besseren und tüchtigeren Menschen, erst dann wird unsere Kolonialherrschaft ihre höchste Rechtfertigung in sich tragen.

Abgeschlossen am 28. November 1908.

Die Fortschritte in der geographischen Erschliessung unserer Kolonien seit 1907.

Von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen.

Mit Freuden kann ich gleich zu Anfang meines Berichtes festsetzen, dass die Forschungsergebnisse des letzten Jahres, die neben Resultaten allerjüngster Reisen auch solche älteren Datums aufweisen, recht reich und mannigfaltig sind. Die ethnographische Seite hat dieses Mal einen auffallend starken Anteil an der Erforschung unserer Kolonien. Und das mit Recht! Denn nur zu oft hat die Kolonisation die genaue Kenntnis der Eingeborenen, ihrer rechtlichen und religiösen Anschauungen, ihrer Stammeseigenheiten und ihrer Kriegsführung unterschätzt, und gewiss sind mancherlei Misserfolge in der Kolonisation auf die Unkenntnis völkerkundlicher Erscheinungen und Tatsachen zurückzuführen. Aber auch für uns wird zur ersten Pflicht, von der Volkskunde unserer schwarzen Untertanen zu retten, was noch möglich ist. Jeder Verzug nach dieser Richtung bedeutet einen schweren Verlust für die Wissenschaft. Die ethnographische Erforschung lässt sich nicht wie eine chemische Analyse auf spätere Zeit aufschieben, die bei einer späteren Ausführung zumeist noch gewinnen kann. Die ethnographische Erforschung duldet kein Säumen; denn der Zersetzungsprozess, den unsere Kulturgüter in dem Leben und Treiben der Eingeborenen bewirken, geht schneller vor sich, als man vor einigen Jahren noch annahm. Besonders in den Inselgebieten der Südsee, die klein und von allen Seiten zugänglich sind, geht alles Ursprüngliche erschrecklich schnell verloren.

Bei einer Revue der Leistungen in der Erforschung der Kolonien ist es interessant zu beobachten, wie diese und jene Gebiete mehr bevorzugt oder vernachlässigt werden. Spärlich sind im letzten Jahre neue geographische und verwandte Ergebnisse von Deutsch-Südwest-Afrika eingelaufen. Es ist dies eine natürliche Folge, die Ruhe, die auf den Gewittersturm folgte, der unsere Kolonie in den letzten Kriegsjahren erschütterte. Die Aufmerksamkeit gilt hier jetzt vor allem dem Bestreben, die wirtschaftlichen Schäden wieder gut zu machen und neue Wirtschaftsmöglichkeiten zu schaffen. Wird in dieser Hinsicht eine gewisse Stetigkeit wieder Platz gegriffen haben, so wird man auch der weiteren geographischen Erforschung des Landes wieder mehr Mittel und Kräfte zur Verfügung stellen. Die meisten Berichte liegen aus Kamerun vor. Das ist doppelt erfreulich; zumal einer der besten wissenschaftlichen Kenner unserer west- und südafrikanischen Schutzgebiete, Prof. S. Passarge, in einem beachtenswerten Artikel in der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft darüber klagt, dass für die Erschliessung, insonderheit für die wissenschaftliche Erschliessung unserer Kolonie Kamerun noch so ausserordentlich wenig getan worden ist. Wie ich schon in dem Bericht des ersten Jahrganges unseres

Kolonial-Jahrbuches schrieb, sind die Südseeinseln so recht zu einem Übungs- und Forschungsfeld unserer Marine geeignet. Das sollte man auch fürderhin im Auge behalten, falls es sich nicht gerade um irgend eine spezielle botanische oder zoologische Untersuchung handelt; und Forschungsreisen, wie sie mit Unterstützung des Kolonialamtes etc. zustande kommen, sollten ausschliesslich unseren afrikanischen Kolonien zugute kommen.

Togo hat in der letzten Zeit keine grösseren wissenschaftlichen Erforschungsreisen aufzuweisen. Bemerkenswert ist die Reise des Forstassessors Metzger nach den Quellengebieten des Haho und Schio zwecks Aufforstungen im Schutzgebiet. Er hält hier Aufforstungen im grossen für möglich und empfehlenswert. In der Baumsteppe sah er auch gelegentlich die in dieser Pflanzenformation sonst nicht vorkommende Ölpalme. Seiner Auffassung nach ist die Ölpalme hier entweder als Überrest von ehemals bewirtschaftetem Farmland, oder sie ist durch Tiere hierher verschleppt worden. Immerhin ist das Auftreten der Ölpalme in diesen Gegenden ein Beweis dafür, dass ihre Kultur in der Baumsteppe nicht als ausgeschlossen zu betrachten ist. Metzger wandte seine Aufmerksamkeit auch den Galeriewäldern an den Flussläufen Togos zu. Der Grund für das Vorkommen von Wäldern an den Flüssen scheint ihm ein doppelter zu sein, einmal der landläufige, dass die grössere Feuchtigkeit der Flussufer dem Wälderwuchse am günstigsten ist, sodann ein wirtschaftlicher, insofern die Eingeborenen die Anlage ihrer Felder wegen der Überschwemmungsgefahr nicht ganz bis zu dem Flusslauf ausdehnen. Togo ist arm an Kalk. Darum wird ein Kalklager von grossem Werte sein, das bei dem Dorfe Adabion, etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer südlich von Tokpli, am Monufluss während des niedrigen Wasserstandes, vom Dezember bis Mai, auf mehrere Hundert Meter zutage tritt.

Die Grenze zwischen Togo und Dahomey ermangelt noch einer sichern Festlegung. Wohl ist sie vor zehn Jahren schon gezogen worden, doch nicht zuverlässig genug. Bei der neuen Grenzvermessung werden die Arbeiten in den Händen des Hauptmanns Freih. v. Seefried ruhen, der schon ähnliche Grenzregulierungen an der Westgrenze Togos und an der Ostgrenze Kameruns geleitet hat.

Das Jahr 1908 ist für Togos geographische Erkenntnis ein ganz besonders wichtiges, denn in diesem Jahre ist sowohl die Zweiblatt-Karte Togos in dem Massstab 1:500000 wie die Zehnblatt-Karte in 1:200000 vollendet worden, und Togo kann sich rühmen, die erste deutsche Kolonie zu sein, die einen vorläufigen kartographischen Abschluss gefunden hat. Die Karten sind das Resultat einer 25jährigen Arbeit. P. Sprigade hat uns dies herrliche Werk geschaffen. 54 Aufnehmer mit 891 Routen, konstruiert auf 1925 Blatt, dazu 60 fertige Karten und Skizzen gaben die Grundlage zu der Togokarte. All diese verschiedenartig ausgeführten Routen wurden von Sprigade zu der Karte konstruiert, wie sie uns heute vorliegt; es war eine fünfzehnjährige, mühevollte Arbeit, von der sich derjenige, der sich mit ähnlichen Arbeiten nicht selber eigenhändig befasst hat, kaum eine Vorstellung machen kann. Fernerhin ist anzunehmen, wie auch Sprigade selbst hervorhebt, dass alle die Routenaufnahmen, die Tausende und Tausende von Kilometern umfassen, eine freiwillige Arbeit waren, oft unter den schwierigsten Umständen zustande gekommen. Privatleute, Beamte und Offiziere sind an dieser anerkennenswerten, in aller Stille geleisteten Arbeit gleichmässig beteiligt. Doch die Kartographie darf kein Rasten kennen, am allerwenigsten die Kolonialkartographie. So sehen wir denn, dass bereits

Section C 2 (Sokodé) in gänzlicher Neuauflage vorliegt, Blatt E 2 (Lome) wird bald folgen. Wohl sind hier und da kleine weisse Flecke auf der Togo-karte zu bemerken, die teils auf unbewohnte Gebiete, teils auf weglosen Busch hinweisen, die aber auch in der Folgezeit noch verschwinden dürften, wenn wir die Kolonie noch eingehender durchforscht haben. Ja schon macht sich das Bedürfnis, aus wirtschaftlichen Gründen erwachsen, geltend, eine Karte in 1:100000 zu schaffen; doch hat es sicher keinen Zweck, sie jetzt schon in Angriff zu nehmen, bevor noch eine grosszügige Triangulation über die ganze Kolonie in Werk gesetzt ist.

Wie ich schon eingangs bemerkte, liegen aus dem verflossenen Jahre über Kamerun die meisten Berichte vor. Bevor ich der einzelnen wichtigeren Veröffentlichungen gedenke, kann ich nicht umhin, auf ein allgemeines Werk hinzuweisen, und zwar auf die prächtigen Kriegs- und Forschungsfahrten „Vom Atlantik zum Tschadsee“ von unserm geschätzten Hauptmann Hans Dominik. Durch die packende Art der Darstellung werden wir schnell in die Geschichte der Kolonie eingeführt, in die Kameruner Landschaft und Völkerschaften. Daneben werden klimatische, orographische und andere Verhältnisse berührt. Doch auch der Kolonialpolitiker kommt bei Dominik auf seine Rechnung. In schwebenden Kolonialfragen hört man das wohlüberlegte Urteil eines Sachverständigen wie Dominik recht gern. Auf einzuschlagende Neuerungen weist er hin und vergleicht fleissig mit den Verhältnissen der Nachbarkolonien.

Das bedeutendste wissenschaftliche Unternehmen der letzten Jahre war in Kamerun die Forschungsreise Hassert-Thorbecke. Den Professoren Dr. Hassert und Dr. Thorbecke war die Aufgabe von der Kommission für die landeskundliche Erforschung der Schutzgebiete gestellt worden, das küstennahe, aber namentlich auf der Nordseite noch sehr unvollständig bekannte Kamerungebirge genau zu erforschen und eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung mit Karte dieses Gebietes zu liefern. Ferner sollte die Expedition das Manengubagebirge, das jetzt durch den dorthin gerichteten Bahnbau erhöhtes Interesse gewinnt, eingehender untersuchen; zuletzt sollte sie das grosse Senkungsfeld des „Westafrikanischen Grabens“, das als eine der grossen tektonischen Störungszonen Afrikas die mannigfaltigsten wissenschaftlichen Aufschlüsse erwarten lässt, mit seiner gebirgigen Nachbarschaft landeskundlich so weit erforschen, wie es die Zeit, Mittel und Verhältnisse erlauben. Die Aufgabe ist also sehr mannigfaltig gewesen. Nach dem, was die beiden Reisenden bisher von ihren Forschungen und ihrer Ausbeute berichteten, scheinen all die Aufgaben gelöst zu sein. Das Kamerungebirge allein wurde auf fünf Wanderungen umgangen und bestiegen. Dabei wurde der sichere Nachweis geliefert, dass die vulkanische Tätigkeit des Kamerun-Massivs noch nicht völlig erloschen ist, denn aus einer Kraterschlucht im Nordosten des Fako, der höchsten Erhebung des Kamerun-Massivs, sah Hassert dünnen, feinen Rauch aufsteigen. Hassert nannte den Krater nach seinem Entdecker Meyer, dem ehemaligen Richter in Kamerun, „Robert-Meyer-Krater“. Weiterhin im Nordosten fand Hassert das mächtige Lava- und Aschenfeld Likombe mit dem Kraterkegel Ekonde Munja; aus dem jugendlichen Aussehen der Laven, der geringen Vegetation und den Eingeborenen-Zeugnissen schliesst er, dass Lavafeld und Krater erst vor wenigen Jahrzehnten durch einen vulkanischen Ausbruch entstanden sein können.

Im Frühjahr 1908 durchzogen Hassert und Thorbecke die Horst- und Vulkangebirge des Manenguba-Systems und wandten sich zuletzt von

den Urwaldgebieten nach den Grasfluren des Hochlandes hin. Der Ausgangspunkt für die letzten grossen Rundwanderungen waren die Militärstationen Dschang und Bamenda. Die Gesteinszusammensetzung der bereisten Gebiete erwies sich als einfach. Granite und Urgesteine bilden den Untergrund, der von einer verschieden dicken Lateritschicht oder auch von ausgedehnten Basaltdecken überlagert wird. Dazu gesellen sich gut erhaltene Domvulkane und Kraterberge, die einen charakteristischen Schmuck der Kamerun-Landschaft bilden. Verwickelter ist der innere Bau der bereisten Gebiete. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass die Gebiete seit uralter Zeit vom Meere nicht mehr überflutet wurden und daher als zu einem flachwelligen Hügelland abgetragene Rumpfgebirge erscheinen. Das Rumpfgebirge dürfte aber weiterhin tiefgreifende tektonische Störungen noch in junger geologischer Vergangenheit erfahren haben; wenigstens der Robert-Meyer-Krater unterstützt diese Annahme. Damit hat uns die Expedition neue Aufschlüsse über die Oberflächengestaltung des nordwestlichen Kamerun gebracht.

Hassert und Thorbecke liessen auch nicht das wirtschaftliche Moment bei ihren Beobachtungen ausser acht. Hassert schenkte zudem den Höhengrenzen viel Aufmerksamkeit, so der Waldgrenze, der Siedlungsgrenze, den Höhengrenzen von Öl- und Kokospalmen. Man erkennt hierin den Schüler Friedrich Ratzels.

Reich sind die Sammlungen, die Hassert und Thorbecke mit nach Hause brachten. Insonderheit hat sich der letztere mit der Sammlung ethnographischer Gegenstände befasst. Dazu kommen Hunderte photographischer Aufnahmen von geographisch, ethnographisch und wirtschaftlich bemerkenswerten Punkten. Die Expedition hat vom ersten Marschtage an ein Itinerar geführt, das 464 Blatt und eine Weglänge von rund 2500 Kilometer in dem Massstabe 1:15000 umfasst. Gegen 2000, mit 4 Aneroid-Barometern und 3 Siede-Thermometern gewonnenen Höhenmessungen von 614 verschiedenen Punkten tragen nebst zahlreichen Peilungen zur Vervollständigung des Kartenbildes bei.

Dr. Guillemain betrieb geologische Forschungen im deutschen Schutzgebiet Kamerun. Er hatte dabei besonders Wert auf die wirtschaftliche Seite der Forschung zu legen. Über die mehr wirtschaftlichen Ergebnisse hat er zunächst auch am ausführlichsten berichtet; sie seien in aller Kürze hier wiedergegeben. Die Glimmerlagerstätte von Esudan ist von geologisch-bergmännischem Standpunkte aus wohl wirtschaftlich ausbeutungsfähig; die Ausbeutung kann jedoch erst dann empfohlen werden, wenn die Frage nach Beschaffung der benötigten Arbeitskräfte gelöst werden kann. Das Salzvorkommen ist in Kamerun sehr gering, selbst im Ossidinge-Bezirk. Kochsalz ist Einfuhrprodukt und wird im Hinterlande sehr teuer bezahlt, z. B. in Ngamba, etwa 300 Kilometer von der Küste, das Kilogramm mit 3 Mark. Es ist für die meisten Eingeborenen des Hinterlandes unerschwinglich, so dass ganze Landstriche nur das aus Grasse gewonnenen Grassalz als schlechten Ersatz für Kochsalz benutzen. Die Bohrungen nach Petroleum, besonders bei Logobaba unweit Duala sind vorderhand eingestellt worden. Ziemlich bituminös erweisen sich die Schiefer im Ossidinge-Bezirk. Das Vorkommen von Kohle hat Guillemain unzweifelhaft festgestellt; ob sie aber in abbauwürdigen Flözen vorkommt, bedarf noch weiterer Untersuchung. Natürliche Kohlensäure- und Mineralquellen werden im Schutzgebiete angetroffen. Sedimentäre Schichten sind in Kamerun verhältnismässig wenig verbreitet; darum ist auch die Möglichkeit abbauwürdiger Kalksteinablagerungen sehr gering. Gold

kommt in Kamerun vor, besonders am Cross. Das Vorkommen dürfte auch wirtschaftliche Bedeutung erlangen. Bleiglanz wurde als Imprägnation von Sandsteinschichten auf dem rechten Cross-Ufer im Flussbett des Ngome gefunden. Nicht selten ist das Auftreten von Magnet-, Rot- und Brauneisenerzen. Die Eingeborenen verstehen sich schon seit langer Zeit auf die Eisenindustrie, die in den Graslandschaften neben der Weberei von Baumwollstoffen und der vornehmlich von Haussas und Fullahs betriebenen Lederindustrie der verbreiteste Eingeborenenindustriestrauch ist. Bei dem „Eisenerzhunger“, an dem fast alle Industriestaaten allmählich zu leiden beginnen, dürfte Kamerun als Eisenerzlieferant für Deutschland noch einmal von grosser Bedeutung werden.

In dem Veröffentlichungsorgan der Deutschen Kolonialgesellschaft entwirft der Kartograph M. Moisel eine hübsche und flott geschriebene Schilderung seiner geographisch-kartographischen Studienreise, die ihn über Buea, Johann-Albrechtshöhe, Ninong, Mbo, Dschang, Bamenda nach Bansso und von hier über Banum, Bagam, Dschang, Mbo, Bare zurück nach Duala führte. Das Banssoland ist bis jetzt noch wenig besucht gewesen. Die Geschichte von Bali und Banum hat den Reisenden besonders gefesselt. Interessant sind seine Ausführungen über die Begegnung mit Fonjonge, dem Sohne des alten berühmten Garega. Moisel berichtet auch von einer Erscheinung, die bis jetzt in der Wissenschaft kaum bekannt sein dürfte, nämlich von dem plötzlichen Verschwinden der Flüsse Mombe und Bome. Der Landmesser Lippert machte bei seinen Trassierungsarbeiten in der Gegend von Bajele die Entdeckung, dass die bisherige Annahme von der Herkunft des Bome und Mombe wohl richtig sei, dass aber die Quellbäche schon nach kurzem Laufe verschwinden und erst nach längerem unterirdischem Laufe am Fusse einer Basalkuppenkette wieder zutage treten. Diese Erscheinung erinnert ganz an das Karstphänomen, nur dass hier in Kamerun keine Kalksteine vorhanden sind und die Ursache von dem Verschwinden der Flüsse auf vulkanische Tätigkeit zurückzuführen ist. Man kann wohl annehmen, dass Mombe und Bome einst oberirdisch flossen, bis ein Lavaerguss ihre Betten zudeckte; beim Erkalten der Lava haben sich unter ihr Hohlräume gebildet, die von den Flüssen aufgesucht und stellenweise auch durchfressen wurden. Diese Theorie scheint ihre Bestätigung auch dadurch zu finden, dass Lippert die unterirdischen Wasserläufe nur immer da an die Oberfläche treten sah, wo schon in dem Urgestein, dem Gneis, Mulden vorhanden waren, die ihrem ganzen Charakter nach kaum durch Erosion entstanden sein können.

Einer der emsigsten Beobachter völkischen Lebens und Treibens in Kamerun ist Dr. A. Mansfeld; er ist seit 1904 Bezirksamtman in Ossidinge, nachdem er vorher ein Jahr unter den Indianern Südamerikas und drei Jahre unter Chinesen und Japanern gelebt hatte. Auf einer Dienstreise nach dem Bakogoland, im Süden von Ossidinge und westlich von Aya-Bake, fand Mansfeld auf einem noch nicht betretenen Gebirgspfad einen vollständig versteinerten Wald, der sich etwa drei Kilometer lang an einer Berglehne hinzieht. Auffallend sind zunächst eine grosse Anzahl 40 bis 90 cm dicke und 10 bis 20 Meter lange verkieselte Stämme und sodann eine Menge senkrecht im Erdboden steckender versteineter Holzstämme. Vielleicht sind diese Versteinerungen eine gute Vorbedeutung für den Fund abbauwürdiger Steinkohlenlager. Mansfeld berichtet auch von einem bisher unentdeckten See in unmittelbarer Nähe der früheren Station Nssakpé und der Zollstation Nssanakang im Ekeu-Land. Der See hat eine Länge von

1800 und eine Breite von 900 Metern. Die grösste Tiefe wurde mit 24 Metern gelotet. Mansfeld nimmt an, dass der See ein Eintiefungsbecken und kein Aufschüttungsbecken sei. In der Mythologie der Ekeu-Eingeborenen spielt der See eine grosse Rolle, insofern nach uralter Überlieferung das Totenreich in ein grosses Wasser verlegt wurde. Gewiss liegt hierin ein Grund, dass sich die Eingeborenen über die Anwesenheit des Sees bisher ausgeschwiegen haben. In der Beachtung der mythologischen Bedeutung des Sees nannte Mansfeld das Wasser „Totensee“. Der Feder unseres nimmermüden Beobachters verdanken wir auch das neue zusammenfassende Werk „Urwald-Dokumente, vier Jahre unter den Crossflussnegern Kameruns“. In schlichter Weise berichtet Mansfeld über das alles, was er in den Dörfern gesehen, und was ihm seine Leute erzählt haben. Tiefe Einblicke gewinnen wir in den Totemismus der Crossflussneger, in ihre Sitten und Gebräuche. Auch die anthropologischen, hygienischen und linguistischen Studien Mansfelds sind in den Dokumenten niedergelegt.

Oberleutnant Strümpell bereichert unsere Kenntnis von West-Adamaua. Neben der Regelung politischer Fragen und der Ausbreitung des deutschen Einflusses auf ein bisher unberührtes Gebiet verfolgte Strümpell den Zweck, Kenntnis über die Beschaffenheit von West-Adamaua, über dessen wirtschaftlichen Wert und dessen Wegenetz zu erlangen. Er schildert das bereiste Gebiet, wenn von dem nördlichen Teil abgesehen wird, als ein mittleres Gebirgsland. Die einzelnen Höhenzüge im Osten des Tschabschmassivs sind nur als Ausläufer dieses Gebirges zu betrachten. Vor allem sucht Strümpell Klarheit über die Gewässer zu erlangen, die im „Tschabschi“ ihr Quellgebiet haben. Er macht darauf aufmerksam, dass die Flüsse nicht dauernd oberirdisches Wasser führen; doch Wasserlöcher, von nur geringer Tiefe, sind trotzdem ein Beweis von dem Wasserreichtum des Landes, das ein ausgezeichnetes Weideland darstellt. Das niedrigere Gebiet ist durchgängig mit einem lichten Buschwald bedeckt, der nur am westlichen Gebirgsrand Kautschukpflanzen aufweist, sonst aber produktenarm ist. Dagegen liefert der überall wildwachsende Schibutterbaum ölhaltige Früchte, wie auch sein anscheinend naher Verwandter, der Bungtirei. Obwohl das Land für Baumwollenbau sehr geeignet ist, wird bis jetzt noch wenig Baumwolle daselbst gewonnen. Eisen wird überall gefunden, und die Tschamba verstehen das Eisenerz zu schmelzen und in primitivster Weise zu verarbeiten. Strümpell hat anfänglich noch die Erforschung des Plateaus des Hossere-Tschabschi geplant, musste aber davon aus gesundheitlichen Rücksichten absehen. Wir hoffen, dass wir über dieses Gebiet binnen kurzem durch die Grenzkommision Aufschluss erhalten.

Der Reichstag hat im Frühjahr des Jahres 1908 die Erbauung einer Eisenbahn von Duala durchs Bakokoland in den Jaundebezirk beschlossen. Die Bahn wird bei Widimenge enden; sie dürfte aber doch nur als ein Anfangsstück eines grossen Verkehrsweges anzusehen sein, der nach dem fruchtbaren und aussichtsreichen Osten unserer Kolonie zeigt, und den die Natur selbst schon halb geschaffen hat; denn da und dort können grosse Flussstrecken von Barkassen benutzt werden, und zwar auf dem Njong, dem Dume und Kadei. Letzterer ergiesst sich in den schiffbaren Ssanga, den Ostgrenzfluss. Nur kurze Strecken sind auf diesem natürlichen Verkehrswege durch Eisenbahnen zu überwinden, einmal das Wasserscheidegebiet zwischen Njong und Dume, sodann eine längere Strecke am Kadei. Um die Erforschung dieser Ostverkehrsstrasse hat sich Hauptmann Freih. von Stein zu Lausnitz grosse Verdienste erworben. In Expeditionen, die

reich an Entbehrungen und Fährnissen aller Art waren, hat er die Schiffbarkeit der Flüsse im mittleren östlichen Kamerun erkundet. Dem Njong gibt er beziehentlich seiner Brauchbarkeit den Vorzug gegenüber dem Sanaga, weil ersterer an schnellenähnlichen Strömungen mehr und mehr verliert und sich ostwärts als eine immer besser werdende Fahrstrasse als der Sanaga präsentiert.

Der Oberarzt Dr. Berkè hatte eine Expedition durch das Makagebiet nordwestlich der Dume-Station unternommen. Dabei sind ihm die grossen Ölbaumbestände aufgefallen, deren Reichtum mangels geeigneter Verkehrsmittel nicht ausgenutzt werden kann. Noch erhielten wir im Frühjahr unseres Berichtsjahres eine Schilderung des Stationsleiters von Bamenda, des Hauptmanns Glauning, über seine Expedition nach Bascho, worin sich beachtenswerte Bemerkungen über die Oro- und Hydrographie, Vegetation, Tierwelt und Bevölkerung von Mittelkamerun befinden, aber schon im März 1908 ereilte uns die betrübende Kunde, dass dieser wackere Offizier unserer Schutztruppe im Kampfe gegen die Muntschis gefallen sei. Sein Tod bedeutet nicht bloss einen schweren Verlust für die Kameruner Schutztruppe, sondern auch für die geographische Wissenschaft. Wenige nur haben es wie der gefallene Held verstanden, allen Aufgaben des Kolonisators und des deutschen Offiziers gerecht zu werden. Seine Hauptstärke lag mit in den ausgezeichneten Routenaufnahmen der Gebiete, denen seine Expeditionen galten. Glaunings Grundsatz hiess: „Kein Schritt im unerforschten Gebiet, der nicht aufgenommen wird.“ Seine Verdienste um die kartographische und wirtschaftliche Erforschung von Deutsch-Ostafrika und Kamerun werden unvergessen bleiben. Hierbei sei auch seiner hochherzigen Zuwendungen ethnographischer und anderer Objekte an Museen und zoologische Gärten des Mutterlandes gedacht. Zu bedauern ist, dass ihn ein frühzeitiger Tod verhindert hat, seine umfangreichen Tagebücher und vortrefflichen Photographien zu einer grösseren Arbeit, wie er beabsichtigte, zu verwerten.

Durch das Abkommen, betreffend die Abgrenzung zwischen Kamerun und Französisch-Kongo vom 18. April 1908, nimmt die Kameruner Ostgrenze einen wesentlich anderen Verlauf als bisher. Gebiete wurden von beiden Staaten ein- und ausgetauscht. Es wird von beiden Seiten grosses Entgegenkommen behauptet. Wenn man allerdings die Flächen vergleicht, die hinzugekommen, bezw. abgestrichen sind, so kann man wohl sagen, dass die Kompensationen ziemlich gleichartig ausgefallen sind. Auf einem andern Blatte aber steht die Bedeutung, insonderheit wirtschaftliche Wichtigkeit der einzelnen Austauschflächen; und da will es mir scheinen, als wenn Frankreich besser abgeschnitten hätte, weil auf französischer Seite die bereits beherrschten wichtigen binnenländischen Verkehrsorte und Hauptstädte grosser Völker-schaften, wie Nola, Gaza, Bania und Lame, noch um Kunde und Binder vermehrt werden. Aus den neuen astronomischen Beobachtungen der Ostgrenzexpedition ergab sich als Hauptresultat, dass die Lage von Kunde um 28 Minuten, die von Gaza um 33 Minuten gegen die auf der alten Ver-tragskarte angenommenen nach Westen und der Schnitt des zehnten Parallels mit dem Schari um 26 Minuten nach Osten rückt. Über den Verlauf der neuen Grenze im Gegensatz zur alten orientiert die Karte im kleinen Kolonial-atlas (Ausgabe 1908) recht gut. Wegen der wissenschaftlichen Resultate der Ostkamerun-Grenzexpedition müssen wir uns in der Hauptsache an französische Quellen wenden. Das „Bulletin du Comité de l'Afrique française“ brachte bereits im November 1907 eine Zusammenfassung der wichtigsten geographischen und andern Ergebnisse. Brussaax war vom

französischen Unterrichtsministerium und von der Pariser Geographischen Gesellschaft beauftragt, geographische, insbesondere ethnographische Beobachtungen anzustellen. Von ihm erhalten wir neue Aufschlüsse über die Babinga, die Kaka, die Baja und andere Völkerstämme. Die Baja sind wohl die interessantesten unter ihnen; ihre Weiber tragen in der Oberlippe noch den Lippenpflock (Pelele). Fast in der gesamten Erstreckung der Ostgrenze wurde kautschukreichen Urwäldern begegnet.

Die mathematisch gerade Grenzlinie auf der Strecke zwischen dem Crossfluss und Yola dürfte auch bald eine andere, den natürlichen Verhältnissen angepasste Linienführung erhalten. Eine deutsch-englische Grenzkommission ist gegenwärtig tätig, das topographische Material zur Grenzregulierung durch Aufnahmen und Vermessungen zu beschaffen. Die Arbeit deutscherseits liegt in den Händen des Oberleutnants von Stephani.

M. Moisel hat eine provisorische Karte der Bezirke Ossidinge, Bamenda und Dschang im Massstab 1:500000 veröffentlicht, worauf namentlich die Gebiete zwischen dem 9. und 11. Grad ö. v. Gr. und nördlich des 5. Grades n. Br. erheblich gegenüber den älteren kartographischen Bildern abweichen, beziehentlich vervollständigt sind.

Mehr als in einer andern unserer Kolonien ist in Deutsch-Südwestafrika das wirtschaftliche Wohl und Wehe von klimatischen Faktoren abhängig. Darum finden wir auch aus keiner andern Kolonie so viele sorgfältige meteorologische Beobachtungen wie aus Deutsch-Südwestafrika. Dr. P. Heidke gibt in den Danckelmanschen Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten eine umfassende Übersicht über den täglichen Gang des Luftdruckes und der Temperatur zu Windhuk vom Juli 1905 bis Juni 1906, wie seine harmonischen Konstituenten. Als Jahresmittel für Windhuk wurde für das Jahr 1906 $27,21^{\circ}\text{C}$ ermittelt. Aus Gobabis wurde grosse Trockenheit gemeldet. Infolge dieser klimatischen Erscheinung sind aus der Kalahari zahlreiche wilde Strausse nach Deutsch-Südwestafrika hinübergewechselt. Herden von 3000 bis 4000 Straussen hat man bei Gobabis beobachtet. Den „Windhuker Nachrichten“ zufolge haben es sich Farmer des Gobabis-Bezirktes nicht entgehen lassen, junge Strausse einzufangen und mit deren Zucht zu beginnen.

Prof. S. Passarge bringt im „Globus“ eine beachtenswerte Mitteilung von unserm alten Südwestafrikaner Dr. Hartmann über bei Gibeon gefundenes, vielleicht glaziales Konglomerat. Die Möglichkeit wird zugegeben, dass es Dwykakonglomerat ist, doch müssen noch genauere Untersuchungen über die Herkunft der Gerölle, die Beschaffenheit des Untergrundes, über Rundhöcker, Schrammen etc. angestellt werden. Dann wäre es nicht ausgeschlossen, wie es in der Mitteilung heisst, dass Kohlen über dem Konglomerat auftreten könnten, wie es in Transvaal und Natal der Fall ist.

Das Amboland hat uns ein Orientierungszug des bekannten Hauptmanns Franke näher gebracht. Die Expedition ist von gutem Erfolg begleitet gewesen, nicht unwesentlich unterstützt durch die finnischen Missionare, die im Ambolande tätig sind, und die der deutschen Sache fortgesetzt gute Dienste erwiesen haben. Auch vom Caprivizipfel dürften wir bald Näheres erfahren, da Hauptmann Streitwolf vom Gouverneur v. Schuckmann dahin entsandt wurde, um daselbst als Resident zu verbleiben.

Wissenschaftlich und wirtschaftlich hat das Vorkommen von Diamanten bei Lüderitzbucht grosse Beachtung gefunden. Die Diamanten haben ein durchschnittliches Gewicht von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ Karat. Der grösste bisher

gefundene Diamant hat rund ein Karat. Die Qualität ist erstklassig, die Farbe ein klares, ungetrübtes Weiss, oft mit leicht gelblichem Anhauch. Die Ausbeute hat bereits bedeutende Werte ergeben. Das Muttergestein, die Werkstätte also, in der die Natur die Edelsteine herstellt, hat man bisher noch nicht gefunden. Sie können vielleicht von noch nicht gefundenen Blaugrundstellen herkommen oder von einem anderen Gestein; kommen doch die brasilianischen und indischen Diamanten nicht in Blaugrund vor. Durch Verwitterung von Gesteinen in loco sind sie wohl kaum ausgeschieden worden; nicht unmöglich ist, dass sie von den heftigen aus Südwest wehenden Sandstürmen angeweht worden sind. Wie dem auch sei, so ist es doch sehr erfreulich, dass das bis dahin gänzlich wertlose Gelände beim Bahnkilometer 15 der Lüderitzbucht-Aus-Bahn jetzt einen ausserordentlichen Wert erhalten hat.

Durch das Gouvernement in Windhuk sind folgende Namensänderungen in Deutsch-Südwestafrika vorgenommen worden; Okowakuatjiwi im Bezirk Omaruru in „Kalkstein“, Auplatz im Bezirke Grootfontein in „Waldstein“ und Okongawa-West im Bezirke Karibib in „Neu-Schwaben“. Allüberall bemerkt man bedeutende Fortschritte in der neuen Zeit, die über unsere Kolonie hereingebrochen ist. Dass die Studienreise unseres Kolonialsekretärs, Sr. Exzellenz Dernburg, auf die weitere Entwicklung und Erschliessung von grossem Einfluss sein wird, darüber ist man sich in massgebenden Kreisen klar. Vielleicht wird nun auch eine gute topographische Aufnahme des Landes eingeleitet werden.

Die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg nach dem Nordwesten von Deutsch-Ostafrika, die ebenso wie diejenige von Hassert und Thorbecke nach Kamerun von der landeskundlichen Kommission angeregt und durch das Kolonialamt ausgerüstet wurde, ist das bedeutendste Forschungsunternehmen der letzten Zeit in Deutsch-Ostafrika. Die Expedition nahm das ganze Kiwugebiet und die nördlichen Vulkane auf, ausserdem umfangreiche Teile des Albert-Edward-Sees und des Ruwenzorigebirges. Verschiedene Fachgelehrte waren bei der Expedition beteiligt; als Zoologe war Dr. H. Schubotz tätig, als Botaniker Dr. J. Mildbraed, als Geolog Dr. F. Kirschstein und als Topograph Oberleutnant Weiss. Reiche Sammlungen sind nach der Heimat mitgebracht worden. Die verwickelten ethnographischen Verhältnisse in dem nordwestlichen Grenzgebiet sind durch die Expedition klargestellt worden, ebenso auch wichtige Grenzen zwischen ost- und westafrikanischem Floren- und Faunengebiet.

Neben dieser allgemeinen Übersicht der Reiseergebnisse sei noch auf besondere Resultate der Expedition Herzog Adolf Friedrich hingewiesen. Die Sammlung wurde auf breitester Basis angelegt; nicht nur Säugetieren und Vögeln, den beliebtesten und darum bekanntesten, sondern ganz besonders den bisher vernachlässigsten, den niederen Tieren wurde, wie vorher nur von Stuhlmann bei der Emin-Pascha-Expedition, grösste Aufmerksamkeit geschenkt. Auf dem Sattel zwischen Sabyino und Mgahinga machte man mit dem Bergelefant Bekanntschaft, der nur in einer Höhenlage von 2200 bis 3400 Metern zu leben scheint. Hier wurde auch eine neue Art Schimpanse entdeckt. Die Baumgrenze an den Vulkanen des Kiwu-Seegebietes ist nach Mildbraed eine sehr ungleichmässige. Im allgemeinen schwankt sie zwischen 2800 und 3000 Metern. Über den durch Bambuse besonders charakterisierten Buschwald folgt eine Zone alpiner Kräuter, eine Art Knieholzregion mit einer bunten und mannigfaltigen Flora. Auf den Bergen des westlichen Grabenrandes gehen die Hochwälder ganz zurück, Tonschiefer-

gebirge treten hier auf, die namentlich eine Vegetation von Steppengräsern und edlen Farren begünstigen. Borassuspalmen begegnete man erst einen Tagesmarsch von dem kongonesischen Beni entfernt.

Dem Oberleutnant Weiss und Dr. Kirschstein verdanken wir die topographische und geologische Aufschliessung des sogenannten „Weissen Fleckes“ im Westen des Kageraflusses. Beide bestiegen auch als erste einen im Mai 1905 entstandenen Vulkan, den sie „Adolf Friedrich-Vulkan“ nannten. Kirschstein hat die Kirunga-Vulkane im Norden des Kiwusees vollständig erforscht; sämtliche 8 vorhandenen Vulkane hat er als ein erster bestiegen; elf heftige Eruptionen des Namlagira hat er aus unmittelbarer Nähe beobachtet und photographisch festgehalten; auch ein Abstieg in den Krater des tätigen Vulkans ist ihm geglückt. Auf dem Karissimbi, dem wichtigsten Vulkan des Kiwugebietes, wurden Kirschstein und seine Träger von einem schweren Schneesturm mit Hagelschlag überrascht. Da die Leute seinen Anweisungen nicht folgten und nur wenige den Marsch nach einem nahe gelegenen schützenden Wald fortsetzten, so wurde die Hälfte der Karawane dahingerafft. Dieser bedauernswerte Vorfall gibt ein krasses Beispiel für den Fatalismus und die hierdurch erzeugte Energielosigkeit des Negers in Situationen und Gefahren, in denen er den Ausgang der Gefahr nicht übersieht, und wo ihn nur schnelles Erfassen der Situation und besonnenes Handeln retten können. „Anri yo mungu“, d. i. soviel wie Gottesfügung, ist dann die Parole, doch nicht aus religiösem Gefühl heraus erzeugt, sondern nur nachgesagt als eine von Jugend an gehörte und von der Urväterzeit überkommene Redensart.

Kirschstein achtete auch auf nutzbare Mineralien, indessen war das Resultat in dieser Beziehung negativ. Eine besondere Abhandlung stellt uns Kirschstein über eine neue Entstehungsursache und die Verbreitung der eisenschüssigen Konglomerate Ostafrikas, die bisher fälschlich als Raseneisenerze angesprochen wurden, in Aussicht. Schon Bornhardt hatte darauf hingewiesen, dass dies Eisenvorkommen nicht mit unserem Raseneisenerz identisch sei. Die Entstehung der eisenschüssigen Konglomerate, die sich im ganzen tropischen Afrika vorfinden, suchte Bornhardt mit dem Grundwasser in Verbindung zu bringen. Wir sind gespannt, zu welcher neuen Theorie Kirschstein gelangt ist. Von ihm dürfen wir ferner noch Veröffentlichungen über tropische Verwitterungsformen erwarten und über die heissen Quellen von Mtagata in Karagwe sowie von Irungatscho und Majimoto im zentralafrikanischen Graben. Seine Studien über den früheren Wasserstand und die Ausdehnung des Kiwu- und Albert Edward-Sees führen ihn zu der Annahme, dass beide Seen vor der Entstehung der Vulkane ein zusammenhängendes Wasserbecken gebildet haben. Zuletzt sei noch bei dieser Expedition erwähnt, dass insgesamt ein neues Gebiet von rund 6000 Quadratkilometern aufgenommen wurde. Nebenher gingen noch magnetische Messungen, Zeitbestimmungen und ethnographische Studien. Die Herzog Adolf-Friedrich-Expedition ist in jeder Weise eine der gelungensten und in wissenschaftlicher Beziehung eine der ergebnisreichsten Expeditionen der letzten Jahre, die den Schwerpunkt ihrer Forschung im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika hatte. Das Forschungsmaterial ist so umfangreich und wertvoll, dass eine Veröffentlichung in 7 Bänden (bei Klinckhardt & Biermann in Leipzig) erfolgen wird.

Das verflossene Jahr brachte uns auch die Ergebnisse der Forschungsreise von Prof. Dr. Karl Weule. Auf die Reise hatte ich bereits in meinem ersten Bericht hingewiesen. Heute müssen wir uns noch etwas mit den Re-

sultaten beschäftigen, die Weule in zwei umfangreichen Werken niedergelegt hat, einmal in dem ersten Ergänzungsband zu den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten und andermal in einem bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Reisewerk „Negerleben in Ostafrika“. Ist jenes nur für wissenschaftliche Kreise bestimmt, so dieses auch für ein grösseres Publikum. Das letztere Werk dürfte eins der beliebtesten und gelesenen Reisebücher, die sich mit unseren Kolonien beschäftigen, werden. Eine derartige kurzweilige Schilderung, die von vielen humorvollen, hier und da aber etwas manierten Wendungen gewürzt wird, ist im allgemeinen bei einem deutschen Professor selten. Das Werk ist keine Alltagsreiseliteratur; der Stil ist flott, burschikos und packend; das Buch fesselt von der ersten bis zur letzten Seite; dabei wird überall, abgesehen von der irrigen Auffassung über die Entstehung des Indischen Ozeans am Anfange des Buches, die streng wissenschaftliche Grundlage gewahrt. Der Reisende ist nicht weit in den afrikanischen Kontinent eingedrungen; in der südöstlichen Ecke von Deutsch-Ostafrika, auf dem Makonde-Plateau und dessen nächster Umgebung ist er ethnologischen Forschungen nachgegangen. Von keinen aufregenden Abenteuern weiss Weule zu erzählen, wohl aber von seinen vielen intimen Einblicken in die Negerseele. Dies war zuletzt auch das Endziel der Reise, das Hauptgewicht der Forschung auf die objektive Schilderung der materiellen und geistigen Kultur jener Völker zu legen, so wie sie sich 1906 vorfanden. Wohl ist schon mancherlei von jenen Völkern und Gegenden, auch von Fachleuten, berichtet worden, aber dennoch hatte Weule das Glück, selbst auf den begangeneren Teilen des Gebietes, neues zu finden, an dem ein Nichtfachmann arglos vorübergehen würde. Seine Forschung und Darstellung gipfelt in der Schilderung der sozialen Verhältnisse und Stammfeste der Wajao, Makua und Makonde. In Tschingulungulu gewährten ihm zuerst glückliche Umstände den Einblick in die Mannbarkeitsfeste, das Knaben- und Mädchen-Unyago. Weule gibt fernerhin wichtige Beiträge zu den Personennamen, der Kleidung, den Waffen der Jagd, den Haustieren, dem Ackerbau, den Genussmitteln, dem Geld und der Technik. Bei der Technik allein behandelt er Töpferei, Flechtkunst, Holzschnitzerei, Weberei, Rindenstoffe und andere Techniken. Wie er selbst in sonst unbeachtete Gebiete hineingreift, beweist seine Darstellung der Spielzeuge und Jugendspiele u. v. a. m.

Über die Geschichte, Kult-, Rechts-, Kriegs- und Jagdgebräuche der Wahehe, des interessantesten und ruhmreichsten Volkes unserer ostafrikanischen Kolonie, hat Hauptmann E. Nigmann ein grösseres Werk veröffentlicht. Nigmann war durch seine weitreichenden Kriegszüge zum Entsatz bedrängter Nachbarstationen während des ostafrikanischen Eingeborenenaufstandes 1905/06 bekannt geworden, und seinem persönlichen Einfluss war es in der Hauptsache zuzuschreiben, dass das kriegerische Volk der Wahehe, dessen Haltung für einen grösseren Teil der Völker des Schutzgebietes massgebend ist, von der Teilnahme am Aufstand abgehalten wurde.

Nach dem Norden der Kolonie führen uns die Berichte von Sjöstedt und von Leue. Professor Sjöstedt hat die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Expedition nach Deutsch-Ostafrika auch in deutscher Sprache veröffentlicht. Er hat vor allem die Vogelwelt des Kilimandscharo und des Meruberges und der anliegenden Massaisteppe erforscht; für sie stellt er je nach Vorkommen und Lebensweise der Vögel verschiedene charakteristische Zonen fest. Gleichzeitig gibt er eine Schilderung der verschiedenen Naturverhältnisse des bereisten Gebietes. Ein anschauliches Bild von dem

Meruberg entwirft A. Leue in der Zeitschrift der Deutschen Kolonialgesellschaft. Die untere Berghälfte ist bestanden mit Hochwald, der nach oben zu in einen Bambusstreifen ausläuft. Es folgen sodann Gras, Heide und Gestrüpp und endlich bis zur Spitze Schlacken und Felsen. Der Wald setzt sich im allgemeinen aus Laubbäumen zusammen; indessen ist, vorwiegend auf der Nordostseite, auch ein nicht unbedeutender Zedernbestand vorhanden. Eine schöne dunkelrote Farbe wird dem Zedernholz nachgerühmt, das zur Herstellung von Zimmerdecken, Fussböden und anderen Tafelungen vorzüglich geeignet sein soll. Nur auf der Südseite ist der Meruberg bewohnt, und zwar bis zu einer Höhe von 1800 Metern. Alle Vorberge und Hänge, alle Schluchten und Täler erglänzen hier im lichten Grün der Maisschamben und Bananenhaine der Eingeborenen. Leue schliesst seine Betrachtung mit dem Hinweis, dass es sich gut am Meruberge lebe; das Klima ist gesund und von Malaria keine Spur.

Bei dem Bau der Bahnstrecke Daressalam nach Morogoro ist man auf ein auffälliges Gletscherphänomen gestossen. Nicht weit vom Kilometer 150 wurden Löcher auf nacktem Gneisfelsen gefunden, deren Durchmesser 3 Meter und deren Tiefe 2 Meter beträgt. Auch Mahlsteine fand man noch in einigen Löchern; sie hatten einen Durchmesser von $\frac{3}{4}$ Metern. Offenbar haben wir hier alte Strudeltöpfe vor uns. Bei Morogoro hat man auch bedeutende Glimmerfunde gemacht. Die Ausbeutung des Glimmers nimmt von Jahr zu Jahr grössere Dimensionen an. Die Bahn und die Verschiffung von Daressalam haben auf die Gewinnung den günstigsten Einfluss.

Von dem grossen See im Südwesten der Kolonie, dem Njassa-See, wurde fast allgemein angenommen, dass sein Spiegel kontinuierlich falle. Alfred Sharpe hat neuerdings nachgewiesen, dass dem nicht so ist, sondern dass der Wasserstand des Sees nur Schwankungen in sehr lange dauernden Perioden unterworfen ist.

Dr. P. Heidke hat sich auch um die Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen aus Deutsch-Ostafrika verdient gemacht. Die Arbeit umfasst die Monats- und Jahresmittel aus den Jahren 1903 und 1904 an 25 Beobachtungsstationen. Gewiss ist das ganze Material noch recht lückenhaft; sollte es denn nicht möglich sein, auf Grund aller vorhandenen Beobachtungen ein halbwegs gutes Allgemeinbild des Klimas unserer Kolonie zu zeichnen?

In den wissenschaftlichen Beiheften der Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten des Jahres 1908 wird uns von den astronomischen und geodätischen Arbeiten berichtet, die zur Festlegung der Grenze Deutsch-Ostafrikas gegenüber dem Kongostaat und Britisch-Ostafrika von seiten der deutschen Kommissionäre in den Jahren 1902 bis 1905 ausgeführt worden sind. Prof. Dr. Ambronn hat die Aufnahmen bearbeitet und zusammengestellt. Die Höhen wurden teils trigonometrisch, teils barometrisch gewonnen. Da, wo beide Messungen zusammenfallen, war eine Übereinstimmung immer bis auf wenige Meter erzielt worden. Die Höhe des Kiwu über dem Tanganjika wurde trigonometrisch mit 672 Meter bestimmt, nach Siedethermometern mit 677 Meter, woraus übereinstimmend eine Meereshöhe von 1455, rund 1460 Metern resultiert. Die Höhe des Meruberges wurde zu 4562 Metern gefunden. Auffallend ist das Resultat des Kibo, dessen Höhe mit 5888 Metern bestimmt wurde. Da würde allerdings der Kilimandscharo von seiner imposanten Höhe von 6010 Metern bedeutend herabsteigen. Indessen ist es nicht angebracht, die von Prof. Dr. H. Meyer durch Siedethermometer gefundene Höhe von 6010 Meter aufzugeben und die

durch die englisch-deutsche Grenzkommision angegebene Höhe von 5888 Metern in unsere Karten einzusetzen. Wie ich von kompetenter Seite in Erfahrung gebracht habe, steht die englische Messung von 5888 Metern auf sehr schwankendem Boden. Abgesehen davon, dass sich diese Messung schwerlich auf den höchsten Punkt des Kibo, die Kaiser Wilhelm-Spitze, beziehen kann, da diese, wie Prof. Dr. H. Meyer ausdrücklich in Danckelmanns Mitteilungen hervorhebt, am Innenrand der Südseite des Kraters aufragende höchste Erhebung des Berges von seinem Fusse aus gar nicht gesehen werden kann, so ist die vermeintliche höchste Spitze von der Grenzkommision in einer Basisentfernung von etwa 50 Kilometer anvisiert worden, und derartig weit visierte und gemessene Erhebungen sind ihrem Werte nach erwiesenermassen stets problematischer als barometrisch gefundene Höhen. Mithin bleibt dem Kilimandscharo eine Höhe von rund 6000 Metern. Auch hat die Grenzregulierung noch verschiedenen anderen Bergen Höhen gegeben, die von den auf den bisherigen Karten notierten, selbst im Grossen Kolonialatlas, bedeutend abweichen.

Einer Karte aus Deutsch-Ostafrika sei hier gedacht, weil sie gleichsam als ein Muster für andere Karten in der Behandlung der Details der Bodenbedeckung empfohlen werden kann. Es ist die Karte der „grossen Panganifälle“ von dem Landmesser Selke; sie ist in einem Massstab von 1:30300 im Reichskolonialamt gezeichnet worden. Trotzdem die Karte nur in Schwarz ausgeführt ist, so lassen sich doch die einzelnen Kulturelemente gut darauf unterscheiden, nämlich wertvollere Grasflächen, Grassteppe, Baumsteppe, Wald, Hochwald, Busch, Palmen, Schamben (Eingeborenen-Kulturen), Plantagenkultur, Fels, Sumpf, Wege und die einzelnen Eingeborenenendörfer nach der Anzahl der Hütten.

Die wertvollste Bereicherung unserer Karten über Deutsch-Ostafrika liegt in der Karte des Ukinga-Gebirges von Dr. E. Kohlschütter vor. Die Karte ist von H. Wehlmann unter der Leitung von M. Moisel in einem Massstab 1:100000 gezeichnet worden. Die Messtischaufnahmen Kohlschüppers wurden ergänzt durch die Routenaufnahmen von Bergassessor Bornhardt, Bergassessor Dr. Dantz, Hauptmann Engelhardt, Oberleutnant Glauning, Botaniker Götze, Hauptmann von Kleist, Hauptmann Nigmann, Hauptmann von Prittwitz und Gaffron, Hauptmann Ramsay, Leutnant Stadlbaur, Bezirksamtmann Zache und Bezirksamtssekretär Zencke. Durch die Verarbeitung all dieser Routen ist ein prächtiges Kartenbild entstanden, zu dem selbstredend Kohlschütter das meiste beigetragen hat. Besondere Sorgfalt widmete er den Geländeformen, die er ebenso wie alles topographische Detail an Ort und Stelle in die Karte einzeichnete, soweit er das Gelände mit Sicherheit übersehen konnte. Die Karte bedeutet einen Fortschritt in unseren Kolonialkarten. In den Mitteilungen zum deutschen Kolonialblatt ergreift Kohlschütter auch selber das Wort zu seiner Karte und betont nachdrücklichst, dass bei der von ihm gewählten Art der Aufnahme weniger Detail berücksichtigt wird wie bei den gewöhnlichen Routenaufnahmen, aber dafür sei es gleichmässig dicht und in gleichmässiger Schematisierung über das ganze Gebiet verteilt und zur Willkür sei im grossen ganzen kein Spielraum gegeben. Zugleich verbreitet er sich ausführlicher über die Genauigkeit und das Wesen der Niveaubez. Schichtlinien. Seine Ausführungen erwecken an einigen Punkten Widerspruch. Doch ist hier nicht der Ort, sich über ein rein kartographisches Problem zu verbreiten, ich werde an anderer Stelle noch genügend auf Kohlschüppers Ausführungen zu sprechen kommen. Übrigens ist Prof.

Dr. Uhlig nicht der erste, der den Ausdruck „Gefühls-Isohypsen“ gebraucht.

Von dem Schutzgebiet Kiautschou in Ostasien ist naturgemäss wenig geographisch Neues zu berichten. Das beste Buch, das wir gegenwärtig über Kiautschou besitzen, entstammt der Feder des Marinepfarrers Hans Weicker in Kiel; er war 1904 bis 1906 Pfarrer des Kreuzergeschwaders in Ostasien und hat oft Gelegenheit gehabt, unser Schutzgebiet und das Hinterland von Kiautschou zu besuchen. Er zeigt sich als ein scharfer Beobachter. Frisch und fließend berichtet er über den Volkscharakter, über Sprache, Kultur, Industrie, Handel und Verkehr, über die Verwaltung des Schutzgebietes u. v. a. m. Hoffentlich verfehlt das Kapitel „die Vorteile Tsingtaus für die Chinesen“ auch im fernen Osten nicht der zu wünschenden Beachtung und Wirkung.

Die kartographische Abteilung der Landesaufnahme hat vor kurzem erst mit der Herausgabe eines neuen Kartenwerkes begonnen, das unter dem Titel „Karte von Tschili und Schantung“ im Massstab 1:200000 im ganzen gegen 70 Blätter umfassen wird. Die Karte ist in Polyederprojektion entworfen, und zwar derart, dass ein Blatt der Karte von Ostchina, 1:1000000 36 Blatt der neuen Karte enthält. Die Vervielfältigung erfolgt im fünf-farbigem Buntdruck, je eine Platte für den Grundriss nebst Schrift, für die Flächenfüllung der Ortschaften, Grenzen und Kreisnamen, für die Gewässer, für die chinesische Schrift und für die Bodenformen. Die letzteren werden in Schummerung wiedergegeben.

Unsere Südseekolonien sind in den letzten beiden Jahren nicht so stiefmütterlich wie bisher bedacht worden; kaum haben erst Prof. Dr. Sapper und Dr. Friederici ihre Studienreise beendet, noch ist die deutsche Marineexpedition 1907/09 tätig, noch erwarten wir die Ergebnisse der von der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung beschlossenen und ausgerüsteten Südseeexpedition unter der Leitung von Prof. Dr. Thilenius. Ausser dieser grossen Reisen haben wir auch eine Anzahl kleinere Studienreisen zu erwähnen. Fast alle Forschungsreisen verfolgen in der Hauptsache ethnographische Ziele, was hier, wie ich in der Einleitung zu meinem Bericht hervorhob, auch viel dringender als irgend wo anders in unseren Kolonien geboten ist.

In unser Berichtsjahr reichen noch die Ergebnisse der Reisen hinein, die Dr. R. Pöch in Kaiser-Wilhelmsland und Neumecklenburg unternommen hat. Besonders beachtenswert sind die prähistorischen Funde in Neuguinea, die sich von Jahr zu Jahr mehren. Pöch hat die Funde zusammengestellt. Sie legen ein untrügliches Zeugnis davon ab, dass eine Kultur mit Steingeräten und Töpferei der heutigen dort vorausging und ganz verschieden von ihr war.

Der Stationschef von dem neuen Bezirk Eitapé an der Nordküste von Neuguinea berichtet von den kleinen, der Nordküste vorgelagerten vulkanischen Inseln, deren Bevölkerung wegen des durchlässigen und steil zum Meere abfallenden Bodens meist ein kärgliches Dasein fristet. Der Bezirksamtman von Friedrich-Wilhelmshafen teilt die Entdeckung einer grossen Tropfsteinhöhle in seinem Bezirke mit. Die imposante Grotte habe stauenswerte Dimensionen, eine Tiefe von mindestens einem Kilometer.

Vom kolonialwirtschaftlichen Komitee erhielt der bekannte Kautschukforscher Dr. R. Schlechter den Auftrag, die Verbreitung der Guttapercha- und Kautschukkultur in Neuguinea festzustellen und zu untersuchen, ob abbauwürdige Mengen vorhanden seien. An der Expedition beteiligte sich

auch der Gouverneur von Neuguinea, Dr. Hahl. Wichtig war die Reise nach dem Uaria-(Herkulesfluss-)Gebiet. Im ganzen Gebiete stellte Schlechter das reichliche Vorkommen von Guttaperchabäumen, sowohl der weissen wie der roten Art, fest. Auf dem Goramia wurden zahlreiche Kautschuklianen angetroffen. Schlechter hat auch wieder eine neue Kautschukpflanze entdeckt, und zwar im Finisterre-Gebirge, eine starkwüchsige Ficusart, die in einer Höhe von 800 bis 1200 Metern ziemlich häufig auftritt.

Als neue Karten sind „der Sattelberg und Umgebung auf Kaiser-Wilhelmsland“, bearbeitet von M. Moisel mit Benutzung neuer Aufnahmen von Dr. R. Pöch in 1:100000, und „die Umgebung des Hansemanns-Berges auf Kaiser-Wilhelmsland“, nach den Vermessungen der Rheinischen Mission in 1:20000 erschienen.

Die Forschungsreisen von Prof. Dr. Sapper und Dr. Friederici galten vor allem Neuhannover, Neumecklenburg und der Bougainville-Insel. Friederici nahm in der Hauptsache die ethnographische Erforschung von Neuhannover in Angriff. Zu diesem Zwecke hatte er sich längere Zeit unter den Völkern der Insel festgesetzt, um zu versuchen, in ihr inneres Leben einzudringen, das er aber dann nach näherer Kenntnisnahme als merkwürdig uninteressant bezeichnet. Die Neuhannoveraner besitzen wenig Schmuck, kaum Tätowierung oder Ziernarben, wenig Kunst und Industrie. Armselig sind ihre Hütten, nicht hervorragend Jagd und Fischfang. Von Neuhannover berichtet Sapper, dass es ein jung eruptives Bergmassiv mit angelagerten gehobenen Korallenriffen im Süden und Westen ist, während im Norden alluviale Ablagerungen einen grösseren Raum einnehmen, und im Osten, Norden und Nordwesten ein Kranz von Koralleninseln die Hauptinsel umlagert. Auf Neumecklenburg wurde das Schleinitz-Gebirge besucht. Hier war auch die ethnographische Ausbeute eine bessere. Auf der Insel Anir war Sapper Zeuge des Ausbruches eines dort befindlichen Geisers. An der Durchquerung der Insel Bougainville nahm der Gouverneur von Deutsch-Neuguinea teil. Sapper und Dr. Hahl überstiegen auf Bougainville das 1500 Meter hohe Kronprinzen-Gebirge und legten die ganze Entfernung von 51 Kilometern in 5 Tagen zurück. Sodann wurde noch der südliche Teil des die Insel Buka durchziehenden Gebirges besucht. Die durchquerten Gebiete auf beiden Inseln weisen nur Eruptivgesteine auf, wo nicht am Ufer korallinische Bildung ansteht. Die Vulkane Balbi und Bugana sind in starker und stetiger Tätigkeit. Die Säugetierfauna der besuchten Gebiete ist arm. Ratten und Opossum waren neben Wildschweinen die einzigen gesichteten Mammalien. Auch die Vogelwelt ist weniger reichhaltig als in Kaiser-Wilhelmsland und in Neupommern. Nur Tauben, Papageien, Nashornvögel und Buschhühner wurden zahlreich getroffen. Reich ist die Insekten-, besonders die Käferwelt. Ansiedelungen wurden bis 900 Meter hoch an der Westküste angetroffen. Die Bergbevölkerung macht jedoch einen armseligen und schwächlichen Eindruck. Die Abgesperrtheit von der See und dem Verkehr und die immerwährenden Kriegszustände scheinen das Volk höchst ungünstig beeinflusst zu haben.

Die deutsche Marineexpedition, die gegenwärtig noch mit der Erforschung unserer Südseeinseln beschäftigt ist, hat die Aufgabe, die noch vorhandenen Schätze des Volkstums der baldigem Untergang verfallenen Naturvölker zu bergen. Der Plan ging weiter dahin, auf einer grösseren Insel auf längere Zeit Standquartier zu nehmen und langsam, aber sicher und gründlich zu forschen, die Sprache des Gebietes zu erlernen und sich für die Verständigung mit den Eingeborenen nicht auf das höchst mangel-

hafte englische Kauderwelsch zu verlassen. Den Norden von Neumecklenburg, der in volklicher, soziologischer, sprachlicher und religiöser Hinsicht noch unbekannt ist und ein überreiches Arbeitsfeld dem Forscher darbietet, übernahm E. Walden. Die drei anderen Expeditionsmitglieder Dr. Stephan (der Leiter der Expedition), Dr. Schlaginhaufen und Photograph Schilling wandten sich dem Süden der Insel zu und bezogen in Muliama an der Ostküste des Südens ihr Standquartier. Die Westküste von Süd-Neumecklenburg hatte Marinestabsarzt Dr. Stephan im Jahre 1901 auf S. M. S. „Möwe“ bereist und in einer Monographie geschildert. Wissenschaftlich völlig unbekannt war noch der Osten.

Von Muliama aus wurde in verschiedenen Richtungen in das Gebirge hineingedrungen. Die Butam wurden erforscht, die zu den tiefsten Völkern, die es auf Erden gibt, gehören dürften. Überhaupt wurde die gesamte Landschaft Muliama ethnographisch sehr ausführlich durchforscht. Den Sitten und Gebräuchen, besonders auch den Geheimbünden, der Kleidung, dem Geld und den Beschäftigungsarten wurde die grösste Aufmerksamkeit gewidmet. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist der Ackerbau, der in folgender Weise betrieben wird: In dem Busch, der Gemeindegut ist, rodet der Mann eine Stelle, umzäunt und bepflanzt sie. Damit erwirbt er das Besitzrecht auf das, was er baut. Nach der Ernte, d. h. etwa nach einem Jahre, wird das Feld aufgegeben und ein neues angelegt. Bei den dort herrschenden klimatischen Bedingungen verwildert das Feld sehr rasch. Wenn Bäume zu fällen sind, bedienen sich die Männer eiserner Werkzeuge. Die Weiber säubern alsdann den Boden mit den Händen oder mit trockenen Kokoschalen. Darauf lockern die Männer mit Holzstöcken den Boden und legen in die Löcher die Stecklinge von Taro, Yams oder Batate. Die Viehzucht ist gering und beschäftigt sich nur mit der Aufzucht weniger Schweine und einiger Hühner. Ausserordentlich reich ist die ethnographische Sammlung aus der Landschaft Muliama, die dem Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin überwiesen ist.

Am 25. Mai 1908 starb unerwartet der Leiter der Expedition, Marinestabsarzt Dr. Stephan, der sich vorzugsweise in das Sprachstudium des Muliama bezirks vertieft hatte. Durch dem Heimgang des unermüdligen Forschers erleidet die Kolonialkunde einen sehr schweren Verlust. Verschiedene wichtige Veröffentlichungen über die Ethnographie unserer Südseeinseln verdanken wir ihm. Sein im Jahre 1907 erschienenes Hauptwerk „Südsee-Kunst“ beschäftigt sich mit der Urgeschichte der Kunst im allgemeinen und mit der Kunst des Bismarckarchipels im besondern. In der Person des Marineoberstabsarztes Prof. Dr. Aug. Krämer ist dem verstorbenen Leiter der Expedition ein gleichwertiger Nachfolger geworden. Krämer war im Jahre 1906 einer der wissenschaftlichen Führer der „Planet-Expedition“, deren Forschungen sich auf den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean erstrecken. Die jetzige Expedition ist Krämers vierte Südseereise.

Unter Zugrundelegung der Aufnahmen von W. Wernicke und S. M. S. „Möwe“ wurde von F. Bischoff unter der Leitung von M. Moisel der nördliche Teil der Gazelle-Halbinsel in 1:100000 gezeichnet. Die Karte erscheint weiter nichts als eine einfache Küstenkarte, auf der nur die fiskalischen Grundstücke und Reservate der Eingeborenen farbig hervorgehoben sind. Leider finden sich weiter keine Andeutungen von dem Landinnern auf dem grossen Kartenblatte.

Der Gouverneur von Deutsch-Neuguinea berichtet über eine Reise nach

den Karolinen- und Marschallinseln, deren erstes Ziel die bisher nur wenig bekannte Tensch-Insel im Osten von St. Mathias war. Die genaue geographische Lage dieses kleinen, mit Kokospalmen reich bewachsenen Eilandes wurde festgelegt. Den Inselbewohnern, die kaum 100 Köpfe zählen, wurde ein Besuch abgestattet; doch dürfte das Vertrauen dieser scheuen Menschen erst nach mehrfachem Besuche zu gewinnen sein. Sie sind von der europäischen Kultur noch gänzlich unberührt; auch gehen sie vollständig unbekleidet. Die Männer tragen lange, in drei filzige Enden über die Brust herabwallende Bärte. Insonderheit galt die Reise des Gouverneurs den durch Taifune so arg beschädigten kleinen Inseln, wie den Mortlock-Inseln u. a.

Der oben erwähnte Prof. Krämer hat auch seine Studien nach den Zentral- und Westkarolinen im grossen Umriss veröffentlicht. Vor allem verweilt er bei der Beschreibung der Inseln Truk, Jap und Palau. Im Gegensatz zu dem gut bevölkerten und aussichtsreichen Truk sind nach Krämer die ganzen westlich davongeleghenen Karolinen, insbesondere Jap und Palau, in einem Zustande der Abnahme und Auflösung begriffen. Krämer schreibt Yap statt Jap, Pelau statt Palau. Alle diese Namenangaben stehen zur wissenschaftlichen Diskussion und sind nicht als amtlich zu bezeichnen. Ich würde aber Palau den Vorzug für Pelau geben; erstens ist der Name auf allen Karten und in der Wissenschaft vollständig eingebürgert, und zweitens sprechen (nach Angaben anderer Forscher) die einheimischen Bewohner den Vokal in der ersten Silbe für unser Ohr so undeutlich, dass er dem einen als „a“, dem andern als „e“ erscheint,

Über die vereinzelt gelegene, zu dem Marschallinseln gehörige Insel Nauru, die durch ihre reiche Phosphatlager plötzlich allgemein bekannter wurde, schrieb Antonie Brandeis in der Kolonialzeitung einen netten Aufsatz. „Pleasant Island“ nannten die Engländer die Insel. Alle Südseefahrer halten gern hier einmal an, nicht bloss der Anmut der Landschaft wegen, sondern auch wegen der Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit der Inselbewohner, bei denen, wie überall bei den auf tieferer Kulturstufe stehenden Völkern, Festlichkeit und Tänze die grösste Rolle spielen.

Die Vulkane der Insel Sawaii in unserm Samoa-Archipel scheinen sich nicht zu beruhigen. Auch im letzten Jahre hören wir von neuen vulkanischen Eruptionen, deren Laven wiederum vielen Kulturen und auch Dörfern, wie Sale Aula, schweren Schaden zugefügt haben. Die im Jahre 1905 durch das Samoa-Observatorium ins Leben gerufene Organisation meteorologischer Beobachtungen in den deutschen Samoainseln hat sich auch im folgenden Jahre bewährt. In dem Bericht des Observatoriums bringt Dr. F. Linke die Zusammenstellung über die Regenverhältnisse Samoas im Jahre 1906. Die Regenverhältnisse waren sehr günstig, weil die Niederschläge auffallend gleichmässig auf die Jahreszeiten verteilt waren. Interessant ist es, dass an einigen Stationen der Südküste in der Trockenzeit mehr Regen als in der Regenzeit gefallen ist. Die berechnete mittlere Regenmenge schwankte auf Upolu zwischen den einzelnen Stationen mit 2300 (Mulifanua) und 5800 mm (Saluafata), auf Sawaii mit 2000 (Falealupo) und 5100 mm (Olonono).

Abgeschlossen am 1. Dezember 1908.

Aus dem Seelenleben der Eingeborenen.

Von Carl Meinhof,

Professor am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin.

In seinem wundervollen Buche „Urwald-Dokumente“, Berlin 1908, führt Dr. Alfred Mansfeld ein Wort von Mary Kingsley an, das allen, die mit Farbigen zu tun haben, nicht oft genug gesagt werden kann:

„Herodot teilt die Menschen ein in männliche und weibliche Rassen. Unter den Weissen sind die Teutonen die männliche, die Franzosen die weibliche Rasse. Von Farbigen gehören Indianer und Araber zur männlichen, Neger und Melanesier zur weiblichen Rasse. Nun kann ja ein Mann das Weib schlagen und sagen: es ist unmöglich Weiber zu belehren; aber das schafft weder Frieden noch Gedeihen im Hause; es ist bei weitem besser, sie zu lehren, dich zu lieben — und das ist niemals eine schwierige Sache.“

Es ist das Zeichen der Bildung, dass man sich bemüht, Verständnis für fremde Art zu gewinnen. Der Ungebildete wird alles ablehnen, was anders ist, als er es gewohnt ist, und jede fremde Sitte für Unsitte erklären. Der Gebildete wird auch bei der fremdartigsten Sitte nach dem Sinne forschen und sie verstehen, auch wo er sie nicht billigt.

Wenn wir zwischen der europäischen Sitte und der Sitte der Eingeborenen in unseren Kolonien gewaltige Unterschiede finden, so erscheint es zunächst unmöglich, diese Kluft zu überbrücken — und doch ist das unsere Aufgabe, denn selbstverständlich können nicht dauernd ganz verschiedene Gebräuche und Lebensformen nebeneinander bestehen. Wir werden da in der verschiedensten Weise Gelegenheit zu Fehlgriffen haben. Der eine wird à la Rousseau die Natürlichkeit und Einfachheit der Naturvölker bewundern und dem Kulturmenschen Umkehr zur Natur predigen. Das hiesse in praxi: Wir wollen den Eingeborenen nicht nur so lassen wie er ist, sondern wir wollen selbst seine glücklichen Sitten annehmen.

Diese Anschauungen sind auch heute noch nicht ausgestorben, allerdings nur bei Leuten, die niemals versuchten, sie in die Praxis umzusetzen. Aber sie stören noch oft genug die Tätigkeit des Kolonialfreundes und des Missionsfreundes in der Heimat. Die ganz entgegengesetzte Anschauung will die Sitte der Eingeborenen womöglich durch Zwang vernichten und lediglich europäische Sitte an ihre Stelle setzen. Das sieht einfach aus und ist in Wirklichkeit der Anfang unendlicher Schwierigkeiten, ja trägt den Keim schliesslichen völligen Mislingens in sich.

Die Eingeborenen sind ja nicht kulturlos: Kunst, Religion, Sitte, Recht sind auch bei ihnen vorhanden, wenn auch in bescheidenen Anfängen. Allein dieser geistige Besitz, wie er in der Sprache zum Ausdruck kommt,

ist durch jahrhundertelange Arbeit erworben. Neues und Fremdes kann sehr wohl aufgenommen und verarbeitet werden¹⁾, wenn es nicht zu massenhaft auftritt und nicht durch blossen Zwang von aussen an den Menschen herangebracht wird. Geschieht das aber, pflöpft man gewaltsam die europäische Kultur auf die afrikanische, so wird man die alte Kultur nicht fördern, sondern vernichten, und die neue wird nicht wirklich aufgenommen werden. Man wird kulturzerstörend wirken, wo man kulturfördernd arbeiten wollte.

Die Voraussetzung für die Hebung der eingeborenen Rasse ist also, dass wir Europäer sie kennen — nicht nur nach flüchtigen Beobachtungen, sondern aus gründlichem Studium ihrer Kultur.

Mansfelds Buch gibt die rechten Gesichtspunkte an für solches Studium. Den Fernerstehenden werden hier besonders die ausführlichen Schilderungen religiöser Handlungen überraschen. Man war bis vor kurzem geneigt, den Afrikaner für einen blöden Fetischanbeter zu halten. Nun werden wir darüber aufgeklärt, dass er gar nicht daran denkt, irgendwelche beliebigen Dinge anzubeten, sondern Geister- oder Seelenvorstellungen stecken dahinter. Das beweist u. a. das Blut, das als eigentliche Weihe den Zauber erst kräftig macht, ebenso die Schädel, die Kinnbacken, mit denen man Trommeln oder Instrumente „weiht“.

Sogar so entsetzliche Dinge wie die Verstümmelung von Leichen und der Kannibalismus haben schliesslich ihren Ursprung in den Seelenvorstellungen.

Sehr lehrreich ist das Gespräch, das Mansfeld S. 51 anführt:

„Weshalb werden denn, wenn ein grosser Häuptling starb, zehn Sklaven getötet und mit beerdigt?“

Antwort: „Der Häuptling braucht genau wie auf der Erde auch in dem Wohnort, in dem die Toten unter der Erde wohnen, Bedienung; daher muss ihm, wenn er stirbt, eine Anzahl von Sklaven mitgegeben werden.“

„Warum wird denn der getötete Krieger oder Gefangene gegessen?“

Antwort: „Nicht des Fleischgenusses wegen, sondern um das beste, was man hat, Gott zu opfern, ist Menschenfleisch gegessen worden.“

Die Antwort zeigt, dass man ganz im Irrtum ist, wenn man glaubt, dass die Anthropophagie ihren Grund lediglich im Mangel an Fleischnahrung hat — das mag in Hungersnöten einmal vorgekommen sein —; aber das konnte nicht zur Anthropophagie als Institution führen. Der eigentliche Grund ist, dass man die Seelenkräfte des Opfers Gott weihen und selbst daran teilhaben will. So abscheulich der Brauch ist, der Grundsatz ist tief religiös: „Das Beste, was man hat, soll man Gott opfern“. Man darf nicht zweifeln, dass Leute, die solche Grundsätze aussprechen, fähig sind, eine bessere Betätigung ihres religiösen Gefühls zu lernen.

Für die Lebhaftigkeit der Seelenvorstellung möchte ich gleich einen anderen Zeugen anführen: Professor Dr. J. Passarge, der in seinem schönen Buch „Die Buschmänner der Kalahari“, Berlin 1907, darauf aufmerksam macht, mit welchem Eifer die Buschleute mit den elendesten Werkzeugen die Gruben für ihre Toten herstellen. Er hat zweifellos recht: Es bleibt unverständlich, warum man ihnen ein Grab gräbt, ihnen so viele

¹⁾ Wie sehr der Afrikaner bereit ist, Neues anzunehmen, wenn es ihm nur brauchbar erscheint, kann man an der schnellen Verbreitung sehen, die eine Reihe von amerikanischen Kulturpflanzen wie Mais, Tabak, Maniok bis weit ins Innere des Kontinents gefunden hat.

kostbare Dinge, als Waffen und Kleider und Speise mit hineinlegt, die man doch selbst besser gebrauchen könnte, wenn diese Toten nicht als Schlafende betrachtet werden, die einmal wieder auferstehen. Die unmittelbare Anschauung in der Wüste, wo nach einem Regen das dürre Erdreich wieder lebendig wird, die Pflanzen hervorkommen, die Tiere aus der Erde herauskriechen, ist wohl nicht, wie Passarge annimmt, die eigentliche Quelle dieser Vorstellungen, aber sie hat in hohem Masse mitgewirkt zu ihrer Befestigung. Werden doch gerade die Tiere, die aus den Erdlöchern hervorkriechen, die Schlangen, die Eidechsen, die Mäuse in der ganzen Welt als unheimliche Tiere gefürchtet, aber zugleich als Seelentiere gebraucht, um dem Menschen den Schutz der Ahnen zu vermitteln. So flieht der Buschmann die Schlange, aber er legt sich eine tote Schlange als Amulett um den Hals. So bringen auch die Leute am Crossflusse, von denen Mansfeld erzählt, auf ihren erstaunlich gut gearbeiteten Schnitzereien mit Vorliebe derartige Tiere an.

Die Vorstellung, dass Mensch und Tier zusammenhängen, hatte man früher wohl bei den Indianern Nordamerikas beobachtet, aber bei den Afrikanern war der Tierkultus früher wenig bemerkt. Neuerdings ist das anders. Mansfeld berichtet ganz überraschende Dinge davon; das befremdlichste sind die heiligen Nilpferde, die auf den Ruf des Häuptlings erscheinen und sich von Mansfeld photographieren lassen. Wir wussten schon von heiligen Schlangen, aber dies ist sehr merkwürdig.

Aus dem Gedanken der Verwandtschaft von Mensch und Tier, wie er den Tierkulten zugrunde liegt und sie in mannigfacher Weise mit dem Ahnenkult verbindet, entstammt jene segensreiche Institution, die das grässliche Menschenopfer abgelöst hat, das Tieropfer. Mansfeld gibt eine Reihe von Beispielen, wo Fleisch, Pflanzenkost und Palmwein mit bestimmten liturgischen Gebeten geopfert wird — eine religiöse Erscheinung, die man noch vor kurzem sicher nicht bei den „Fetischanbetern“ Westafrikas vermutet hätte. Auf die religiösen Lieder, die mit Melodie aufgezeichnet sind, sei noch besonders hingewiesen. Die Zeremonien, ebenso wie die Vorstellungen von dem Himmelsgott (Obaschi) und seinen Nebengöttern stimmen übrigens in ganz auffallender Weise mit dem überein, was Spieth bei den Togoleuten gefunden hat.

Aber jene Tier-Verehrung ist auch in anderer Hinsicht kulturfördernd gewesen.

Der Mensch empfindet das Bedürfnis, das, was ihn innerlich beschäftigt, darzustellen, und so wirft der Buschmann auf die Felswände der Höhlen Nordafrikas Malereien von Schlangen und Fabeltieren, aber auch von seinen geliebten Jagdtieren, den Antilopen, Giraffen, Straussen. Ausser der Mitteilung solcher Zeichnungen bei Passarge haben wir farbige Reproduktionen durch Professor F. von Luschan¹⁾ erhalten, die uns eine hohe Meinung von der künstlerischen Begabung der Buschleute beibringen können.

Nicht minder interessant sind ausser den schon erwähnten Schnitzereien am Crossfluss die dort gebräuchlichen Zeichnungen. Mansfeld gibt eine ganze Anzahl von Mustern, die eine einheimische Künstlerin ihm aufgezeichnet hat. Darunter sind nun eine ganze Menge stark stilisierter Verzierungen, die einen bestimmten Sinn erhalten haben. Hier wird nicht nur

¹⁾ Über Buschmannmalereien in den Drakensbergen. Zeitschrift für Ethnologie. 1908. S. 665—685.

die Haut des Krokodils oder die Fussspur der Ginsterkatze durch feststehende Linienformen ausgedrückt, sondern Sätze wie „ich liebe Dich“, „ich liebe Dich nicht“ können durch bestimmte Linien wiedergegeben werden. Das ist bereits Satzschrift. Für diese Satzschrift fanden sich die merkwürdigsten Beläge in Togo, wo man eine Fülle von Sprichwörtern durch Schnitzereien darstellen kann. Sie fanden sich aber auch am Kongo, wo R. E. Dennett¹⁾ die Elemente dieser Kunst von den Eingeborenen erfahren hat. Neuerdings ist ein Afrikaner, der König Ndjoya von Bamum (Kamerun) sogar dazu gekommen, in Anlehnung an die konventionellen Zeichen, wie Mansfeld sie gefunden hat, eine vollständige Wort- und Silbenschrift zu erdenken²⁾, von der er und seine Untertanen fleissig Gebrauch machen³⁾.

Die Geringschätzung des Afrikaners, wie sie bei uns noch ziemlich allgemein ist, beruht u. a. darauf, dass man ihm technische Fertigkeiten nicht zutraut.

Man kann hier nur hoffen, dass durch die Lektüre der genannten Werke dieses Urteil sich wesentlich ändern wird. Ich möchte zu diesem Zweck aber noch andere neue Bücher empfehlen.

Das erste ist „Aus Namaland und Kalahari“ von Prof. Dr. Leonhard Schultze, Jena 1907.

Schultze hat mit vorzüglichen Bildern und in ausgezeichneter Darstellung die Unwirtlichkeit der Kalahari geschildert. Um so mehr tritt nun die Fertigkeit des Buschmannes ins Licht, der unter so schwierigen Verhältnissen und mit so primitiven Werkzeugen, wie er sie hat, es versteht, der Natur den Lebensunterhalt abzurufen. Wie unscheinbar diese Kultur ist, sie ist bewundernswert durch die eiserne Energie, mit der sie erkämpft ist.

Sehr eingehende Schilderungen afrikanischer Technik, des Hausbaus, der Töpferei, der Weberei, der Mattenflecherei⁴⁾, der Herstellung von Rindenstoffen, der Schmiedekunst und Gelbgiesserei, der Schnitzerei, der Anfertigung von Kämmen und Musikinstrumenten usw. nebst vortrefflichen Illustrationen finden sich bei Professor Dr. Karl Weule, Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1908, Ergänzungsheft 1. Weule hat neben vielem andern Interessanten und Wichtigen übrigens Einblicke in die intimeren Familiengebräuche gewonnen, wie sie in dieser Weise noch nicht vorlagen. Es handelt sich um die eigentümlichen Vorstellungen des Afrikaners von Verwandtschaft und die Gebräuche bei den Mannbarkeitsfesten der Knaben und der Mädchen. Für den Freund einer nicht so streng wissenschaftlichen Lektüre ist ein zweites, frisch geschriebenes Buch von demselben Verfasser erschienen: „Negerleben in Ostafrika“. Brockhaus, 1908.

Viele schätzen auch nur deshalb den Afrikaner so niedrig, weil sie seine Sprache nicht kennen.

Hört man den mühselig englisch radebrechenden Neger, so kann man von seiner Intelligenz eine hohe Meinung allerdings nicht haben. Anders wird es, wenn man sich der Mühe unterzieht, seine Sprache zu lernen. Dann sieht man staunend, welche Fülle und Regelmässigkeit, welche Biegsamkeit und Klarheit den Sprachen dieser verachteten Schwarzen innewohnt,

1) At the back of the black man's mind. London 1906. S. 71 ff.

2) Vgl. Evang. Heidenbote. Basel 1907. S. 41.

3) Vgl. B. Struck, König Ntschoya von Bamum als Topograph. Globus. Bd. 94. S. 206 f.

4) Auf die schönen Mattenmuster bei Mansfeld möchte ich noch besonders aufmerksam machen.

und man wird nicht mehr über ihre mangelnde Intelligenz spotten, sondern man wird seine eigene Intelligenz anstrengen, um den spröden und umfangreichen Stoff zu zwingen.

Eine der schwierigsten Aufgaben für den afrikanischen Linguisten war die Erforschung des Nama und der Buschmannsprachen. Neben kleineren Beiträgen für die Sprachen der Buschleute, wie sie sich bei Passarge und Schultze finden, bietet Schultze ganz ausgezeichnete Mitteilungen über das Nama, die uns ausser viel neuem Sprachgut mancherlei Förderung unserer Spracheinsicht bringen und ausserdem eine Fülle neuer Märchen und Fabeln der Nama enthalten.

Wir erfahren da von Zauber- und Dämonenvorstellungen, von denen wir nichts wussten, und sehen den Nama in seiner Roheit und Ursprünglichkeit ohne den Firnis, mit dem er in andern schon bekannten Märchen erschien. Aber obwohl der Verf. sich von aller Schönfärberei fern gehalten hat, ist er weit entfernt nur die schlechten Seiten der Eingeborenen zu sehen. Auch für seine Fertigkeiten hat er ein offenes Auge. Er macht vor allem immer wieder darauf aufmerksam, wie wenig wir den Eingeborenen kennen, und wie gut er uns eigentlich kennt, und wie üble Konsequenzen das ergeben muss.

Die Notwendigkeit, in die Denkweise des Eingeborenen einzudringen, ist ja nirgends zwingender als auf dem Gebiet des Rechts. Es ist ein Unding, Recht zu sprechen, wo man nicht weiss, was Recht ist nach Anschauung der Leute.

Mansfeld hat uns auch hier einen Schritt weiter geführt durch seine aus der Praxis entstandenen Aufzeichnungen über das Recht der Eingeborenen. Er schildert die politischen und sozialen Verhältnisse seines Bezirks, die Form der Sklaverei, das Zivilrecht, das Strafrecht, sowie besondere Gewohnheitsrechte. Wie die Religion auf allen Gebieten in das Leben der Leute hineinragt, so vor allem auch im Rechtsleben. Zu einem Prozess gehört das Opfer eines Schafes. Schwierige Rechtsfälle werden durch Orakel entschieden. Man tut den Leuten Pfeffer in die Augen, giesst ihnen siedendes Öl auf die Hände oder gibt ihnen Gift ein. Wer keinen Schaden davonträgt, gilt für unschuldig.

Das Gewohnheitsrecht bezieht sich u. a. auch auf die Autorschaft von Musikstücken und Tänzen, die nicht ohne Genehmigung des Erfinders und entsprechende Bezahlung aufgeführt werden dürfen.

Die überraschende Fülle neuer Erkenntnisse von der Geistesart der Eingeborenen ist aber nicht nur in der Hinsicht wichtig, dass wir sie und ihre Kultur im allgemeinen höher einschätzen lernen als bisher, sondern es ist auch wichtig, dass wir die verschiedene Art der Leute unterscheiden lernen. Was bei dem einen Volke richtig ist, ist bei dem andern falsch, und wer dem Viehzüchter, dem Fischer, dem Jäger, dem Bauern dieselbe Leistung zumutet, wird unerfreuliche Resultate haben. Diese Unterschiede beruhen aber nicht allein in verschiedener Geschichte und Gewöhnung, sondern sie beruhen auch zum erheblichen Teil auf verschiedener Abstammung. Immer deutlicher tritt beim Studium der Menschen Afrikas die Tatsache hervor, dass wie einst in Ägypten hellfarbige Herren unter dunkelfarbigem Knechten gesessen haben, dass so im Laufe der Jahrtausende die Mischung der hellen und dunkeln Rasse sich immer weiter nach Süden hin erstreckt hat. Noch in Deutsch-Ostafrika wohnen sehr hellfarbige Stämme unter den dunkelfarbigem, und der Vieh hütende Masai zeigt in

Sprache und Geistesart ganz andere Züge als z. B. der Ackerbau treibende Schambala. Je besser wir diese Unterschiede erkennen, um so besser werden wir die Eingeborenen verstehen, und um so besser die Aufgabe angreifen, die uns in unseren Kolonien gestellt ist. Es ist unser als eines grossen Kulturvolkes unwürdig, den Eingeborenen zu vernichten, es ist unser nicht würdig seine Kultur zu zerstören und ihn zum Knecht zu degradieren. Unserer Vergangenheit und unserer idealen Geistesrichtung würdig ist allein die Aufgabe, an der die wirtschaftliche und auch die politische Zukunft unserer Kolonien hängt: Die Erziehung des Eingeborenen.

Dass diese Aufgabe schwer ist, unterliegt keinem Zweifel. Sie ist aber nicht unmöglich. Man rät den Freunden der Eingeborenen des öfteren, eine Zeitlang das Amt eines Bezirksamtmanns zu verwalten, dann würden sie sich von der Unmöglichkeit ihrer Anschauungen überzeugt haben. Nun Dr. Mansfeld ist schon manches Jahr Bezirksamtmann und an einer besonders schwierigen Stelle. Er kennt den Afrikaner gründlichst, und gerade er weiss auch von zarten Zügen afrikanischer Dankbarkeit zu berichten. Die Erziehung ist gewiss schwierig, aber nicht unmöglich. Wir Deutschen haben aber sonst in der Pädagogik Tüchtiges geleistet, warum sollten wir vor dieser Aufgabe zurückschrecken? Soll das Denken des weissen und des schwarzen Mannes sich begegnen, so dürfen wir nicht erwarten, dass der Farbige sich von selbst zu uns emporschwingt, denn das kann er nicht. Aber wir können auf seine Denkweise eingehen, wenn wir wollen, nicht um afrikanische Unsitten und Grausamkeiten zu lernen, sondern um ihm herauszuhelfen. Das ist allerdings nicht in kurzer Frist getan. Dazu gehört Geduld und unerschütterliches Vertrauen in den Sieg des Guten. Ohne ein solches Vertrauen geschieht aber überhaupt nichts Gutes und Grosses in der Welt.

Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1908¹⁾.

Von Professor Dr. jur. Max Fleischmann
in Halle a. S.

Inhalt. 1. Abschnitt: Kolonie und Heimat. I. Zentralorgane. II. Verbindungsmittel. III. Auswanderung. IV. Koloniale Ausbildung. V. Strafverschickung. 2. Abschnitt: Auf kolonialem Boden. I. Südwest nach dem Aufstande. II Grenzfragen. III. Organisation (Verwaltungsbezirke, Beamte, Selbstverwaltung). IV. Koloniale Wirtschaft (Landwirtschaft, Bergwesen, Handel und Gewerbe, Verkehrswesen, Münzwesen). V. Unterricht. VI. Rechtspflege. VII. Kolonialfinanzen. VIII. Die Eingeborenen. 3. Abschnitt: Kolonie und Ausland.

In der Sitzung des Reichstags vom 17. März hat der Staatssekretär des Reichskolonialamts nach seiner Rückkehr aus Ost-Afrika eine Erklärung abgegeben, die an die Spitze des Jahresberichts gehört — sie ist das Programm der Kolonialverwaltung:

„Angestrebt wird eine deutsche Regierung, welche sich das Vertrauen aller in den Kolonien vertretenen Stände und Berufsarten und Rassen zu erwerben hat, die sich den grossen Aufgaben vorwiegend wirtschaftlicher Natur, die die Entwicklung der Kolonien mit sich bringt, gewachsen zeigt, die sich auch das Ansehen bewahrt, dass ihren Anforderungen unweigerlich Folge geleistet wird, und die die Kraft hat, sie durchzusetzen. Daraus folgt, dass es eine Regierung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens gegen Weisse und Farbige sein muss, getragen von Personen, welche die notwendige wirtschaftliche Vorbildung besitzen, die sich die notwendige Kenntnis des Landes und der Leute, die sie regieren sollen, und der wirtschaftlichen Zustände, die dort herrschen, angeeignet haben und eine ruhige und sparsame Verwaltungspraxis durchführen, und die von der Grösse und Wichtigkeit der Aufgabe überzeugt sind, die darin liegt, grosse volkreiche Länder materiell zu entwickeln und ihre Bewohner auf dem Wege der materiellen Hebung ihres Wohlstandes und ihrer körperlichen Wohlfahrt einer höheren Gesittung zuzuführen. Und das alles ohne Hast und ohne Eifer, langsam aber zielbewusst und in der Erkenntnis, dass eine Kolonisation grossen Stils nicht in einer Generation, nicht in mehreren zu Ende gebracht werden kann“. An diesen Worten werden fortan die Taten der Kolonialverwaltung zu messen sein.

I. Abschnitt.

Kolonie und Heimat.

Für die Kolonialpolitik eines jeden Staates wird Art und Stärke der Verbindung von Kolonie und Heimat die gleitende Skala bilden, an der

1) Für einleitende Erörterungen muss auf den I. Jahrgang des Jahrbuchs verwiesen werden. — Die Angaben des Berichtes stützen sich, soweit nichts anderes gesagt ist, auf die amtlichen Materialien (Reichsgesetzblatt, Kolonialblatt, Denkschriften) und nehmen deshalb regelmässig auf einzelne Stellen der Materialien nicht bezug.

Der Bericht ist Anfang Dezember 1908 abgeschlossen. Spätere Veröffentlichungen konnten nur gelegentlich noch bei der Korrektur berücksichtigt werden.

sich der Grad der Zusammengehörigkeit und die Befähigung für koloniasatorische Tätigkeit ablesen lässt. Die deutschen Kolonien sind von Anfang recht sehr als Ausland behandelt worden: gehören sie auch nicht zum Reichsgebiet im Sinne der Reichsverfassung, so brauchten sie doch nicht auch Zollaussland zu sein und sie brauchten nicht allemal, wo unsere Gesetze Ausland und Inland scheiden, zum fremden Land gezählt zu werden, z. B. nicht bei der Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze, und was dergleichen Unebenheiten mehr sind. Hier wäre also noch manches auszugleichen. Manches aber auch hat das Jahr gebracht.

I. Zentralorgane.

Was eine straffe oberste Organisation von der Heimat aus als Mittel und sichtbares Zeichen der Angliederung wirken kann, wurde im Jahre 1907 durch die Organisation eines selbständigen Reichskolonialamtes erreicht. Nur einen Ausklang dieser grossen Reform brachte noch das Jahr 1908, dessen Zweckmässigkeit immerhin verschieden beurteilt werden kann. Der in schweren Zeiten kolonialer Verwaltung eingerichtete Kolonialrat ist durch den Kaiserlichen Erlass vom 17. Februar aufgehoben worden¹⁾. Dabei ist genehmigt worden, dass beim Kolonialamte unter Hinzuziehung von Sachverständigen Kommissionen zu dem Zwecke gebildet werden, um das Kolonialamt bei der Verwaltung der Schutzgebiete in beratender Weise zu unterstützen. Ohne gross Geläute ward der Kolonialrat zu Grabe getragen; nur ein paar gemessene Worte schickte ihm der Staatssekretär nach. Gewiss war der Kolonialrat etwas ungenlenk mit seiner Vielköpfigkeit. Auch hatte er in der öffentlichen Meinung keinen Boden, da er weder gewählt war, noch eine entscheidende Stimme hatte, noch bei offenen Türen verhandelte, also parlamentarische Grundforderungen nicht erfüllte. Und doch ist das heilsame Gegengewicht nicht zu unterschätzen, das eine solche Interessenvertretung, wie dies Fürst Bismarck bei seiner Forderung eines Volkswirtschaftsrats für das Reich einst (1881) ausführte, der Weltfremdheit am Ministertische zu halten vermag. Die neuen Kommissionen werden nur dann ein Ersatz sein können, wenn auch das Kolonialamt in seinen Mitgliedern mit dem Leben in den Kolonien Fühlung hält.

II. Verbindungsmittel.

Die unerlässliche Förderung des Zusammenhanges zwischen Kolonie und Heimat liegt in der Überbrückung der räumlichen Schwierigkeiten. Die Engländer handeln längst danach. Auch wir versuchen den Grundsatz in die Tat umzusetzen. Besonders not tut dies bei den über weite Fernen durch die Südsee zerstreuten Inseln. Hier ist durch den Vertrag mit dem Norddeutschen Lloyd gegen eine jährliche Vergütung von 230 000 Mark aus der Reichskasse die Postdampfschifflinie zwischen Simpsonhafen und Hongkong, Sidney in Zeitabständen von vier Wochen gesichert, leider unter Fortfall der Anschlusslinien von Singapore²⁾; auf den Fahrten nach und von Hongkong ist das Festland von Neu-Guinea und die Insel Jap anzulaufen. Somit sind die Inseln nicht nur an die grossen Linien des Weltverkehrs angeschlossen, sondern es ist auch eine unmittelbare Verbindung zwischen

¹⁾ Giese in der Zeitschrift für Kolonialpolitik X 339, dessen Beurteilung ich mir aber nicht in allen Punkten zu eigen mache.

²⁾ Im Januar 1909 ist dem Reichstage eine Vorlage zugegangen, die die Wiedereinrichtung der Anschlusslinie nach Singapore und Erhöhung der Reichsbeihilfe um 270 000 Mark anstrebt.

dem Gouvernementssitz und dem westlichen Teil des Verwaltungsbezirkes erreicht. Für den östlichen Teil (Jaluit und Ponape) soll mit dem Jahre 1909 der zwischen Hongkong und Sidney über Palau, Mariannen, Karolinen und Marschallinseln verkehrende Postdampfer der Jaluitgesellschaft in beiden Richtungen Simpsonhafen anlaufen. — In Aussicht steht ferner eine weitere Erstreckung der telegraphischen Verbindungen nach den Kolonien. Geplant ist von dem neuen Deutsch-Süd-Amerikanischen Kabel ein Anschluss an unsere Westafrikanischen Kolonien (über Liberia). Für die Inseln im Stillen Ozean will die neue Südsee-Phosphat-Aktiengesellschaft (Bremen) den Anfang machen, um durch die weniger kostspielige und rascher anzulegende Funktelegraphie eine Verbindung zwischen der Insel Agaur (Palau) und dem etwa 500 km entfernten Endpunkte des Deutsch-Niederländischen Kabels in Jap herzustellen. Von einer funkentelegraphischen Verbindung zwischen Samoa und den Fidischinseln ist die Rede. So schliessen die Glieder des Telegraphenrings, der sich um die Erde legt, allmählich auch unsere Kolonien ein, und wir wollen es als Vorbedeutung werten, wenn das Reich vor Jahresschluss noch dem internationalen Funkentelegraphenvertrage auch für seine sämtlichen Kolonien beigetreten ist — wovon zwar das Kolonialblatt noch nichts vermeldet.

III. Auswanderung.

Der Gedanke, die Kolonien als Neuland für Volksgenossen zu werten, die ihre Kraft im Inlande nicht genügend rühren können, war im Laufe der Entwicklung doch etwas zurückgetreten. Neuerdings aber haben eingehendere Untersuchungen ergeben, dass in unseren Kolonien (ähnliche Auffassung wird z. B. auch für Britisch-Ost-Afrika laut) doch ein grösserer Raum, als man bisher annahm, für die Besiedelung verwendbar ist. Ob das gar die Hälfte des Koloniallandes ist, das mag dahinstehen. Die Regierung wendet dem Punkte natürlich unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit zu, deshalb soll sich die unter Führung des Unterstaatssekretärs von Lindequist nach Ost-Afrika entsandte Kommission auch darüber ein Urteil bilden, wie weit der Boden der Besiedelung fähig ist. Mit Grund ist also die Auswanderung nach den Kolonien, wie die amtlichen Denkschriften ersehen lassen und wie nach den Anfragen an die mit Reichsmitteln unterstützte Zentralauskunftsstelle für Auswanderer gefolgert werden kann¹⁾, in mässigem Steigen, trotz der Bemühungen, die Auswanderung nach Süd-Amerika abzulenken. Übrigens verschiebt sich (abgesehen von Ost-Afrika) auch das Zahlenverhältnis unter den Weissen zugunsten der Deutschen²⁾. Es wächst auch die Zahl derer, die mit beträchtlichem Anlagekapital hinausgehen; an Warnungen vor gegenteiligem Verhalten, selbst an Erschwerung in der Landabgabe, hat es die Regierung nicht fehlen lassen. Natürlich gibt es erhebliche Unterschiede in der Anziehungskraft der Kolonien. Obenan steht Süd-West-Afrika, wo die weisse Bevölkerung in den Jahren 1903—08 von 3815 auf 8300 gestiegen ist. Die stärkere Besiedelung beginnt übrigens die Verhältnisse in manchen Stücken den heimischen zu nähern. Nicht Abenteurer ziehen mehr hinaus, der Heimat vergessen, sondern Söhne, die draussen der Väter Erbe mehren wollen und den Herd in der Heimat behalten.

¹⁾ Vgl. auch Deeken, Die Auswanderung nach den deutschen Kolonien koloniale Abhandlungen, Heft 21/22.

²⁾ Der Prozentsatz der deutschen zu der übrigen weissen Bevölkerung betrug:

	Ostafrika	Kamerun	Togo	Südwestafrika
1900:	77,40	82,01	91,23	62,12
1907:	62,98	85,15	94,79	69,32.

Wie sich Heimat und Kolonie zusammenstrebend die Hände reichen, dafür bildet einen beachtenswerten Vorgang der bevorstehende organisatorische Zusammenschluss der kolonialen Landwirte mit den heimischen. Der deutsch-südwest-afrikanische Farmerbund soll mit Stimmrecht in den deutschen Landwirtschaftsrat aufgenommen werden, also in diejenige Körperschaft, die für die Wahrnehmung der landwirtschaftlichen Interessen im ganzen Reiche anerkannt und durch die Verbindung mit Landwirtschaftskammern sogar in einen unlösbaren Zusammenhang mit dem deutschen Behördenorganismus gesetzt ist. Damit ist zugleich eine Verbindung angebahnt, um wenigstens gewissen Kreisen der Kolonialbevölkerung eine Vertretung innerhalb einer Berufsvertretung der Heimat zu sichern.

IV. Koloniale Ausbildung.

Dass es Aufgabe der Regierung ist, dem deutschen Kolonisten (nicht etwa bloss dem Kolonialbeamten) nach Möglichkeit das geistige Rüstzeug über See mitzugeben, braucht heute nach der von seiten des Kolonialamtes gezeigten tätigen Anteilnahme nicht mehr betont zu werden. Preussen steht darin allerdings noch zurück. Doch aus privatem Eingreifen blüht und spriest es allerorten, und es regen sich die Kräfte für die koloniale Ausbildung ohne sonderlich der Opfer aus Reichs- oder Staatsmitteln zu begehren — zugänglich für den Ratschlag wohl, doch frei vom Reglement. Ein Blick in den Lehrplan der Universitäten und der anderen Hochschulen¹⁾ zeigt, wie das Interesse an den Kolonien sich dazu aufringt, mit Mitteln der Wissenschaft und der Verbreitung von Kenntnissen Waffen für die koloniale Entwicklung des Reiches zu schmieden. Das Einzelne, zumal auch das Hinuntergreifen bis in die Volksschulen wird an anderer Stelle dieses Jahrbuchs von berufener Feder gewürdigt werden. Zwei neue Erscheinungen auf diesem Gebiete ragen jedoch um so viel heraus, dass ein kurzer Hinweis auch in diesem Überblicke über die Verwaltung, wie ich meine, nicht fehlen darf²⁾.

Am 20. Oktober wurde das Hamburger Kolonialinstitut eröffnet, gewiss unter günstigen Auspizien auf altem hansischen Boden, an einem Mittelpunkte des modernen Weltverkehrs. Das Institut fand Anlehnung an ältere Einrichtungen für tropische Zwecke, und es ist nicht verwunderlich, wenn deshalb in dem Lehrplane des ersten Jahres die Naturwissenschaften noch die Geisteswissenschaften zu überragen scheinen. An die Seite des Kolonialinstituts ist, noch ehe das Jahr sich dem Ende neigte (6. November), eine andere Körperschaft getreten, die in Jahren vorbereitender Betätigung den Gedanken ausreifen liess: an der Universität Halle, die seit des Thomasius Zeiten in der Geschichte deutschen Geisteslebens nicht selten dem Fortschritte neue Wege gewiesen hat, ist eine Kolonialakademie gegründet worden, um durch Wort und Schrift, durch Versuch und Anleitung die Gesamtheit der kolonialen Wissenschaften zu fördern³⁾. Nicht ohne jeden Widerstreit ist's gegangen. Es war ein Stück Wagemut dabei, wie ihn Kolonialpioniere nun einmal haben müssen. Nun es geglückt ist, soll man sich auch nicht scheuen, ein Merkmal des neuen Gebildes ins rechte Licht zu rücken. Es ist hier zum erstenmal in umfassender Weise der Versuch gemacht, die kolonialen Wissenschaften mit den übrigen Wissenszweigen

1) Zusammenstellung in der Kolonialzeitung, S. 666.

2) Satzungen im Kolonialblatt, S. 1253.

3) Zum Vergleiche: Enrico Cocchia, le finalità pratiche dell' insegnamento coloniale (Nuova Antologia Band 43 S. 112).

zu verschmelzen und sie in das Lehrgebäude der Universitas literarum einzureihen, in das Allgemeine des Wissens, das jedem Einzelnen den rechten Platz anweist, worin und woraus das Einzelne die erdenklich reichste Befruchtung ziehen kann¹⁾.

Möchten beide akademischen Institute den einzigen Wettstreit dahin führen, „zur Lösung der ethischen und kulturellen Aufgaben, die in dem Schicksalsgeschenk grosser Länder- und Völkerschätze dem deutschen Reiche gegeben sind“, zu ihrem Teile beizutragen!

V. Strafverschickung.

Eine eigenartige, man möchte sagen negative Berührung von Kolonie und Heimat würde aus einer erzwungenen Besiedelung drohen. Eine verhüllte Deportation war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für die verlorenen Söhne unseres Volkes nicht gerade selten, bis sich die Vereinigten Staaten von Amerika derartigen Zuschub verbat. Heute ist es die Frage geregelter Deportation, die immer wieder auftaucht und das Wort bestätigt, dass es keine endgültigen Wahrheiten gibt, also auch keine endgültig abgetanen Wahrheiten. Die Frage lässt sich nicht mehr totschweigen, seitdem nicht mehr wenige Männer ihrerseits darauf eine Antwort gaben und von der Regierung eine Antwort heischen. Als Frage der Kolonialpolitik allerdings (nicht der Kriminalpolitik) zeigt sie sich von der schwierigsten Seite. Die Deportation trägt den Fluch mancher ihrer Auswüchse zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern. Man kann es den Siedlern über See an sich nicht verargen, wenn sie sich dagegen wehren, ihr Land zu einem Lande der Ausgestossenen gemacht zu sehen. Aber Kolonie und Heimat dürfen nicht Sonderinteressen verfolgen. Auch Pflichten hat die Kolonie dem Mutterlande gegenüber, und es ist die Aufgabe der Kolonie, auch zu ihrem Teile Wunden zu heilen, an denen die Heimat leidet. Und das ist der Fall, wenn man an die körperliche, die geistige und seelische Gefährdung des Einzelnen durch die Freiheitsstrafe und die dadurch vergrösserte Gefahr der Rückfälligkeit für die Allgemeinheit denkt. Das sind zum guten Teile ethische Werte, die gegen die so äusserlich aufgemachte finanzielle Rechnung schwer ins Gewicht fallen. Das Bedrückende, das vom Standpunkte des Kolonialpolitikers und des Kolonisten der Strafverschickung anhaftet, wäre namentlich die Heraushebung einer bestimmten, schon besiedelten Kolonie für die Verschickung. Dem liesse sich vorbeugen, wenn man die Deportierten als Arbeitskompagnien im Orte wechselnd dort verwendete, wo sich Eingeborene zu schweren Arbeiten, wie Wegebauten, Talsperren u. dergl. nur wenig finden lassen; dann würden auch die Kolonisten gerade die materiellen Werte des neuen Strafsystems für sie vor Augen haben. Ich verhehle mir gewiss auch die Bedenken nicht, insbesondere die Wirkung solchen Vorgehens auf die Einschätzung des Weissen durch die Eingeborenen. Die Schwierigkeiten scheinen mir indessen nicht unüberwindlich, weder die internationalen, noch die kolonialpolitischen, noch die finanziellen. Doch es kann an dieser Stelle nicht meine Aufgabe sein, schon auf Einzelheiten einzugehen. Es schien mir nur nicht angebracht, mit meiner Meinung zurückzuhalten, der ich auch in der Hauptversammlung der Kolonialgesellschaft 1906 Ausdruck gegeben habe, zumal, nachdem die Frage von verschiedenen

¹⁾ Rathgen, *Beamtentum und Kolonialunterricht 1908*, Wohltmann im *Tropenpflanzer* Band 13 S. 16. Manche Anzeichen sprechen dafür, dass das Hamburger Institut nur die Vorstufe für eine Universität sein soll. Das würde die Erwartungen kolonialer Kreise enttäuschen.

Seiten in Fluss gebracht worden ist¹⁾. Der Reichstag hatte sich am 25. Februar auf Anregung aus kolonialen Kreisen²⁾ mit der Deportation zu befassen, und es hat sich ein unabhängiger Deportationsverband gebildet „auf Veranlassung und unter Beteiligung einer Reihe von Persönlichkeiten juristischer, kriminalistischer, volkswirtschaftlicher und kolonialer Richtung, in dem sich alle Freunde des Gedankens einer Strafverschickung zusammenfinden sollen“ (Kol.-Bl. S. 148).

2. Abschnitt.

Auf kolonialem Boden.

Die einzelne Kolonie bildet eine Welt für sich. Nur der Umstand, dass der durch Personen vermittelte Zusammenhang mit den Kolonien erst in den Anfängen ist, dass wir Schwarz und Braun und Gelb noch durcheinander werfen, dass wir Schwarz von Schwarz nicht unterscheiden können, macht es begreiflich, dass wir die in alledem ruhenden wesentlichen Unterschiede für die Verwaltung der einzelnen Kolonien nicht gehörig einschätzen. Jede Kolonie ist zunächst auch eine Verwaltungswelt für sich, ein besonderes „Land“. Daneben aber vermag umsichtige Leitung, ohne ein Gleichmass aufzuzwängen, doch allmählich eine gewisse Gleichheit durchzusetzen; sie entwickelt sich von selbst mit der Zuführung zu höherer Kultur und wird gefördert werden müssen zur Erleichterung der Kolonialverwaltung, in erster Linie aber, um deutsche Kolonien als einheitliche Masse gegenüber dem Auslande abzuheben und dem Mutterlande organisch anzunähern. Das ist das Ziel, dem zu ihrem geringen Teile auch die koloniale systematische Literatur durch Zusammenfassung nach sachlichen Gesichtspunkten zustreben muss. Nur aussergewöhnliche Ereignisse (wie für Südwest der kriegerische Einschnitt) rechtfertigen es, ein Schutzgebiet für sich nach allen Richtungen herauszuheben.

I. Südwest nach dem Aufstande.

Noch immer steht Deutsch-Südwest-Afrika unter den Nachwirkungen des Aufstandes. So sind Teuerungszulagen und Verpflegungskosten für Eingeborene deutliche Spuren im Etat des Schutzgebietes. Ein rascherer Pulsschlag belebt noch die ganze Verwaltung. Das Verhältnis zu den Eingeborenen beginnt sich zu befriedigen. Auch die Durchführung der einschneidenden und angefeindeten³⁾ Eingeborenenverordnungen des Jahres 1907 geschieht mit Massen. Mit dem 1. April wurde die Kriegsgefangenschaft der Hereros aufgehoben, und die Regierung wird zu der Resolution des Reichstags⁴⁾ Stellung nehmen müssen, die für die Eingeborenen ein zu ihrem Unterhalte genügendes Land verlangt; denn nahe liegt die Gefahr einer Proletarisierung der Eingeborenen und der Entziehung von Arbeitskräften für die Siedler. In friedlichem Vorgehen sucht die Verwaltung ihren Herrschaftsbereich in der Kolonie weiter zu erstrecken. Die Zeit des

¹⁾ Neuerdings Wettstein Streiflichter 1907 S. 114 und Deutsche Kolonialreform von einem Auslandsdeutschen 1905 S. 1234 (dazu meine Anzeige im „Gerichtssaal“ Band 70 S. 143).

²⁾ Der vorsichtig aufgestellte Antrag v. Liebert nahm Rücksicht auf die körperliche und geistige Beschaffenheit (Alter) des Sträflings und wünschte die Verschickung nur auf Ansuchen des Verurteilten und bei längerer Freiheitsstrafe.

³⁾ So wieder unter Hinweis auf die Burenstaaten Bonn, Eingeborenenpolitik im britischen Südafrika 1908, S. 51.

⁴⁾ Reichstag-Drucksache, Nr. 785.

Vertragschliessens, die nach einem geflügelt gewordenen Worte Caprivi vorüber sein sollte, erlebt eine Nachblüte. Das erfreulichste Ereignis dieser Art ist das unerwartet rasche und umsichtige Eindringen in das Ovamboland. Dem mit der Expedition betrauten Hauptmann Franke ist es gelungen, mit den Ovambohäuptlingen Kambonde-Ondonga, Ipumbo-Uukuambi, Tjaanika-Ongandjera, Jita ja Nalitoke-Uukualuitzi und Nande-Uukuanjama „schriftliche Verträge abzuschliessen, auf Grund deren sie die Oberhoheit des deutschen Kaisers über ihr Gebiet anerkennen und ihr Volk unter den Schutz der deutschen Regierung stellen“. Die Häuptlinge haben sich ferner schriftlich mit der Anwerbung von Arbeitern seitens des Gouvernements einverstanden erklärt und die Versicherung abgegeben, das Gouvernement in diesem Bestreben unterstützen zu wollen (Kol.-Bl. S. 1152). Dass im Ambolande eine Residentur errichtet wird, ist amtlich noch nicht bekannt gegeben. Eine neue Residentur ist dagegen endlich als Zeichen deutscher Herrschaft im Nordosten der Kolonie — im sog. Caprivizipfel — aufgerichtet worden, um dem fortgesetzten Zuzug lichtscheuer, grossenteils weisser Elemente Einhalt zu gebieten, die von Betschuanaland, von Rhodesien und Angola aus nach den an Elefanten und Mineralien reichen Gefilden ihre Raubzüge ausdehnten. Schon vorher hatte der Gouverneur den Zutritt in jenen Streifen von amtlicher Erlaubnis abhängig gemacht. Dass die neue Expedition mit Zustimmung der britischen Behörde durch Betschuanaland über den Ngamisee ziehen durfte, und dass ein Zusammenwirken mit den englischen Polizeistationen am Rande des Caprivizipfels zur Säuberung der Gegend vereinbart ist, eröffnet weite und befriedigende Perspektiven für die Möglichkeit solch interkolonialer Rechtshilfe.

Die Verwaltungsorganisation des Landes ist auf dem Wege zu planmässiger Einrichtung der Selbstverwaltung (vergl. unten III 3). In den Geschäftsziffern und in der Besetzung der Gerichte spiegelt sich die wirtschaftliche Regsamkeit. Die Landgesellschaften geben dem Fiskus Boden zur Besiedelung frei¹⁾. Der Bahnbau schreitet vorwärts. Für rund 600 km Telegraphenleitung, vornehmlich zur Sicherung des Süd-Ostens, wo nur verhältnismässig schwache Abteilungen disloziert sind, sind 1908 erhebliche Mittel (200000 Mk.) ausgeworfen worden. Nehmen wir noch die Diamantenfunde und das dadurch bedingte Eingreifen der Verwaltung hinzu (unten IV 2), so darf man sagen, dass die Verwaltung der Kolonie ein Bild bietet, das zwar durch manchen urwüchsigen Zug noch auffällt, aber doch ein Bild voller friedlicher Unrast, voll der Bewegung, die den Fortschritt in sich birgt.

Wieder war der Krieg der Vater aller Dinge. Die Dinge selbst sind das dauernde Denkmal für die Männer, die mit ihrem Blute die neue Zeit für das Schutzgebiet haben heraufführen helfen — aber auch das steinerne Denkzeichen, wie es der Reichstag forderte, soll ihnen auf deutschem Boden nicht fehlen.

II. Grenzfragen.

Klare Grenzen — gute Freunde! Um die klare Abgrenzung für unsere Schutzgebiete zu gewinnen, sind Arbeiten zur Festigung und Regulierung der Grenzen teils im Gange, teils sind sie abgeschlossen, vornehmlich in West-Afrika und in Neu-Guinea. Für Togo und Neu-Guinea stellten sie sich im Laufe des Jahres sogar als derart dringlich heraus, dass sie ausser-atsmässig in Angriff genommen werden mussten.

¹⁾ Vgl. Koloniale Zeitschrift, S. 114.

1. Für Kamerun¹⁾ bildet das Abkommen mit Frankreich vom 18. April, das die im Jahre 1894 bestimmte Grenze änderte, ein Dokument von bedeutender Tragweite. Die geraden Grenzlinien sind nunmehr durch natürliche ersetzt. Der Verlauf der Grenze im Einzelnen braucht hier nicht verfolgt zu werden. An Umfang entsprechen die uns zufallenden Gebiete allerdings nicht den vertauschten Stücken; sowohl an den Südgrenzen (1800 gegen 2200 qkm) als an der Ostgrenze, wo wir für das aufgegebenes Gebiet zwischen dem Lom und dem Kadeiflusse mit 7000 qkm ein kleineres Gebiet im Winkel des Sanga und Jue eingetauscht haben, ist räumlich ein Verlust zu verzeichnen. Der Wert des Abkommens liegt für uns (natürlich abgesehen von der Grenzklärung) darin, dass wir den Zugang zum Einfluss des Ngoko in den Sanga und dadurch eine Verbindung mit dem Congo gewonnen haben, und dass uns der Bau einer Strasse längs des Lune (im Norden) erleichtert ist. Freilich — Binder und Kunde bleiben französisch.

Im Westen des Schutzgebietes wird die Regulierung des Stückes zwischen dem Crossflusse und dem Platze Yola (Nigerien) weitergeführt. Zum Abschlusse der Grenzregulierung für Kamerun fehlt jedoch noch, wie mit Recht erinnert wird, eine Vereinbarung für das Stück der Südgrenze gegen Spanien.

2. In Togo ist eine neue Vermessung der gesamten Ostgrenze gegen Dahomé nötig geworden, um der Unsicherheit in bezug auf die Zugehörigkeit mancher Gebietsteile ein Ende zu machen, die zu wiederholten Grenzverletzungen Anlass gab. Eine deutsch-französische Kommission ist bereits im September zusammengetreten. Die Kosten für diese Vermessung haben das bedauerliche Ergebnis, dass der Etat für Togo auf das Jahr 1909 wieder eines Reichszuschusses (90 000 Mk.) bedarf.

3. Merkwürdig, aber in Deutschland wenig bemerkt, ist die hoffentlich bevorstehende Festlegung der Südostgrenze des englischen Gebietes der Walfischbai, die durch einen von dem Könige von Schweden zu ernennenden Schiedsrichter erfolgen soll²⁾. Der Etat des Schutzgebietes Süd-West-Afrika wirft als unseren Kostenanteil 10 000 Mk. aus.

4. In Ostafrika ist die Grenzfeststellung gegenüber Portugiesisch-Ostafrika beendet (Kol.-Ztg. S. 673).

5. In Neu-Guinea endlich wird auf Anregung der englischen Regierung, die vom Adolphafen ausgehende Ostgrenze zwischen Deutsch- und Britisch-Neu-Guinea festgelegt. Es handelt sich um das goldführende Grenzgebiet, das von beiden Staaten beansprucht wird.

Die Kartographen würden eine dankenswerte Arbeit leisten, wenn sie (vorläufig) die Grenzlinien jeweils so einzeichneten, dass man den Fortschritt in der Festlegung der Grenze mit einem Blicke erkennen könnte³⁾.

III. Organisation.

Eine Kaiserliche Verordnung vom 3. Juni ermächtigt den Reichskanzler, Vorschriften und Anordnungen zu erlassen, die die Einrichtung der

¹⁾ Hierzu Kolonialzeitung S. 311 und 634 (Hermann), Kolonialblatt, S. 900.

²⁾ Die Sache hat sich lange hingezogen. Schon der deutsch-englische Vertrag vom 1. 7. 1890 machte einen Vorbehalt, den man erledigt glaubte (so Zorn in der „deutschen Rundschau“ 1900 S. 123).

³⁾ Dass dies nicht immer leicht, vielleicht auch gar nicht immer gewollt ist, zeigt kürzlich die für das französische Kolonialamt entworfene Karte von Dahomey, in der die deutsch-französische Grenze nicht nach dem Abkommen von 1897, sondern nach einem überhaupt nicht ratifizierten Entwurfe vom Jahre 1901 eingetragen ist!

Verwaltung betreffen. An den Erlass dieser Verordnung wird man die Erwartung knüpfen dürfen, dass sich die Notwendigkeit für ein tatkräftiges Vorgehen auf diesem Gebiete herausgestellt hat, und dass die Verordnung dazu dienen soll, diesem Vorgehen Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

1. **Verwaltungsbezirke, Behörden.** Indem die Verwaltung der Kolonien intensiver wird, müssen sich die Verwaltungsgebiete räumlich verengen, muss die Militärverwaltung in eine Zivilverwaltung übergehen, müssen Verwaltungsorganisationen in Gegenden vorgetragen werden, die bisher nur dem Namen nach zum Schutzgebiete gehörten und der Sache nach nur als als Interessensphäre gelten konnten, wird das Personal an den einzelnen Amtsstellen der Vermehrung bedürfen — — zuweilen aber auch, besonders in der Südsee, wird die Einrichtung von Amtsstellen nötig, um national gefährdete Posten zu besetzen.

Änderungen (Residentur) in Süd-West-Afrika sind bereits erwähnt. Süd-Kamerun ist bis zu einer endgiltigen Regelung der Verwaltung in der Weise organisiert, dass die Regierungsstation Lolodorf aufgelöst und ihr Gebiet an die Bezirksamter Kribi, Edea, Jaunde und an die Militärstation Eboleva verteilt ist; die Militärstation Joko ist in Zivilverwaltung übernommen und dem Bezirksamt Jaunde unterstellt. Der Dume-Bezirk ist neu abgegrenzt. In Togo wurde die Station Atakpame in ein Bezirksamt umgewandelt (Kol.-Ztg., S. 337). In Neu-Guinea ist das Gouvernement von Herbertshöhe, weil es an einer offenen Reede mit steiler Küste liegt, nach Simpsonhafen verlegt worden. Zur Aufschliessung und Überwachung des Gold führenden Grenzgebietes am Adolphafen ist die Anlage einer Station in Aussicht genommen. Auf den Truckinseln, die wegen des Koprahandels der Jaluitgesellschaft zur Zeit als die wichtigste Gruppe der Ost-Karolinen gelten, und auf die die Japaner ihre Tätigkeit mehr und mehr ausgedehnt haben, die aber von dem Verwaltungssitze Ponape etwa 500 Seemeilen entfernt sind, ist eine Station eingerichtet worden¹⁾.

Die Polizeitruppe hat ihren Konsolidierungsprozess fortgesetzt, immerhin ist aber von einer dauernden Konsolidierung noch nicht zu reden, wenigstens nicht für Süd-West-Afrika (trotz ihrer Kostspieligkeit) und für Kamerun, wo eine neue Organisation vorgeschlagen wird, die die Polizeisoldaten in engere Verbindung mit der Schutztruppe setzen soll. Für Togo dagegen ist von einer Umwandlung der Polizeitruppe in eine Schutztruppe endgültig Abstand genommen, weil „angesichts der friedlichen Verhältnisse im Schutzgebiete die bisherige Polizeitruppe zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit genügt“.

2. **Die Beamten.** Warme Worte der Anerkennung widmete der Staatssekretär im Reichstage den Kolonialbeamten und Offizieren²⁾. Man wird sie sich des weiteren vor Augen halten müssen; denn auch sie sollen ein Programm der Kolonial-Regierung sein. Es wird da als nötig bezeichnet, dass die neu hinauszusendenden Beamten und Offiziere und solche, die aus einem längeren Heimaturlaube zurückkehren, Gelegenheit erhalten und auch unter der Notwendigkeit stehen, ihre wirtschaftliche Vorbildung theoretisch

¹⁾ Eine zuverlässige und lang vermisste Übersicht über die Verwaltungsorganisation (die nach den Ausführungen oben zu ergänzen ist) bieten jetzt Schnee, *Unsere Kolonien 1908*, und v. Hoffmann, *Verwaltungs- und Gerichtsverfassung der deutschen Schutzgebiete 1908*.

²⁾ Stenographische Berichte S. 4025.

und praktisch möglichst zu ergänzen, und dass sie insbesondere die Sprache ihrer künftigen Schutzbefohlenen besser, als es bisher der Fall war, beherrschen. Der Staatssekretär betonte ferner, dass durch geeignete Massnahmen eine grössere Stabilität innerhalb der Verwaltungsbeamten und eine längere Dauer ihrer Amtszeit auf demselben Sitze gesichert werde, weil hierdurch die Kenntnis von Land und Leuten bedingt sei. Das verlange die Schaffung einer Zwischenstufe in den Lokalverwaltungen für die neu hinauszuschickenden Beamten, die unter der Leitung erfahrener Leute dort ihre ersten Schritte auf dem schwierigen Gebiete afrikanischer Verwaltung tun sollen, und es verlange vor allen Dingen eine bessere Sicherung der Kolonialkarriere, die gebildeten Leuten jeder Vorbildung eröffnet sei und allen die Möglichkeit der Erreichung der höchsten Posten eröffne, besonders auch durch die Ausstattung der Versorgung. Das Ziel ist also ein kolonialer Beamtenstand, der sich seinen Aufgaben das ganze Leben widmen kann. Die Notwendigkeit eines solchen Beamtenstandes ist mit diesen Worten so schlüssig dargelegt, dass kaum etwas hinzuzufügen bleibt. Dass es aber nicht bloss Worte sind, die von der massgebenden Stelle fielen, das zeigen mancherlei Bestimmungen in den Etats der letzten Jahre, wie die Verstärkung der Beihilfe zur Ansiedelung, zur Heimreise, in Neubauten zur Unterbringung von verheirateten Beamten und anderes mehr. Wünschenswert wäre es — das eine möchte ich nicht unterdrücken — dass die persönliche Zulage, die bisher nur den Richtern erster Instanz, wenn sie wenigstens 5 Jahre als Richter tätig gewesen sind, gewährt wurde (600 bis 1200 Mk.) auch den übrigen Beamten zuteil werde.

3. Die Selbstverwaltung. Der Ausbau der Selbstverwaltung in den Kolonien weist im verflossenen Jahre keinen sofort ins Auge fallenden Fortschritt auf. Die im vorigen Jahre ausgedrückte Hoffnung, es werde der hundertste Jahrestag der preussischen Städteordnung ein Echo in den Kolonien wecken, hat sich nicht erfüllt. Offensichtlich ist aber das Streben der Kolonialverwaltung, den Wünschen der Kolonisten nach einem Antheile an der Verwaltung entgegenzukommen. Darum wird der Beobachter in der Heimat, der die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, nicht schon abschprechend urteilen dürfen; er wird eben mit grösseren Schwierigkeiten für die Verwirklichung des Planes rechnen müssen, als sich von hier aus überblicken lassen. Selbstverwaltung darf nicht verliehen, sie will erworben sein; soll sie nicht bloss mechanische Bewegung, sondern organische Triebkraft entwickeln. Das Anwachsen der weissen Bevölkerung und der natürlichen Leistungsfähigkeit ist deshalb ihre unerlässliche Voraussetzung. Also kann ihre Einrichtung für die Kolonien gar nicht allgemein, sondern nur allmählich erwartet werden. So Selbstverständliches muss man bisweilen freilich auch aussprechen. Einen Vorläufer und Prüfstein wird der Umfang der Organisation auf dem beschränkten Gebiete der Berufsinteressen bilden können; das würde dem entsprechen, was für das Parlament die Parteibildung ist. Die kommunale Organisation wird dann einsetzen müssen; denn sie kann erst den rechten Unterbau für eine Selbstverwaltung in höheren Verbänden abgeben.

Unter solchem Gesichtspunkte betrachtet, wird sich territorial ein Fortschritt nicht verkennen lassen. Weit voran steht Süd-West-Afrika.

Die Farmer haben sich zum Deutsch-Südwest-Afrikanischen Farmerbunde zusammengeschlossen, der es als seine Aufgabe betrachtet, die Interessen des Farmerstandes auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Ver-

waltung zu vertreten. Der Gouverneur hat die Begründung als ein erfreuliches Zeichen des unter den Mitgliedern herrschenden Gemeinsinns bezeichnet, „ohne den eine gedeihliche Entwicklung des Schutzgebietes nicht denkbar ist“. Der Gouvernementsrat, der seit September 1906 nicht wieder einberufen war, ist am 28. März 1908 wieder zusammengetreten: als erster Punkt stand auf der Tagesordnung „Die Einrichtung der Selbstverwaltung für die Gemeinde“. Im grossen Stile bereitet sich der Ausbau vor¹⁾. Die Heimat sowohl wie das koloniale Ausland lieferten ihm Muster; nicht ohne Eigenart aber passt er sich den Verhältnissen der Kolonie an. Wesentliches wird gewährt, was wiederholt und dringend, so auch in dem Berichte des vorigen Jahres, als möglich, als notwendig bezeichnet war. Die hervorstechende Neuerung ist das Wahlrecht für die Vertreter der Selbstverwaltungskörper. Nur einzelne, charakteristische Bestimmungen können hier hervorgehoben werden. Es sollen Gemeindeverbände geschaffen werden, in denen nur die Deutschen vollberechtigte Bürger sind. Damit aber tüchtige Leute nicht von der Mitwirkung in der Gemeinde ausgeschlossen werden müssen, kann einzelnen Ausländern bei besonderem Verdienste oder besonderer wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, ein Wahlrecht eingeräumt werden²⁾. Für die Wahl der einen Hälfte der Gemeindeglieder ist die allgemeine, gleiche, unmittelbare Wahl seitens der Gemeindeangehörigen vorgesehen; die andere Hälfte wird durch Vertreter der hauptsächlichlichen Berufsstände in der Gemeinde gewählt. Die Rechte der Eingeborenen innerhalb der Gemeinde sollen durch Eingeborenen-Kommissare wahrgenommen werden. Über den Gemeinden bauen sich aus den Distrikten oder Bezirken Bezirksverbände auf, die in der Hauptsache für den Wegebau, für Wasserläufe und Brücken, für die öffentliche Gesundheit, aber auch allgemein für die Wohlfahrt und die persönliche Sicherheit zu sorgen haben. In dem Bezirksverbände tritt dem höchsten Verwaltungsbeamten ein Bezirksrat zur Seite, der aus wenigstens vier gewählten Personen besteht; die Mitglieder sind dazu berufen, auch einzeln die Bezirksverwaltung zu unterstützen, und können mit einzelnen Amtsverrichtungen betraut werden. Dem Bezirksrat soll — damit ist heftiger Streit entschieden — eine beschliessende Stimme u. a. auch bei der Steueraufgabe zustehen. Für das ganze Schutzgebiet wird ein Landerrat eingerichtet, dessen Aufgabe und Stellung im wesentlichen denen des bisherigen Gouvernementsrat entsprechen würde (also keine beschliessende Stimme), der aber aus Wahlen durch die Bezirksräte hervorgeht. Für seine Verhandlungen kann er die Öffentlichkeit beschliessen.

Das ist kein Schritt bloss, sondern eine planvolle Regelung, die als Grundlage auch für die andern Kolonien ihre Geltung finden wird.

Die Einrichtung der Ortsgemeinden ist im Gange für Windhuk, Swakopmund, Okahandja, Keetmanshoop.

Über Süd-West hinaus regen sich Bestrebungen nach Schaffung von Ortsgemeinden, so für Ost-Afrika (Daressalam, Tanga), auch für Neu-Guinea.

Dagegen schlägt der Etatsentwurf für 1909 vor, die im Jahre 1901 geschaffenen Bezirkskommunalverände in Ost-Afrika aufzulösen. Ich glaube,

¹⁾ Amtlich bisher nicht bekannt gegeben. Der Text stützt sich im wesentlichen auf einen Aufsatz von Bongard in der Kolonialzeitung, S. 683.

²⁾ Das erinnert an die Regelung für die deutschen Niederlassungsgemeinden in Tientsin und Hankau; die Zulassung von Ausländern ist aber mit Grund in vorsichtigeren Grenzen gehalten.

mit Recht. Man ist mit der Einrichtung solcher Verbände noch ehe man kommunale Orte hatte, zu eilig vorgegangen. Die Bezirksräte als beratendes Organ aus den Bezirksinsassen sollen jedoch beibehalten werden. Das ist wertvoll als Zeichen der Bewährung und als Mittel der Gewöhnung an ein Stück Selbstverwaltung und Selbstverantwortung.

Hier ist auch der Ort und gewiss ist's an der Zeit, der unabhängigen Presse in den Kolonien zu gedenken¹⁾. Sie ist der Vorläufer der amtlich organisierten öffentlichen Meinung und der unentbehrliche Mitstreiter einer selbstbewussten Selbstverwaltung. Langsam entwickelt sie sich in den Kolonien: in Ost-Afrika trat im Jahre 1908 den beiden Zeitungen die „Deutsch-Ost-Afrikanische Rundschau“ hinzu, in Kiautschou wurde als unparteiisches Wochenblatt die „Kiautschoupost“ ins Leben gerufen — als erste Deutsche Zeitung für Kamerun hat das Jahr ein Amtsblatt für Kamerun gebracht.

IV. Koloniale Wirtschaft.

Da ich mich nicht als Wirtschaftspolitiker, sondern als Berichterstatter amtlicher Taten hier zu äussern habe, so können wenige Worte genügen, und sie werden unter diesem Vorbehalte nicht den gewiss unzutreffenden Eindruck hervorrufen, als liesse sich über das Steigen der Wirtschaft in den Kolonien nur dieses Wenige sagen²⁾. Im Gegenteil; der Stoff hat mit Notwendigkeit zu einer Verteilung unter verschiedene Mitarbeiter geführt.

1. Über die Landwirtschaft in den Kolonien und die ihr nebenstehenden Wirtschaftszweige, über ihre Ziele und Erfolge ist darum an anderer Stelle dieses Jahrbuches das Nähere zu finden. Ich beschränke mich deshalb, im allgemeinen darauf hinzuweisen, dass die Verwaltung fortgesetzt Mittel zur Förderung der Bodenkultur und der Viehzucht auswirft, so zur Unterstützung von Baumwollkulturversuchen in Ost-Afrika (60000 Mk.), der Kautschuk- und Guttaperchagewinnung in Neu-Guinea (25000 Mk.), zu Versuchsanlagen; dass sie Kulturschädlingen zu wehren sucht (in Samoa ist eine besondere Verordnung zum Schutz gegen Einschleppung fremder pflanzlicher und tierischer Schädlinge durch Saat- und Pflanzenmaterial nötig geworden). Auf die Hebung der Viehzucht, die Einfuhr von Zuchtvieh zur Rassenverbesserung, auf Entschädigung von Ansiedlern für Viehverluste werden namhafte Summen aufgewendet; erwähnenswert ist in Südwest die Beihilfe mit 150000 Mk. für ausgediente Angehörige der Schutztruppen, die sich als Landwirte in konzentrierten Ansiedlungen niederlassen und zu Beförderungskosten für eingeführtes Farmerzuchtvieh. Dem Waldschutz ist auch dieses Mal wieder in Ost-Afrika und Kiautschou die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden. In Ost-Afrika trifft eine mit dem 1. Oktober in Kraft getretene Verordnung umfassende Massregeln zur Erhaltung des Waldbestandes, indem sie einen Plan für das Abholzen festlegt und das Erfordernis einer Neuaufforstung in gewissen Fällen aufstellt (Kol.-Ztg. S. 745). Im Zusammenhang mit all dem stehen regelmässige Aufwendungen für den meteorologischen Dienst.

1) Wertvolle Mitteilungen über „Die afrikanische Presse“ von Gallus in der Zeitschrift für Kolonialpolitik 1908, Heft 10/11.

2) Interessante Aufstellungen über die Fortschritte in der Bodenkultur und die Erfolge der kolonialen Erwerbs-Gesellschaften gibt Wohltmann im Tropenpflanzer 1909 Nr. 1.

Mit einer ausführlichen Jagdordnung ist Kamerun bedacht worden. Die Jagd auf Gorillas ist bis auf weiteres vom Gouverneur verboten; bei Elefanten, Flusspferden, Nashörnern, Giraffen, Büffeln, Antilopen und Gazellen ist die Jagd von weiblichen Tieren verboten. Schongebiete können vom Gouverneur angeordnet werden. Da neuerdings über eine zu weitgehende Schonung in Ost-Afrika nicht ohne Grund geklagt worden ist (das Elefantenreservat am Kilimandscharo soll zum Teil aufgegeben sein, nachdem eine Elefantenherde an einer Stelle 10000 Kautschukbäume niedergedrampelt hatte¹⁾, mag dem gegenüber auf die besonnene Vorschrift für Kamerun hingewiesen werden: „Zum Schutze gefährdeter Pflanzungen ist es den Besitzern gestattet, innerhalb des Gebiets der Pflanzung, Elefanten, Flusspferde oder Nashörner abschiessen zu lassen.“

2. Im Bergwesen wird es für die Verwaltung die wichtigste und schwierigste Aufgabe sein, eine Mitte zu gewinnen zwischen der Schürffreiheit, die eine genügende Aufmunterung privater Interessenten darstellt, und den Interessen, die die Allgemeinheit an der Verwertung der Bodenschätze hat. Vorbehalte für den Landesfiskus finde ich im Jahre 1908 nur in zwei Fällen erwähnt: in Kaiser-Wilhelmsland für Edelmetalle und gemeine Mineralien im Flussgebiete westlich von Kap Arkona — in Südwestafrika für diejenigen Blöcke längs der Eisenbahnlinie Lüderitzbucht-Keetmanshoop, in denen das Bergrecht dem Fiskus zusteht. An den letzten Vorbehalt knüpfen sich die „glänzenden“ Erwartungen einer Diamantenausbeute. Mag sich zunächst auch billiger Spott an diese Funde heften, das durfte die Verwaltung nicht abhalten, weitschauend Massregeln zu treffen, die einerseits dem Landesfiskus die erwünschten Einnahmen aus dem Funde sichern und andererseits die Förderung des Gesteins nicht durch einen Preisturz gefährden lassen. Dem soll eine Verordnung des Gouvernements dienen, die auf rohe Diamanten einen Ausfuhrzoll von 10 Mk. pro Karat legt und zur Durchführung der Zollkontrolle eine Registrierung der gefundenen Steine vorschreibt. Der Besitz roher oder ungeschliffener Diamanten ist von der Lösung eines gebührenpflichtigen Erlaubnisscheins (1000 Mk. jährlich) abhängig gemacht. Eingeborenen und juristischen Personen wird der Erlaubnisschein überhaupt nicht erteilt. Der Zollsatz stösst jedoch wegen seiner Höhe und der mangelnden Abstufung vielfach auf anscheinend nicht unbegründeten Widerspruch.

Weitere erwähnenswerte Fortschritte liegen in der Freigabe bisheriger Konzessionsgebiete für den Bergbau: so ist für das Gebiet der sogenannten Irangi-Bergbau- und Landkonzession (Ost-Afrika) allgemeine Schürffreiheit erklärt und die South-West-Afrika-Company hat ein Abkommen mit dem Reichskolonialamt getroffen, worin sie in ihrem Konzessionsgebiete allgemeine Schürffreiheit zugesteht mit Ausnahme des ihrerseits an die Otavi-Gesellschaft abgetretenen Gebietes²⁾. Dem stehen jedoch auch neue Konzessionen gegenüber: so im Gebiet der Deutschen Kolonialgesellschaft für Süd-West-Afrika und für die Deutsche Südsee-Phosphat-Aktiengesellschaft, der auf 35 Jahre die ausschliessliche Berechtigung zum Abbau der Lager an organischen und unorganischen Phosphaten auf den Palauinseln Angaur und Pililju eingeräumt ist.

1) Aus einem Vortrage von Prof. Samassa im Berliner Kolonialverein (Deutsche Zeitung 16. 12.)

2) Nach der Kölnischen Zeitung vom 11. Dezember.

3. Für Handel und Gewerbe können allgemeineres Interesse — abgesehen von internationalen Abmachungen oder von den Gewerbesteuerordnungen (Kamerun und Ost-Afrika, worüber unten ein paar Worte) — nur diejenigen Anordnungen beanspruchen, die sich gegen die Branntweinpest wenden. Solch erfreuliche Tat ist für Ost-¹⁾ und Süd-West-Afrika zu vermeiden. In Ost-Afrika wird die Schankerlaubnis von dem Vorhandensein eines Bedürfnisses abhängig gemacht, in Süd-West ist die „auch im Auslande als mustergültig anerkannte“ Verordnung vom August 1907 dahin weitergeführt, dass der Handel mit denaturiertem Spiritus teils ganz verboten, jedenfalls aber an eine Genehmigung geknüpft. Verboten aber (Süd-West) oder nur mit Genehmigung der Behörde oder des Arztes erlaubt (Ost-Afrika) ist die Abgabe von Spirituosen an Eingeborene, in Ost-Afrika auch an Mohammedaner. Aber auch ein paar Blüten des edlen Wetteifers sollen nicht vergessen werden, der zwischen Togo und Samoa darüber herrscht, welche Kolonie den weitesten Fortschritt in verkehrspolitischen Massnahmen darstellt. In Togo ist für die Stadt Lome schon der Schlachtzwang im öffentlichen Schlachthause und ein entsprechendes Fleischeinfuhrverbot verordnet worden — in Samoa ist das Strassenverkehrswesen auf ganz modernen Fuss gesetzt: da müssen die Mietsfuhrer bei der Polizei gemeldet werden und Wagen, Pferd und Geschirr in gebrauchsfähigem Zustande sein, da gibt es Haltestellen und amtliche Fahrpreise, und jeder Mietswagen muss den Preisanzeiger in deutscher, englischer und samoanischer Sprache bei sich führen. Ordnung muss sein.

In manchem Stücke könnte beim Handel von der Regierung vielleicht nachgeholfen werden. So in der Organisation der Handelsvertretung, wiewohl das Erstehen von Handelskammern (für Swakopmund wird eine geplant) in den Kolonien grundsätzlich zunächst von privater Initiative abhängig bleiben muss. Weiter wird man aus Anlass gewisser Vorgänge in Süd-West in Erwägung ziehen dürfen, ob es sich nicht empfiehlt, nachdem nunmehr das deutsche Kapital den Weg nach den Kolonien gefunden hat, für sogen. Kolonialgesellschaften vorzuschreiben, dass wenigstens die Vorstandsmitglieder Reichsangehörige sein müssen. Will man eine gesetzliche Anlehnung haben, so kann man immerhin an die Bestimmung für Kaufahrteischiffe denken, die die deutsche Flagge nur führen dürfen, wenn sie im Eigentume von Deutschen stehen, wiewohl auch hier die Vorschriften keineswegs für ausreichend zu erachten sind.

4. Das Verkehrswesen²⁾.

a) Die Eisenbahnen. Erhebliche Mittel hat das Reich für die Ausdehnung des Bahnnetzes ausgeworfen und zwar, was recht bezeichnend ist, zumeist durch Nachtragsetats. Stetig schreitet auch der Ausbau vorwärts.

Der Stand des Ausbaues ist folgender: In Süd-West-Afrika wurde der Endpunkt der Südbahn (Keetmanshoop) schon am 21. Juni erreicht d. h. 5 Monate früher, als vertraglich festgesetzt war. Die ganze Bahn Lüderitzbucht-Keetmanshoop ist vorläufig dem öffentlichen Betrieb übergeben. Ende des Jahres ist auch der Betrieb auf der Anschlussstrecke Seeheim-Kalkfontein schon bis Holog (67 km) eröffnet worden. Am 13. März wurde die Bahn Otavi-Grootfontein (91 km) dem öffentlichen Verkehr übergeben. In Ost-Afrika ist bei der Zentralbahn Morogoro-Kilossa die Gleisspitze

1) Schon im Dezember 1907, bekannt gemacht erst im Kol.-Blatt 1908, S. 373.

2) Blum und Giese, Wie erschliessen wir unsere Kolonien? 1907; Reichsarbeitsblatt S. 1064.

bei Kilometer 43 angelangt. In Kamerun ist der Oberbau der Manenguba-Bahn bis 18,1 km vorgestreckt.

Die Zuwendungen des Reiches beliefen sich in Süd-West-Afrika auf 8200000 und 7800000 Mk. Darlehn zur Fortführung der Südbahn nebst einer Abzweigung von Seeheim nach Kalkfonetin — in Ost-Afrika¹⁾ auf 8 Mill. Darlehn an die Ost-Afrikanische Eisenbahngesellschaft zur Fortführung der Zentralbahn und auf 2 Mill. zur Fortführung der Usambara-Bahn von Mombo bis zum Pangani — in Kamerun auf 4 Mill. — in Togo gleichfalls auf 4 Mill. zum Bau der Bahn von Lome nach Atakpame. Dies intensive Vorgehen der Regierung musste von der einschneidendsten, man kann wohl sagen, von einer unwälzenden Einwirkung auf die Kolonialfinanzen sein. Trotzdem hat der Reichstag dem Vorschlage zur Deckung der Forderungen besondere Kolonialanleihen auszugeben, für die die Schutzgebiete eine Gesamthaftung übernehmen sollten²⁾, nicht zugestimmt. Nach dem Vorbilde der Anleihe für die Süd-West-Afrikanische Südbahn sind jedoch nunmehr die unten zu erwähnenden allgemeinen Bestimmungen über Verzinsung und Tilgung von Kolonialanleihen getroffen worden, die durch besonderes Gesetz auch für die Inlandbahn in Togo Geltung erlangt haben. Mit dem 1. April sind übrigens die Verkehrsanlagen in Togo (Landebrücke, Küstenbahn, Inlandbahn) auf eine neue rechtliche Grundlage gestellt. Nach dem neuen Pachtvertrage gewährleistet die Pächterin der Anlage einen Mindestzins von 306500 Mk. jährlich (auf 12 Jahre).

b) Die Landstrassen. Galt es früher, mehr im Umkreise des Bezirksamtsitzes nur Wege zu schlagen, so tritt jetzt die Notwendigkeit hervor, zumal in Voraussicht einer Verwendung von Automobilen für die Kolonien, in grösserem und grossem Stile auch den Wegebau zu führen. Erhebliche Summen sind für Erschliessungswege ausgeworfen, die an die Bahnlinien herangreifen. In Togo wird das Wegenetz auf 400 km geschätzt, in Kamerun — mit einem gewissen Stolze — schon auf 4000 km. Und Pläne für eine weitere Erstreckung, besonders von Duala nach der Ost-Grenze reifen zur Entschliessung.

c) Die Schifffahrt. Besonders in der Südsee treten natürlich Ausgaben für Unterhaltung und Ergänzung von Seefahrzeugen hinzu. Auch für den Schiffsverkehr innerhalb oder zwischen den Kolonien der Südsee bedeutet der neue Vertrag mit dem Norddeutschen Lloyd insofern eine Sicherung, als sich der Unternehmer verpflichtet hat, die seit dem Jahre 1906 eingerichtete Küstenschifffahrt, ausgehend vom Simpsonhafen, ohne Einschränkung weiterzuführen. Die Australian Mail-Linie hat sich verpflichtet, ihren von Franzisko nach Australien laufenden Dampfer in Apia anlegen zu lassen (wodurch der Schiffsverkehr beinahe verdoppelt ist und das Fehlen einer Werftanlage fühlbar wird), die Woermann-Linie hat eine dreiwöchentliche Verbindung zwischen Kapstadt und Südwest zu unterhalten.

Die grosse Bedeutung, die die gesetzgebenden Faktoren des Reiches einer kraftvollen Entwicklung in den Verkehrsmitteln beimessen, kommt in folgender Vorschrift des Gesetzes vom 18. Mai 1908 zu besonderem Ausdruck: Soweit Kolonialanleihen zum Baue oder zur Erwerbung von Eisenbahnen, zu Strassenbauten, Hafenanlagen, Strombauten und Staudämmen oder zu ähnlichen Ausgaben verbender Art Verwendung finden, sind die

1) Über unsre Aufgaben in Ostafrika. Rohrbach in den Preuss. Jahrbüchern 135 Heft 1.

2) Vgl. Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 13. 3. 1908.

Grundeigentümer im Wirtschaftsbereiche dieser Anlagen zu einer ihrem Interesse an der Anlage entsprechenden Leistung heranzuziehen; diese kann auch in der Form von Landabtretung verlangt werden.

5. Das Münzwesen hat im Berichtsjahre einige Änderungen erfahren.

In Kamerun soll am 1. März die Reichsmarkrechnung eingeführt worden sein¹⁾. Das mutet merkwürdig an, da man nach einem früheren Erlasse diese Massnahme schon seit 1906 ins Leben gerufen glauben musste. Ich muss deshalb auch bei der Frage an die Kolonialverwaltung verbleiben, weshalb im Jahre 1908 nochmals dasselbe angeordnet wurde, was im Jahre 1906 bereits geboten war. Ist die frühere Verordnung nicht ausgeführt worden? In so wichtigen Dingen muss Klarheit herrschen und sollte Aufklärung gegeben werden. — In Ost-Afrika werden nach einer Verordnung des Reichskanzlers vom 29. Oktober folgende Münzen ausgeprägt: in Silber 2, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ Rupienstücke, in Nickel 10 Hellerstücke, in Kupfer 5, 1, $\frac{1}{2}$ Hellerstücke. — Für Kiautschou ist die Ausprägung neuer Nickelscheidemünzen etwa im Werte von 5 und 10 cts. beabsichtigt, weil das Platzgeschäft in Tsingtau durch die im Umlauf befindlichen unterwertig ausgeprägten Teilmünzen des mexikanischen Dollars geschädigt wird. Ein selbständiges Vorgehen durch Einführung einer neuen Währung soll das nicht sein. Es ist vielmehr ein Akt wirtschaftlicher Selbsthilfe gegenüber den verworrenen chinesischen Münzverhältnissen, zu deren Besserung durch Einführung der Silberwährung die chinesische Regierung ja selbst im Berichtsjahre die ersten Schritte getan hat. — Die Münzen der Neu-Guinea-Kompagnie werden mit dem 15. April 1911 ausser Kurs gesetzt.

V. Unterrichtswesen.

Die Schule wird in den Kolonien unter einem besonderen Gesichtspunkte gewertet werden müssen. Sie hat auch hier nicht bloss Kenntnisse zu vermitteln, sondern wird in ganz besonderem Masse den Charakter zu bilden, den Zusammenhang mit der Heimat zu festigen, ein geistiges Band um die Glieder des gleichen Stammes diesseits und jenseits der Meere zu schlingen haben. Es ist deshalb geboten, gerade dort von Reichs wegen einzuspringen, wo die eigene Kraft der Kolonisten nicht ausreicht, um von sich aus diesen geistigen Mittelpunkt zu schaffen. Will man mit der Besiedelung der Kolonien wirkliche und ernsthafte Fortschritte erzielen, will man das Schutzgebiet zu einem Lande deutscher Gesittung machen, so ist es eine unerlässliche Aufgabe der Regierung, für eine ausreichende Bildung des heranwachsenden Geschlechts Sorge zu tragen. In der Förderung des Schulwesens kann daher nie genug getan werden, jede Vernachlässigung würde sich einstens bitter rächen — das sind ernste und hinreichend deutliche Worte aus den Erläuterungen zum Etat des Jahres 1908. Im Einklang mit diesen Worten stehen auch die Massnahmen der Regierung, selbst dort, wo mit einer gleichbleibenden und für den Schulbesuch nennenswerten Zahl von Kolonisten noch nicht gerechnet werden kann. Mit Genugtuung wird es begrüsst werden, dass die Regierungsschule für Europäerkinder in Dar-essalam wieder eröffnet worden ist „in einem neuen, allen Anforderungen entsprechenden Gebäude“. Sie wird freilich erst von acht Kindern besucht.

¹⁾ Dazu Fleischmann in der Kolonialzeitung, S. 774, 791.

Für Süd-West-Afrika¹⁾ liegen die Verhältnisse mit dem Anwachsen der weissen Bevölkerung erfreulicher, und es spricht für sich selbst, wenn 1908 zur Unterstützung deutscher Schulen 180120 Mk. und zur Unterstützung leistungsschwacher Schulverbände ausserdem 100000 Mk. ausgeworfen worden sind. Es wird beabsichtigt, in Zukunft die Lasten des Schulwesens zwischen den Schulverbänden und dem Fiskus in der Weise zu verteilen, dass in der Regel den Verbänden die Kosten der Erbauung und Unterhaltung der Schulgebäude zufallen sollen, während die übrigen Kosten wie bisher von der Regierung getragen werden. Zu den bereits vorhandenen deutschen Schulen in Windhuk, Swakopmund, Grootfontein, Gibeon, Keetmanshoop, Karibib, Lüderitzbucht und Maltahöhe ist im Jahre 1908 ein neuer Schulverband in Okahandja getreten. Für Omaruru, Warmbad, Kub und Hohewarte darf wohl die Errichtung eines Schulverbandes als bevorstehend angenommen werden. Gleich Kiautschou hat seit diesem Jahre auch Süd-West-Afrika eine höhere Schule oder wenigstens den Anfang zu einer Realschule in Windhuk erhalten. Ihr Leiter soll gleichzeitig die Schulangelegenheiten beim Gouvernement bearbeiten, damit in die Lehrpläne und in die Verwaltung der über das ganze Schutzgebiet zerstreuten Schulen, was bei der Herstammung der Lehrer aus verschiedenen deutschen Staaten um so notwendiger erscheint, Einheitlichkeit gebracht werde.

Die Aufwendungen der Regierung zur Verbreitung der deutschen Sprache gehören nicht eigentlich in dieses Kapitel oder sollten es doch nicht. Immerhin müssen wir uns doch dessen erinnern, dass sich gerade in Süd-West in einzelnen Gegenden die deutsche Sprache leider der holländischen Einflüsse nicht ohne Mühe erwehren kann, dass z. B. in Keetmanshoop die 6jährigen Kinder reichsdeutscher Eltern bei ihrer Aufnahme in die Schule zwar gut holländisch und nama sprechen konnten, deutsch aber nur radebrechen.

Die Regierung ist sich auch dessen bewusst, dass es aus nationalem Interesse geboten sei, für solche Gegenden, in denen sich zahlreiche Buren niederlassen, deutsche Schulen zu errichten. Dass aber auch die Heimat dieses Streben nach Kräften stützt, dafür zeigt der Alldeutsche Verband ein hoffentlich zur Folge reizendes Vorbild; aus dem Kapitale, das ihm durch die Auflösung der neuen Südwest-afrikanischen Siedelungsgesellschaft zueffloss, ist eine Stiftung gegründet worden, die für Burenkinder Freiplätze und Kostgeldermässigung in den deutschen Regierungsschulen gewähren soll, um die in Süd-West ansässigen jungen Buren mit deutscher Sprache und deutschem Geistesleben bekannt zu machen und sie dadurch zu treuen Bürgern ihres neuen Vaterlandes zu erziehen.

Nur in einem mittelbaren Zusammenhange hiermit steht der merkwürdige Plan der Errichtung eines Schulsystems in Tsingtau für die Chinesen: Realschule als Unterbau und technische, medizinische, staatswissenschaftliche, forst- und landwirtschaftliche Abteilungen als Hochschule. Der Reichstag hat sich dem Plane nicht geneigt gezeigt. Er ist aufs neue in den Etat für 1909 aufgenommen. Es ist ein Ausdruck des Strebens, wirtschaftlich Fuss zu fassen durch Benützung der geistigen Interessen der Chinesen, und man wird dem Versuche Erfolg wünschen müssen, nachdem im Sommer 1908 englische und amerikanische Missionen im Hinterlande von Kiautschou eine Shantung Protestant University für chinesische Studenten, die auf 40 Dozenten berechnet ist, mit erheblichen Mitteln (Rockefeller) beschlossen haben.

¹⁾ Vgl. Kolonialzeitung, S. 520.

VI. Rechtspflege.

Der Umfang der richterlichen Geschäfte kann zu seinem Teile auch als Spiegel der allgemeinen wirtschaftlichen Lage gelten. Mit den stärkeren wirtschaftlichen Interessen¹⁾, zumal mit der Verschiebung der Eisenbahnen, das lässt sich deutlich verfolgen, haben sich die Geschäfte der einzelnen Gerichte in den Kolonien ausserordentlich vermehrt. In Süd-West-Afrika sind sie auf das Doppelte bis Vierfache gestiegen, das neue Gericht in Kribi kann die Geschäfte in der bisherigen Besetzung kaum bewältigen. Die Kolonialverwaltung hat dem Rechnung getragen durch Vermehrung der Zahl der Richter, durch Erweiterung der Zuständigkeit von Richtern kraft Auftrages und durch die Regelung der Stellung der Notare.

1. Auch der Bestand der Gerichte I. Instanz hat im Jahre 1908 eine Veränderung erfahren (Kribi, Grootfontein). Man wird sich gegenwärtig halten müssen, dass (nur) folgende Gerichte vorhanden sind: in Ost-Afrika 3 (Daressalam, Tanga, Muansa), in Süd-West-Afrika 5 (Windhuk, Swakopmund, Keetmanshoop, Lüderitzbucht, Grootfontein)²⁾, in Kamerun 3 (Duala, Victoria, Kribi), in Neu-Guinea 4 (Herbertshöhe, Friedrich-Wilhelmshafen, Ponape, Jaluit), in Togo, Samoa und Kiautschou je eins.

Ist in persönlicher Hinsicht, besonders durch Bewilligung von Hilfsrichtern, dem Übelstande der Unzulänglichkeit der Kräfte im Interesse der Rechtsuchenden gesteuert, so bleibt leider noch der weitere Übelstand der räumlichen Entfernung der Gerichtstätte bestehen. Es ist nicht zu verkennen, dass die Schaffung leichter zugänglicher Gerichte durch Vermehrung der Gerichtsorte erst mit der wachsenden Besiedelung fortschreiten kann. Auswärtige Gerichtstage sind zwar auch im Jahre 1907, für das die Ziffern soeben erst veröffentlicht worden sind, wieder reichlich abgehalten worden, aber mit der Abhilfe durch Gerichtstage, die den Richter auf lange Zeit dem Gerichtsorte entziehen, ist, wie ich im vorigen Jahresberichte andeutete, und was die Etatsvorlage für 1909 bestätigt, doch nur wenig gewonnen. Es wird deshalb nicht gezögert werden dürfen, der Anforderung nach schleuniger Justiz durch Vorkehrungen zu genügen, die den besonderen Bedürfnissen der Kolonien angepasst sind. Ein Schritt auf solchem Wege scheint durch die Änderung des Kanzlererlasses über die Ausübung der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten Afrikas und der Südsee vom 8. Mai getan zu sein. Hier wird den zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigten Beamten das Recht zur Übertragung ihrer Geschäfte auf geeignete Personen in erheblich weiterem Umfange eingeräumt, als es im Jahre 1900 geschehen ist, nämlich auch auf Urteilsfällung, Durchsuchung, Beschlagnahme und Verhaftung. Anzweiflung einer bisherigen, allerdings anfechtbaren Praxis wird den Anstoss für diese Legalisierung abgegeben haben. Ich möchte jedoch einer anderweiten allgemeinen Anordnung den Vorzug vor dem aus sachlichen und persönlichen Gründen immerhin nicht unbedenklichen System³⁾ solcher widerruflichen Delegierungen geben. Das Mutterland selbst bietet Organisationen dar, die meines Erachtens als Anlehnung verwertet werden könnten.

¹⁾ Auch die Vermehrung der Zahl der Rechtsanwälte (Ostafrika) spricht dafür. Die spöttischen Auslassungen von Friedl Martin (im „Tag“ vom 12. Sept.) verdienen kaum, dass man sie niedriger hängt.

²⁾ Schon am 1. Januar 1909 ist wieder ein neues Bezirksgericht in Omarura eingerichtet worden. (Kol.-Blatt 1909 S. 49.)

³⁾ Vgl. den Aufsatz „Koloniale Rechtswidrigkeiten“ in der Frankfurter Zeitung Nr. 341.

Natürlich wird man solche Organisationen nicht im Mittelpunkte heimatlicher Rechtspflege suchen dürfen, sondern mehr auf verlassenen oder vorgeschobenen Posten ergänzender Rechtspflege. Und hier bietet sich bei den sogenannten besonderen Gerichten in der Tat ein ansprechendes Vorbild. Ich meine die Regelung, dass, wenn in Angelegenheiten, die vor die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte gebracht werden können, ein zuständiges Gewerbe- oder Kaufmannsgericht nicht vorhanden ist, jede Partei, die vorläufige Entscheidung durch den Gemeindevorsteher oder durch den Schiedsmann (Friedensrichter) nachsuchen kann. Die Entscheidung des Gemeindevorstehers ist vor den ordentlichen Gerichten anfechtbar; geschieht dies aber nicht binnen einer Notfrist von 14 Tagen, so wird sie rechtskräftig und sie kann auch in zweckmässiger Weise durch die Ortspolizeibehörde vollstreckt werden. Ich erachte es für zulässig, dass der Reichskanzler den jeweils höchsten Verwaltungsbeamten an einem Orte, der nicht selbst Sitz des Bezirksgerichtes ist oder in geringer Entfernung von dem Gerichtssitze liegt, zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigt. Ob er dies nun im vollen Umfange der Gerichtsbarkeit des Bezirksrichters tut, oder, was zweckmässiger sein dürfte, innerhalb beschränkter sachlicher Grenzen, die von Fall zu Fall auch nach der Person des Beamten bestimmt werden könnten, steht erst in zweiter Reihe. Doch wie dem auch sei, diese Gelenkigkeit wohnt der kolonialen Rechtsordnung nur inne, da und solange Justiz und Verwaltung noch ungetrennt beieinanderwohnen — was ich für die Kolonien im gegenwärtigen Stande und noch auf weit hinaus nicht für einen Rückstand halten kann¹⁾. Allerdings ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass die Unabhängigkeit des Richters in seinen Entschliessungen bei dieser Verbindung beeinträchtigt wird und dass damit diese unentbehrliche Grundlage für das Vertrauen der Rechtsuchenden Schaden leide. Dies wird aber auch bei solchen Kolonialbeamten, die lediglich Richter sind, nicht ganz ausgeschlossen, da sie wie alle Kolonialbeamte durch kaiserliche oder Kanzlerverfügung jederzeit mit Gewährung des gesetzlichen Wartegeldes in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden können. Das ist ein Überbleibsel aus der Verknüpfung des Kolonialen mit dem Auswärtigen; seiner Beseitigung für diejenigen Beamten, die lediglich als Richter angestellt sind, dürften triftige Gründe kaum im Wege stehen. Hier müsste der Hebel ansetzen. Darin würde ich ein Mittel erblicken, das bis zu einem gewissen Grade dem Rufen nach einer dritten Instanz in der Heimat — die ich für verfrüht halte — den Grund entziehen könnte.

2. Eine Anordnung von grösserer Tragweite, als es nach der (mangelnden) Stellungnahme in der heimischen Presse erscheinen will, ist die mit wenigen Worten erfolgte neue Regelung des gerichtlichen Gebührenwesens. Die Justiz ist im Kulturstaate eine Aufgabe der Staatshoheit und kein Staatsgewerbe und das soll sie auch nicht in den Kolonien sein. Das schliesst natürlich nicht aus, dass die Gerichtskosten die Funktion, die sie in der Heimat üben sollen, nämlich unnützem Prozessieren einen Riegel vorzuschieben, auch in den Kolonien üben. Schon bisher bildeten die Gebühren der Rechtspflege unter den Einnahmen der Schutzgebiete sogar einen beträchtlichen Posten, einen ungleich höheren, als ihn das Verhältnis der Gerichtseinnahmen zu den übrigen Einnahmen im Heimatlande zeigt. Mit einer gewissen unverkennbaren Befriedigung weist die Etatvorlage

¹⁾ Ich freue mich, hierin eine Zustimmung bei v. Hoffmann (Zeitschrift für Politik I 634) gefunden zu haben.

für 1909 auf eine Erhöhung dieser Einnahmen hin. Und das geschieht nicht nur im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit, dass sich der geschäftliche Verkehr auswächst, sondern weil durch Verordnung des Kanzlers vom 28. August die Gebühren der Gerichte auf das Doppelte der heimischen Sätze erhöht worden sind. Man kann zweifelhaft sein, ob diese starke Steigerung im vollen Umfange gerechtfertigt ist.

3. Die Statistik der Rechtspflege lässt auch in der Heimat zu wünschen übrig. Trotzdem braucht man gewisse Wünsche für die Kolonie nicht zu unterdrücken, als da sind: die Geschäftsübersichten der Gerichte werden im Kolonialblatte nicht zeitig genug veröffentlicht, vielleicht gehen sie auch nicht zeitig genug ein; sie beschränken sich auf Formelles, vermisst wird kriminalstatistisches Material; dieses findet sich in den Denkschriften, ohne dass ein rechter Grund für diese Scheidung zwischen Kolonialblatt und Denkschrift ersichtlich wäre. Die Statistik scheint auch für die einzelnen Kolonien nicht immer nach einheitlichem Gesichtspunkte aufgestellt zu sein, es fehlen häufig Negativvermerke — das erschwert den Vergleich zwischen den Kolonien und für die einzelnen Jahre miteinander; wenn der Statistik die Ziffer vergangener Jahre beigefügt würde, so würde das erst einen rechten Nutzen von der Statistik ermöglichen.

VII. Kolonialfinanzen¹⁾.

1. Der Etat der Schutzgebiete ist der Angelpunkt, an dem auch der Gleichgültige gewahr wird, dass Deutschland zur Kolonialmacht geworden ist; der Punkt, an dem der koloniale Missmut einhakte und sich immer wieder anfeuert. Darum mögen die Ziffern des Reichszuschusses voranstellen, und um den freudigeren Ton in das Bild zu bringen, setze ich schon die Ziffern aus der Etatsvorlage für 1909 hinzu (stets in Tausenden Mk.).

1908 Gesamtetat (rund)	Zuschuss	Zuschuss 1909	
Ost-Afrika	11477	4523	3579
Kamerun	6610	2780	2292
Togo	2070	—	90 [vgl. II]
Süd-West-Afrika	43662 ²⁾	38174	18595
Neu-Guinea	1523	1141	1065
Karolinen usw.	558	383	—
Samoa	704	144	—
Kiautschou	11466	9740	8787

Der Unterschied im Zuschusse gegenüber dem Jahre 1908 wird demnach voraussichtlich ungefähr 23 Millionen betragen. Die Kolonialverwaltung hat also, darf man sagen, zu ihrem Teile an der Milderung der Reichsfinanzen beigetragen, was selbst für Finanztheoretiker von Fach überraschen wird. Die Kolonien aber sind damit auch einen tüchtigen Schritt weiter gekommen auf dem Wege zur Selbständigkeit. Dafür kann auch das Schuldenmachen in gehöriger Art als Zeichen gelten. Zu diesem Zwecke ist das Etatsgesetz von 1892 am 18. Mai ergänzt worden: Anleihen der Schutzgebiete sind mit $3\frac{1}{2}\%$ zu verzinsen und vom 6. Jahre ab mit mindestens

¹⁾ Über „die finanzielle Selbstverwaltung der Kolonien“ erscheint demnächst eine Arbeit von Ernst Radlauer in den von Geheimrat Brie und mir herausgegebenen „Abhandlungen aus dem Staats- und Verwaltungsrecht mit Einschluss des Kolonialrechts“ (Heft 19).

²⁾ Darin stecken aber allein 21397000 Mark Fortbauwerk Ausgaben für die Militärverwaltung.

$\frac{3}{5}\%$ zu tilgen. Die Abstriche vom Reichszuschusse sind durch eine Änderung in den Gebühren (Jagd, Bergwesen), in den Steuern und Steuersätzen, in der Hauptsache jedoch durch eine Änderung der Zollgesetzgebung ermöglicht worden. Es ist begreiflich, dass man dem Reiche nur etwas geben konnte, wenn man den Kolonien etwas nahm, um es einmal von diesem Gesichtspunkte aus zu schauen. In die Befriedigung im Reichsgebiete muss sich deshalb manche Verstimmung von den Kolonien her mischen.

a) Von Steuern, die nicht oder nicht lediglich Eingeborene treffen, seien hervorgehoben: Noch zu Ende des Jahres 1907 fand in Ost-Afrika die Gewerbesteuer ihre Regelung; 4% des jährlichen Reinertrages des Gewerbes oder wenn die Höhe des Reinertrages nicht zu ermitteln ist, $1\frac{1}{2}\%$ des Umsatzes ist als Abgabe zu entrichten; verbunden damit ist eine besondere Betriebssteuer für Schankwirte (mindestens 100 Rupien für das Jahr), Viehhändler, Pfandleiher, Auktionatoren (überhaupt bis 2000 Rupien). In Kamerun ist am 4. März eine Wandergewerbesteuer mit der geringen Gebühr von 25 Mk. jährlich eingeführt worden¹⁾. In Samoa, das steht im Einklang mit der schon früher erwähnten Tendenz, ist am 17. September eine Wagen- und Fahrradsteuer eingeführt worden, die für den vierrädrigen Wagen 20 Mk. für den zweirädrigen 10 Mk., für das Fahrrad 5 Mk. jährlich beträgt. All diese Steuern sind wenigstens mittelbar als Gewerbesteuern aufzufassen. Dagegen sind die Versuche, zu einer allgemeinen Einkommensteuer oder überhaupt zu einer Steuer auf allgemeinerer Grundlage zu gelangen, in Kamerun und Samoa nicht geglückt oder gescheitert. In Kamerun hat sich die allgemeine Einführung der Wohnungssteuer (vergl. vorigen Bericht S. 112) nicht als durchführbar erwiesen; sie wird nur im Bezirke Johann-Albrechtshöhe vorerst beibehalten, während im allgemeinen eine Steuer eingeführt wird, die in Geld oder Diensten abgeleistet werden soll. In Samoa ist von der geplanten Einführung einer Einkommensteuer Abstand genommen, weil sich zur Zeit das Gouvernement von der Geschäfts- und Vermögenslage der Steuerpflichtigen keine ausreichenden Unterlagen verschaffen konnte. In Kiautschou hat die chinesische Grundsteuer, weil der Wert des Käsches um $\frac{1}{3}$ zurückgegangen ist, eine Erhöhung auf fast das Doppelte des bisherigen Betrages erfahren (27. Mai), und es ist durch Verordnung vom 1. September eine Hausabgabe eingeführt, die nach der Grösse des Geschäftes, Lage des Hauses und anderen wesentlichen Merkmalen zwischen 2 und 6 Dollars schwankt²⁾. In diesen Massregeln liegt ein Ersatz für die Einkommensteuer, da, wie Kenner betonen, bei Chinesen zweifelsfreie Aufschlüsse über die Vermögensverhältnisse des Einzelnen kaum zu erhalten sind.

b) Ausser dem schon erwähnten und wegen der Höhe und des dadurch gegebenen Anreizes zum Schmuggel bereits lebhaft angefochtenen Ausfuhrzoll auf Diamanten in Süd-West-Afrika und einer Durchfuhrgebühr für Waren, die in Apia gelandet und unverzollt wieder ausgeführt werden, ist in Süd-West-Afrika und in Neu-Guinea das Zollwesen im grossen Stile umgestaltet worden.

In Süd-West-Afrika ist am 18. April (mit Geltung vom 20. Mai) der Zolltarif von 1903 aufgehoben und durch einen neuen Tarif ersetzt worden. An dem neuen Tarife fällt die Erhöhung der Einfuhrzölle auf

¹⁾ In Südwestafrika ist am 7. November die Bestimmung der Wanderhändler geregelt: 25—125 Mark (Kol.-Blatt 1909 S. 5).

²⁾ Kiautschoupost, S. 14.

Tabakstoffe (von 2 Mk. für 1 kg bis auf 5 Mk. bei Zigarren, auf 10 Mk. bei Zigarretten und Dagga) auf, ferner bei alkoholischen Getränken, vom Biere bis zum Branntwein aller Art, der von einem Maximum mit 3 Mk. (früher) jetzt mit 6 Mk. für einen Liter besteuert wird. Für Kaffee, Tee, Limonaden und Fruchtsäfte findet sich dagegen ein Zoll nicht mehr ausgeworfen. Auch Ausfuhrzölle sind herabgesetzt worden, so für weibliches Rindvieh von 50 auf 20 Mk für das Stück. Darin kommt der Grundsatz zum Ausdruck, dass Ausfuhrzölle nicht als Finanzzölle, sondern als Schutzzölle wirken sollen, und dass sie, wo diese Wirkung nicht erzielt werden kann oder erzielt zu werden braucht, auch ihre Grundlage verloren haben.

Das muss man sich gegenwärtig halten bei den Angriffen, die gegen die neue Zollordnung in Neu-Guinea vom 10. Juni (in Geltung seit 15. Juli) gerichtet werden¹⁾. Formell betrachtet ist sie insofern ein Fortschritt, als sie eine einheitliche Regelung des gesamten Zollwesens für das Schutzgebiet darstellt, und nicht weniger als 10 ältere Verordnungen aufhebt. Ob hiermit sachlich allerdings nicht auch wertvolle Eigenart geopfert ist, lässt sich schwer entscheiden. Man beschwert sich besonders über die Einführung von Ausfuhrzöllen auf Trepang, Schildpatt, vor allem auf Kopra, wobei eine Scheidung zwischen Planzungs- und Handels-Kopra vermisst wird. Bedeutend erhöht sind die Zölle auf Spirituosen, Bier und Wein (Liter mindestens 1 Mark), wobei eine Rücksicht auf die Beschaffenheit des Weines vermisst wird.

Für bedenklich wird man immer wieder bezeichnen müssen die geringe Frist zwischen Erlass und Geltung der Zollordnungen, die es vor allem den Interessenten in der Heimat bei den zum Teil unzulänglichen Verbindungen unmöglich macht, sich auf die Änderung einzurichten. Mehr anzustreben wird auch eine Art Ausgleich oder ausgleichender Berücksichtigung der Zollsätze in den verschiedenen Kolonien sein.

VIII. Die Eingeborenen.

Es gibt keine Frage, über die so viel geschrieben wird, als die Eingeborenenfrage. Doch mit dem Klügerwerden hat's trotz der vielen Worte noch gute Weile²⁾. Vielleicht kann man nur das eine bisher als einen Fortschritt bezeichnen, dass man bei den zahlreichen, unverbundenen Völkersplittern in unseren Kolonien die Unmöglichkeit eines Generalisierens einsehen und dass man den Eingeborenen gegenüber erkennt — um gerade hier mit Karl Peters zu reden — dass es in der Spezies Mensch immer nur graduelle Unterschiede gibt.

Kennen und Erkennen wird der Gesetzgebung für die Eingeborenen vorangehen müssen. Aber eine Gesetzgebung wird sich nicht umgehen lassen. Den Dingen bloss ihren Lauf lassen, auf dass sie sich rechtlich einrenken, mag bei homogenen Elementen angebracht sein. Hier, wo zwei Kulturwelten aufeinanderstossen, muss der Gesetzgeber beispringen, um den Stoss zu mildern, ihn für den rechten Weg abzuleiten.

In diesem Sinne verstehe ich den Kaiserlichen Erlass vom 3. Juni, der bis auf weiteres den Kanzler ermächtigt, Vorschriften und Anordnungen zu erlassen, die das Eingeborenenrecht und die Gerichtsbarkeit über Eingeborene betreffen, auch soweit Nicht-Eingeborene beteiligt sind. Der

¹⁾ So auch in dem ungewöhnlich scharfen Aufsätze in der Kolonialzeitung, S. 723.

²⁾ Hervorzuheben sind die Berichte von Vohsen und Arning für die Hauptversammlung der Kolonialgesellschaft in Bremen.

Erlaß ist freilich nur ein Blankett, das zu umsichtiger Ausführung auffordert. Eins fällt nach meiner Ansicht jedoch nicht unter das Blankett, das der Aufmerksamkeit der Kolonial-Regierung dringend empfohlen sei: die rechtliche Regelung der Mischehen. Vielfach begegnet man der Ansicht, dass der Gouverneur sie ohne weiteres verbieten könne. Über die Rechtsgrundlage für solches Verbot macht man sich wenig Skrupel¹⁾. Rechtlich liegt die Sache aber so: Es wird ohne weiteres als ein Vorzug zugegeben, dass der Deutsche über See auch sein deutsches bürgerliches Recht mitgenommen hat. Das gilt auch für das Eherecht. Unser bürgerliches Gesetz weiß aber nichts von dem persönlichen Ehehindernisse der Rassenverschiedenheit. Da Gesetzesrecht vor Ordnungsrecht geht, so ist es nicht statthaft, solche Eheschliessungen, sei es schlechthin, sei es auf dem Umwege eines Verbotes an den Standesbeamten, dabei tätig zu werden, zu verbieten. Höchstens als polizeiliche Anordnung wäre ein solches Verbot möglich, d. h. zur Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung oder Sicherheit, oder zur Abwendung von Gefahren. Ob ein Verbot in diesen Momenten gegenüber dem bürgerlichen Rechte im einzelnen Falle eine Grundlage findet, das kann eine schwierige und sehr zweifelhafte Frage sein. Das muss man sich klar machen, denn Grundfragen wie diese werden nicht durch das Mittel kleinlicher Gesetzesauslegung oder -Auspressung gelöst, die den Widerspruch weckt und Widerstand erzeugt. Wir brauchen zunächst eine feste Grundlage, von der aus eine Bewegung für oder wider ausgehen kann. Ich stehe nun nicht an, mich auf das Dringendste für das „Wider“ zu erklären. Wir wollen keine Zustände, wie sie sich z. B. in der Bevölkerung Süd-Amerikas im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben. Die sogenannte Freiheit des Einzelnen muss vor dem Gesetze gegenüber den Interessen der Allgemeinheit zurücktreten. Bastarde wird man trotzdem nicht aus der Welt schaffen²⁾; etwas anderes ist es aber um eine Legalisierung der Bastardierung!

Einen Wirkungsbereich für den Kanzlererlass sehe ich dagegen in der schleunigen Regelung der sog. gemischten Rechtspflege, sofern Weiße und Farbige im Einzelfalle beteiligt sind. Das liegt noch vollständig im Argen. Hier werden voraussichtlich die Eingeborenen-Kommissare als die gesetzten Vertreter der Eingeborenen vor Gericht als eine für beide Teile befriedigende Zwischeninstanz einzutreten berufen sein.

Diese Farbigen-Kommissare haben sich in Kamerun und auch in Samoa bewährt. (Der Kommissar für chinesische Angelegenheiten in Kiautschou kann zum Vergleiche nicht herangezogen werden.) Die Einführung solcher Kommissare steht in Süd-West-Afrika und Ost-Afrika bevor. In Ost-Afrika sollen vorläufig fünf sogenannte Distrikts-Kommissare für die Bezirke Ost-Usambara, West-Usambara, Pangani, Morogoro und Lindi geschaffen werden mit der Aufgabe, die ihnen zugewiesenen Gebiete dauernd zu bereisen, die Eingeborenen-Arbeiter zur Einhaltung ihrer Arbeitsver-

¹⁾ v. Bornhaupt (Kol. Zeitung 1909 S. 2) ist anderer Ansicht, jedoch bloss, weil er meint, dass eine Mischehe nur eine besondere Art der Eheschliessung von Eingeborenen bilde. Lehnt man aber die Zuteilung auch artvergessener Weisser zu den Farbigen ab, so ist seiner Ansicht der Boden entzogen. Näher werde ich darauf an anderem Orte eingehen.

²⁾ Wenn ein norddeutsches Amtsgericht in einem mir zur Begutachtung vorgelegten Falle dem Kinde einer Togo-Negerin den Unterhaltsanspruch gegen seinen weissen Vater versagt, weil eine Bastardbevölkerung „mit allen Mitteln hintangehalten“ werden müsse, so erinnert das nur zu sehr an die Wahrheit des Horaz: naturam expellas furca, tamen usque recurret.

pflichtungen, nötigenfalls durch Strafen anzuhalten, aber auch die für die Unterbringung, Behandlung usw. der Arbeiter bestehenden Vorschriften zu überwachen und die Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu erledigen. Gegen diese Einrichtung hat sich, besonders auch im Gouvernementsrate für Ost-Afrika, Widerspruch erhoben, weil man eine neue Aufsichtsbehörde nach Art der heimischen Fabrikinspektoren befürchtete. Wenn dem nur so wäre! Sollte sich selbst in der Heimat Neigung zu übermäßigem Schutze der Angestellten herausgebildet haben, so ist bei der Vielfältigkeit der Eingeborenen-Fragen, die die Kräfte für das Notwendige anspannt, dies in Ost-Afrika noch auf lange hinaus nicht zu befürchten. Dagegen würde in den Kommissaren die geeignete Instanz geschaffen, die das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen könnte und dadurch die nach mancher Richtung hin wünschenswerte Kenntnis von den Eingeborenen und von Vorgängen bei ihnen sich zu beschaffen wüsste.

Von Einzelpunkten, die in diesem Jahre geregelt worden sind, verdienen um ihrer sozial-politischen Bedeutung willen noch einige ein kurzes Wort. In Kamerun ist das Trägerwesen dahin geordnet worden, dass als Träger nur ausgewachsene, arbeitsfähige und gesunde Leute angenommen werden dürfen, dass auf einen Träger nicht mehr als 30 kg Höchstgewicht entfallen darf, dass Trägerkarawanen mit Geld oder Naturalien oder Tauschwaren hinreichend versehen sein müssen, dass die Ortschaften in der Nähe der Karawanenstrassen Verpflegung nach ortsüblichen oder behördlich festgesetzten Preisen zu liefern haben, dass die Träger zur Erreichung des Bestimmungsortes keine längere Zeit verwenden, als vom Gouvernement festgesetzt ist, und dass Karawanenführer, bei deren Karawanen wiederholt Ausschreitungen vorgekommen sind, nicht mehr als Karawanenführer verwendet werden dürfen. In Ost-Afrika (1907) kann zur Sicherung der Eingeborenen gegen Gewalttätigkeiten von Viehhändlern Hinterlegung einer Sicherheit gefordert werden. Für Süd-West-Afrika ist unterdes die langerwartete Kreditverordnung ergangen, die Kreditgeschäfte an die Genehmigung des Bezirks- oder Distriktsamts bindet. In Kamerun kann die Erlaubnis zum Wanderhandel versagt werden, wenn zu besorgen ist, dass die Zulassung weiterer Wanderhändler in einem Bezirke die Gefahr von Unruhen nach sich ziehen würde. Dass den Eingeborenen der Besitz roher Diamanten in Süd-West-Afrika verboten ist, wird auch dahin wirken, Gefahren vorzubeugen.

Dem physischen und moralischen Schutze der Eingeborenen dient das Vorgehen gegen die Verbreitung von Alkohol und gegen die Schlafkrankheit. In einer Denkschrift über die Bekämpfung des Alkoholwesens erklärt sich die Regierung bereit, Anregungen für Verschärfung der Verwaltungsmassnahmen durch die Mittel der Zölle, Produktionssteuern und -Beschränkungen, Verbrauchsbeschränkungen und -verbote, territoriale Sperre und Eisenbahntarife im weitesten Masse zu entsprechen.

Diese Negativen bilden die Grundlage für eine Festigung der Existenz der Eingeborenen, dem Roden des Urwaldes gleich, um den Boden für Kulturpflanzen aufnahmefähig zu machen. Die Bodenkultur bringen wir den Eingeborenen und die Geisteskultur. Und wie seine Vorgänger weist auch dieses Berichtsjahr wieder erhebliche Beträge auf, die den Eingeborenen-Pflanzungen, den Regierungsschulen, der Verbreitung der Deutschen Sprache dienen sollen; denn mehr und mehr stellt sich das Bedürfnis heraus, die

Kräfte der Farbigen als Handwerker und (in nicht immer bloss niederer Stellung) bei den Behörden, als tierärztliche Gehilfen, als Lehrer im Hinterlande nutzbar zu machen. In dieser Heranziehung und Heraufziehung der Eingeborenen erhebt sich freilich ein neues Problem, dessen Tragweite sich noch gar nicht übersehen lässt.

3. Abschnitt.

Kolonie und Ausland.

Anders als die Heimat sind ihre entfernte Glieder, die Kolonien, in das internationale Getriebe hineingestellt. Diese augenfällige Tatsache war ja in den Anfängen der kolonialen Bewegung für den Fürsten Bismarck im hohen Masse bestimmend, und wenn auch seine hiernach gerichtete Grundauffassung schon früh eine Änderung erfahren musste und die Kolonien auch organisatorisch näher an das Mutterland herangezogen wurden, so sind doch bis auf den heutigen Tag sehr wahrnehmbare Spuren z. B. in der z. T. gezwungenen Anlehnung unserer kolonialen Gerichtsverfassung an die konsulare geblieben. Liegt in dieser einseitigen Regelung nach internationalem Vorbilde nur ein Nachklang unklarer Vorstellungen, so ist es doch andererseits unverkennbar, dass wir für die Verwaltung in den Kolonien, zumal in Afrika, in manchen Punkten — ich denke z. B. auch an die Verbindung der Bahnlinien — einen Anschluss an die anderen kolonisierenden Staaten werden gewinnen müssen. Manche Anregungen, wie die des französischen Abgeordneten Lucien Hubert auf Berufung eines Kongresses für die Eingeborenenfrage, sind gewiss verständlich, doch verfrüht.

Die Notwendigkeit und der grundlegende Charakter internationaler Abkommen ist von der Regierung mit Recht stark betont in der Alkoholfrage, in der die Regierung, trotzdem erst 1906 eine Erhöhung des Zolls vereinbart ist, schon für die nächste Gelegenheit einen Antrag auf weitere Erhöhung ankündigt. Zur Bekämpfung der Schlafkrankheit die Afrikanischen Kolonialstaaten insgesamt zusammenschliessen, ist der englischen Regierung nicht gelungen. Immerhin ist wenigstens zwischen Deutschland und England für Ost-Afrika am 27. Oktober eine Vereinbarung zustande gekommen; sie bezweckt eine Verhinderung des Übertritts und eine Festhaltung verdächtiger Personen, sowie die Vernichtung der Nahrungsspender der *Glossina palpalis* (Krokodile usw.).

War für diese Abkommen der Schutz der Eingeborenen die treibende Kraft, so mahnen gerade die Vorgänge der jüngsten Zeit sehr deutlich, auch des Trutzes nicht zu vergessen. Leider ist es auch in der Waffenfrage nicht gelungen, ein umfassendes Abkommen, das eine stärkere Schutzwehr als die Bestimmungen in der Brüssler Antisklavereiakte (1890) bilden würde, zustande zu bringen; als da sind eine Ausdehnung der Vertragszone, Erhöhung der Einfuhrzölle, Aufsicht über die Waffenniederlagen oder gar Erlaubnis zur Durchsuchung der Schiffe. Hierüber hat sich die im Sommer in Brüssel zusammengetretene Konferenz nicht einigen können. Indessen ist eine Verschärfung der Bestimmungen insoweit doch vereinbart worden, als für vier Jahre die Einfuhr von Feuerwaffen und Munition jeder Art, sowie die Überlassung von Feuerwaffen und Munition (soweit es sich um Eingeborene handelt) völlig verboten ist. Das Verbot betrifft aber nur die Urwaldzone West-Afrikas, das ist Kamerun und die südlich und östlich angrenzenden Gebiete; wesentlich fällt von Nigerien, das allerdings wich-

tige Gebiet im Mündungsbogen des Crossflusses hinein; dagegen fällt nordöstlich die Verbotsgrenze etwa vom 7. Breitengrade ab mit der Grenze von Kamerun nach Französisch Kongo zusammen, so dass hier unser Schutzgebiet keine Deckung findet. (Vortrag v. 22. Juli.)

Dies alles, so wichtig, ja unerlässlich es auch ist, mag als Einzelheit erscheinen gegenüber der auch in diesem Berichtsjahre hervortretenden Tatsache, dass, wo es not tut, auch ein gemeinsames Vorgehen benachbarter Staaten eingeleitet worden ist. Das Zusammengehen deutscher und englischer Organe, um Morenga unschädlich zu machen, hat die Bahn gebrochen. Gegen Simon Copper hat sich die gleiche Massnahme bewährt. Bondels, die den Oranje überschritten hatten, sind von der Englischen Polizei festgehalten, die sog. Ortman-Bande ist von der Kapregierung ausgeliefert worden. Die Bande des Klein-Jacobus, die aus den Hottentottenlokalationen bei Warmbad ausgebrochen und nach einem Überfall auf eine Farm auf britisches Gebiet übergetreten war, ist dort festgenommen worden. Am Caprivizipfel gehen beide Staaten Hand in Hand; die Erlaubnis zum Durchzug für Deutsche durch das Betschuanaland ist eine ausserdem beachtenswerte Tatsache. Bei dem plötzlichen Aufflackern der Bandenbewegung im Dezember ist sofort ein gemeinschaftliches Vorgehen eingeleitet worden. Gegenseitigkeit konnten wir im Dezember auf Ersuchen des britischen Kommissars an der Westgrenze Kameruns in Süd-Nigerien üben. Alles dies ist nur der Verständigung im einzelnen Falle zu danken. Es wäre vielleicht vorzeitig auf Abschluss eines allgemeinen internationalen Vertrages nach dieser Richtung zu drängen. Notwendig ist es aber, die einzelnen Fälle des Zusammenwirkens in der Praxis sorgsam festzuhalten; denn sie sind die deutlichen Ansätze zu einer Neubildung im Völkerrechte, das hier den kolonialen Bedürfnissen Rechnung trägt und durch Einzelverträge wird ausgebaut werden können¹⁾ — zu einer interkolonialen Rechtshilfe. Als Freund der Menschheit soll das Recht am ehesten sich in der Not bewähren.

¹⁾ Darauf bin ich in meiner Schrift „Auslieferung und Nachteile nach deutschem Kolonialrecht“ 1906 näher eingegangen. Ergänzend möchte ich auf ein Abkommen zwischen Frankreich und Liberia hinweisen, das Liberia verpflichtet, in bestimmten Grenzdörfern Posten einzusetzen, wenn Liberia aber die Garnison nicht unterhalten könnte, Frankreich ein Besatzungsrecht gibt. (Journal officiel de la République française 1908 S. 1477, 1498.)

Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien.

Von Ph. Kuhn,

Stabsarzt beim Kommando der Schutztruppen im Reichskolonialamt, kommandiert zum Kaiserlichen Gesundheitsamt.

Allgemeines.

Über die im vorjährigen Bericht erwähnten Behörden, Institute usw. ist nichts Neues mitzuteilen.

Frauen-Verein vom roten Kreuz für die Kolonien. Der Frauenverein vom roten Kreuz hat Anfang 1909 zugleich mit einer Namensänderung seine Aufgaben in den Kolonien auf alle Gebiete der Hygiene erweitert. Er hiess bisher deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien. Der Verein wurde im April 1888 gegründet. An der Spitze steht Ihre Exzellenz Frau Staatsminister von Stephan. Der Verein hat schon viel Gutes für die Kolonien geschaffen. So hat er den Bau des Lienhardt-Sanatoriums in Wugiri durch hohen Beitrag ermöglicht, den Kindergarten in Windhuk und das Königin-Charlotte-Krankenhaus in Lome erbaut. Ferner hat er die ganze innere Einrichtung des Militärlazaretts in Windhuk, die Wäscheeinrichtung der Krankenhäuser in Anecho und Duala, die Einrichtung für das Genesungsheim auf der Insel Ulenge und die Wäscheeinrichtung für das Genesungsheim Suellaba gestiftet. Seit dem Jahre 1888 entsendet er in jährlich wachsender Zahl Schwestern in die Kolonien. Zur Zeit hat er 47 Schwestern entsendet, darunter 13 staatlich geprüfte Hebammen. Der Verein plant unter seinen nächsten Aufgaben die Errichtung eines Schwesternheimes in Südwestafrika und in Kiautschou, eine grossartige Erweiterung des Königin-Charlotte-Krankenhauses in Lome und den Bau eines Schwesternmutterhauses in Berlin.

Ärztliche Mission. Die missionsärztliche Tätigkeit hat in letzter Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen. In Tübingen ist ein missionsärztliches Institut im Bau begriffen. Es soll Missionsärzte heranbilden und die Missionare in der Krankenpflege unterweisen. In mehreren Orten Deutschlands, so in Berlin, wurden Vereine für ärztliche Mission gegründet.

Fortschritte der Tropenforschung. Hinsichtlich der Malaria-bekämpfung ist zu bemerken, dass immer mehr Ärzte in unseren Kolonien anfangen die grossen Chinindosen zu verlassen und Chinin in Viertel- und Fünftelgrammen in regelmässigen Zwischenräumen auf eine Reihe von Stunden verteilt zu verabreichen. So gibt man z. B. da, wo man früher 1 Gramm auf einmal gab, jetzt innerhalb von 4 oder 8 Stunden 4 Viertelgramm in Zwischenräumen von 1 bzw. 2 Stunden. Bei dieser Übung sind die Beschwerden, die das Chinin verursacht, wie Ohrensausen, Übelkeit, ganz gering, und die Chininfurcht der Bevölkerung schwindet immer mehr.

Es macht dem Verfasser ganz besondere Freude diese Tatsache mitzuteilen, da er seit dem Jahre 1898 immer wieder für die kleinen Chinindosen eingetreten ist.

Deutsch-Ostafrika.

Der Krankendienst, für den 34 Sanitätsoffiziere und 54 Sanitätsunteroffiziere zur Verfügung standen, spielte sich in den Gouvernementskrankenhäusern Daressalam und Tanga, im Lienhardt-Sanatorium in Wugiri, im Sewa-Hadji-Hospital für Farbige in Daressalam, und in den Krankenstuben zu Pangani, Bagamojo, Mohoro, Kilwa, Lindi, Songea, Mahenge, Iringa, Mpapua, Kondoa-Irangi, Kilimatinde, Udjidji, Usumbura, Muansa, Wilhelmsal und Moschi sowie in den Polikliniken ab.

Das Sanatorium auf der Insel Ulenge bei Tanga ist an einen Unternehmer verpachtet.

Krankheiten der Menschen.

Der Gesundheitszustand der Europäer war im Jahre 1906/07 in den meisten Bezirken gut oder befriedigend. Die Zahl der Todesfälle betrug 47, d. h. 2,19% der weissen Bevölkerung gegen 53 bzw. 2,15% im Vorjahr. Von den 42 Fällen, deren Todesursache bekannt ist, beruhen zudem noch 21, d. h. 50% nicht auf tropischen Krankheiten. Früher verschrieene Bezirke wie Muansa, Tabora, Udjidji u. a. berichten über bessere Zustände. Ungünstig lauten die Nachrichten in diesem Jahre nur aus Bismarckburg, auf dessen Karawanenwegen viel Malaria und Rückfallfieber herrschen.

Im Jahre 1907/08 starben 67 Weisse, bei einer Durchschnittsstärke von 2734 Köpfen, d. s. 2,45%. Dabei sind auch Frauen und Kinder mitgerechnet. Zum Vergleich seien die entsprechenden Sterbeziffern der letzten Jahrfünfte für Deutschland mitgeteilt: 1871/75: 2,82%, 1876/1880: 2,61%, 1881/85: 2,57%, 1886/1890: 2,44%, 1891/95: 2,33%, 1896/1900: 2,12%, 1901/05: 1,99%.

Wesentlich ungünstiger als über die Europäer lauten die Berichte über die Farbigen, insbesondere die Neger. Am ungünstigsten natürlich in den Aufstandsgebieten, wo auch nach der Beendigung des Kriegszustandes viele elend und verhungert Krankheiten zur Beute fielen.

Überall im Schutzgebiet wird geklagt, dass es nicht gelingt, Bergbewohner zu Arbeiten in der Ebene zu veranlassen, weil sie den Klimawechsel nicht vertragen. Das ist besonders bei den Wamatumbi, Wanguru, Wadschagga, Wabundali, Wakinga und Wanjaruanda der Fall, wahrscheinlich auch bei vielen anderen. Da diese Bergvölker durchweg arbeitsame, kräftige Stämme sind, so werden die Unternehmungen an der Küste und in den fruchtbaren Tiefebene unangenehm betroffen. Die Ursachen liegen vermutlich in dem Wechsel des Klimas, der Nahrung, des Wassers und der damit verbundenen Darm- und Magenstörungen, sowie in Malaria und Rückfallfieber.

Die Malaria ist nach wie vor die Hauptkrankheit des Schutzgebiets. Die Bekämpfung der Krankheit in den grössten Küstenplätzen, in Daressalam und Tanga, wurde wie in den letzten Jahren durch die Chininbehandlung der parasitenbehafteten Bevölkerung unermüdlich fortgesetzt.

Daressalam. Die erprobte Blockeinteilung des Arbeitsfeldes wurde in den Jahren 1906/07 und 1907/08 beibehalten, ebenso blieb der Umfang der in die Bekämpfung einbezogenen Stadtteile der gleiche. Im ersteren Jahre

waren zwei mit den mikroskopischen Untersuchungen vertraute Schwestern, sowie ein seit Beginn der planmässigen Bekämpfung erprobter Goanese nebst 4 farbigen Hilfskräften unter Leitung eines Sanitätsoffiziers tätig, im letzten Jahre standen durchschnittlich nur drei Personen zur Verfügung. Um einen Überblick zu haben, welchen Umfang diese Arbeiten angenommen haben, sei erwähnt, dass im ganzen während des Jahres 1906/07 16675 Blutpräparate untersucht wurden, von denen 1630 die Erreger der Malaria aufwiesen, das sind etwa, 9, 8% der Untersuchten. Auf die Erwachsenen entfielen hiervon 11518 mit 498 das sind 4,03% Parasitenbefunden und 3234 Kinder mit 613, das sind 18,9% Befunden. Ausserdem meldeten sich noch 610 Eingeborene krank. Durch diese Arbeiten und durch Begiessen der Anophelesbrutstätten mit Saprol wurde es zwar erreicht, dass das Fieber in Daressalam in mässigen Grenzen blieb, eine Ausrottung der Malaria ist jedoch allein durch diesen Weg nicht möglich. Es müssen, wie bereits im vorjährigen Bericht ausgeführt wurde, grosszügige Gesundungsarbeiten im Gelände vorgenommen werden, für die es leider noch an den nötigen Mitteln fehlt.

Auch in Tanga wurde in der gleichen Weise wie in den Vorjahren mit der Bekämpfung durch planmässige Chininbehandlung der Bevölkerung fortgeföhren. Die Stadt ist hierbei in 7 Bezirke eingeteilt. Durch die Arbeit ist nur eine Eindämmung des Fiebers, keine Beseitigung erreicht. Die Malariabekämpfung beschränkte sich jedoch nicht auf die Behandlung der malariebehafteten Farbigen mit Chinin, sondern versuchte auch die Vernichtung der Moskitolarven. Auf die nach stärkerem Regen entstandenen Wasseransammlungen wurde Petroleum gegossen, und auf den zahlreichen unbauten Grundstücken der sehr auseinander gezogenen Stadt alles Buschwerk und Gras von Zeit zu Zeit geschnitten. Einen grossen Fortschritt in der Gesundung der Stadt bedeuten die gemauerten Abflussgräben, mit denen in einzelnen Stadtteilen der Anfang gemacht ist.

Aus dem Jahre 1907/08 wird berichtet, dass in den Europäerwohnungen der Drahtschutz gegen die Mücken immer mehr in Anwendung kommt.

Das **Schwarzwasserfieber** hat wiederum etwas abgenommen, es kamen unter den Europäern während des Jahres 1906/07 etwa 2% Erkrankungen auf die durchschnittliche Stärke der Bevölkerung von 2142 Köpfen, alle traten nach der Einnahme von Chinin auf. Von den Erkrankten starben 6, also etwa der siebente Teil. Im Jahre 1907/08 erkrankten bei einer Iststärke von 2734 im ganzen 59, d. i. 2,15%. Davon starben 6, also etwa der zehnte Teil.

Die **Pocken** kamen in grösseren Epidemien 1906/07 nicht vor. 1907/08 trat eine Epidemie in Daressalam auf. In allen Bezirken des Schutzgebiets wurden, auch ohne dass Erkrankungen an Pocken vorkamen, die Impfungen der Eingeborenen fortgesetzt, die sich meist willig dazu stellten. Im ganzen wurden im Jahre 1906/07 33480 Farbige geimpft, davon waren 1220 bereits früher geimpft. 1907/08 sind die entsprechenden Zahlen: 86426 (2075). Die meisten Eingeborenen wurden im Innern geimpft, während in den grösseren Küstenbezirken der Mangel an Personal, das durch die europäische Bevölkerung in Anspruch genommen ist, die Vornahme zahlreicher Impfungen verhinderte. Ein grosser Teil der Innenstationen wurde mit frischbereiteter Lymphe aus Tabora versehen.

Die **Ruhr** ist, sowohl bei den Europäern wie bei den Farbigen zurückgegangen. Immerhin ist sie unter den Eingeborenen noch recht gefährlich.

Denn während an Malaria z. B. im Jahre 1906/07 nur 6 Todesfälle unter den 952 behandelten Schwarzen gemeldet wurden, starben an Ruhr 49 von 143 behandelten. 1907/08 starben von 1519 behandelten eingeborenen Malariakranken 10, von 92 Ruhrkranken dagegen 13.

Das **Rückfallfieber** hat auch im Zwischenseengebiet in den letzten Jahren besonders an den Verkehrsstrassen grosse Ausbreitung gefunden.

Als verseucht sind folgende Verkehrsstrassen zu bezeichnen: Strasse Bukoba-Ussuwi-Ruanilofähre (Ruwuwu) -Mugera-Usumbura und Strasse Usumbura-Kajagga (Nordende des Tanganjika-Sees) -Tschiwitoke-Ischangi. Kajagga gilt als Hauptherd. Auch in Kisenje am Nordende des Kiwu-Sees kommt Rückfallfieber vor. Ferner herrscht es an den deutschen Tanganjika-Küsten, besonders an den Küsten der Südhälfte des Sees, wo die Lager der Gummihändler Seuchenherde sind. Stark heimgesucht sind die vier Missionsstationen am Südtanganjika Karema, Utinta, Kirando und Kala. Im Jahre 1907/08 ist die Seuche auch in Kilwa und Daressalam häufiger aufgetreten. Verschont scheinen noch Pangani, Bagomojo, Tanga, Wilhelmstal und Moschi. Die Verbreitung geschieht besonders dadurch, dass die Eingeborenen die Zecken in den dicken Matten, dem Schuhwerk und den Gamaschen verschleppen.

In Muansa hatte sich die Seuche ebenfalls während des Jahres 1906 sehr verbreitet, und zwar besonders in einem ziemlich begrenzten Stadtviertel. Dieses Viertel wurde abgebrochen, die eingerissenen Hütten verbrannt und die Errichtung neuer Hütten dort verboten. Seitdem sind keine neuen Fälle aufgetreten.

Pest. In den alten Pestherden an der Grenze von Uganda und in Uhehe sind keine neuen Erkrankungen zur Kenntnis der Behörden gelangt. In Muansa kamen während des Jahres 1906/07 6 Fälle vor, die durch einen englischen Dampfer eingeschleppt waren und alle tödlich verliefen. Eine Verbreitung der Seuche konnte verhindert werden. Der verseuchte Stadtteil wurde ebenfalls niedergelegt und ein energischer Feldzug gegen die Ratten begonnen: in zwei Monaten wurden 38788 Stück gefangen. In neuester Zeit ist die Pest in Daressalam aufgetreten und hat eine grosse Beunruhigung sowohl in der Kolonie wie in der Heimat hervorgerufen. Ende September 1908 erkrankte dort ein Schwarzer, unter pestverdächtigen Erscheinungen; er stammte aus der Gegend von Port Florence, war bereits $\frac{3}{4}$ Jahre fern von seiner Heimat und hatte zuletzt in Morogoro gearbeitet. Es verflossen einige Wochen, ohne dass sich ein neuer Fall ereignete, auch pestbehaftete Ratten wurden nicht gefunden. Am 21. Oktober starb dann ein Negermädchen, das bei einem Araber bedienstet war, nach nur zweitägiger Krankheit an der Pest. Da das Mädchen niemals aus der Stadt gekommen ist, muss die Infektion in Daressalam stattgefunden haben. Die Pest scheint von Zanzibar, nicht von den alten Pestherden am Viktoria Nyanza eingeschleppt worden zu sein. Auch im November und Dezember 1908 sind vereinzelte Pestfälle festgestellt worden. In Daressalam sind schon mit Rücksicht auf die in Zanzibar herrschende Seuche seit längerer Zeit Vorbereitungen für den Fall der Einschleppung von Pest getroffen. So ist im Hafen auf einer kleinen Insel eine Quarantänestation angelegt, seit 1906 ist ein Claytonapparat auf einer Barkasse zum Entratten der Schiffe tätig und ferner ist ein besonderes bakteriologisches Laboratorium für Pestarbeiten errichtet.

Der **Aussatz.** Der Aussatz tritt unter den Eingeborenen neuerdings besonders stark am Nordende des Njassa auf. In Langenburg bestehen

jetzt 7, im Bezirk Iringa 2 Lepraheime, alle unter der Leitung der Mission. Auch in Kilwa ist ein neues Heim während des Jahres 1907/08 errichtet. Auch im Bezirk Mahenge hat sich die Notwendigkeit eines Heimes herausgestellt.

Die Schlafkrankheit hat sich immer weiter ausgebreitet und herrscht jetzt in folgenden Gegenden:

1. Im Bezirk Muansa am Ostende des Viktoriasees sind die Landschaften Schirati und besonders die am Flusslauf des Mori gelegenen Landschaften Kirungu und Mtegi verseucht.

2. Im Bezirk Bukoba sind die Sultanate Kisiba, Bugabu, Buddu, Kiamtwara und die Insel Bumbide ergriffen.

3. Das Ausbreitungsgebiet der Seuche am deutschen Tanganjika entspricht dem Ansiedlungsgebiet der Einwanderer aus dem Kongostaat, soweit es von der Glossina palpalis bewohnt ist.

Die Schlafkrankheit herrscht hier an den Urundi-Küsten des Bezirks Usumbura vom Ras Lubibi bis zur Südgrenze des Bezirks (Msalabach) und an den Seeküsten Lukalangas des Bezirks Udjidji mit Ausnahme der glossinenfreien Küste der Landschaft Bugere.

Die Küsten der Landschaft Udjidji vom Msalabach bis zur Bucht von Kigoma sind wahrscheinlich auch infiziert. Die Küste Karagos südlich der Malagarasimündung muss als verdächtig bezeichnet werden.

Für den erstgenannten Bezirk ist ein Schlafkrankenlager in Schirati, für den Bezirk Bukoba ein Hauptlager in Kigarama und ein Lager in Kischangi, für den Tanganjika 3 Lager in Niansa, Usumbura und Udjidji eingerichtet. In diesen Lagern werden die Kranken behandelt, hauptsächlich mit Atoxyl. Leider schwinden die Hoffnungen, mit diesem Mittel die Krankheit zum Stillstand zu bringen, immer mehr.

Auch der Bezirk Bismarckburg am Südtanganjika ist schwer bedroht, ganz besonders der Ort Karema, welcher einen lebhaften Schiffsverkehr besonders mit der kongolesischen Seite des Sees unterhält. Überall sind Schlafkranke aus dem Kongogebiet und aus den verseuchten deutschen Gebieten an die Küste zugezogen, die Seuche hat aber hier noch nicht festen Fuss gefasst.

Grosse Gefahr droht auch von Süden, wo die Schlafkrankheit vom englischen Gebiet vorrückt.

Zur Bekämpfung der Seuche sind jetzt fünf Sanitätsoffiziere mit einer entsprechenden Anzahl von Sanitätsunteroffizieren kommandiert. Zu erwähnen ist, dass sich einer der Sanitätsunteroffiziere in Usumbura angesteckt hat, sich jedoch auf dem Wege der Heilung befindet.

Ausser durch die Isolierung und Behandlung der Schlafkranken mit Atoxyl sucht man der Krankheit durch die Bekämpfung der Glossina palpalis Abbruch zu tun. Man beseitigt ihre Schlupfwinkel, das dichte Gestrüpp und Unterholz an den Ufern der Seen und der einmündenden Flüsse und vernichtet oder vertreibt die Tiere, von denen sie lebt; das sind besonders die Krokodile und grossen Eidechsen.

Zwischen der deutschen und der englischen Regierung ist inzwischen folgende Vereinbarung zwecks wirksamer Bekämpfung der Seuche in den beiderseitigen Besitzungen Ostafrikas getroffen: Die genannten Regierungen werden:

1. Insoweit ausführbar, Massnahmen dahin treffen, dass solche Eingeborenen der beiderseitigen Gebiete, welche an Schlafkrankheit leiden oder

bei welchen der wohlbegründete Verdacht für das Vorliegen der Schlafkrankheit besteht, verhindert werden, in das Gebiet der anderen Macht überzutreten.

2. Insoweit ausführbar, Massnahmen dahin treffen, dass alle Eingeborenen, welche aus dem Gebiete der einen Macht in das der anderen Macht kommen und bei denen auf Grund ärztlicher Untersuchung die Schlafkrankheit festgestellt wird, im Gebiete derjenigen Macht, in dem sie im besagten Zustande angetroffen werden, festgehalten oder gesondert untergebracht werden.

3. a) Insoweit ausführbar, Massnahmen dahin treffen, dass alle Eingeborenen innerhalb ihrer beiderseitigen Gebiete verhindert werden, vom Gebiet der einen Macht in Gebietsteile der anderen Macht, die für infiziert erklärt worden sind, überzutreten. b) Sich gegenseitig schnellmöglichst Mitteilung von den für infiziert erklärten Gebietsteilen machen.

4. Insoweit es die örtlichen Verhältnisse gestatten, innerhalb der beiderseitigen Gebiete nach benachbarten Punkten auf beiden Seiten der gemeinsamen Grenze gesonderte Lager zwecks Aufnahme und Behandlung solcher Eingeborenen errichten, die schlafkrank sind oder unter dem Verdacht der Schlafkrankheit stehen oder der Ansteckung durch die Schlafkrankheit ausgesetzt gewesen sind.

5. Jedwede ausführbare Massnahme treffen, um in den beiderseitigen Gebieten Krokodile und sonstige Wandertiere zu vernichten, die nach begründeter Annahme als Nahrungsspender der *Glossina palpalis* in Betracht kommen.

6. Das Abkommen tritt am 1. Januar 1909 in Kraft. Das Abkommen wird für die Dauer von drei Jahren abgeschlossen und gilt solange jedesmal als für ein Jahr erneuert, als es nicht 6 Monate vor dem Ablaufe der Gültigkeitsfrist von einer Seite gekündigt wird.“

Bei Zeichnung des Abkommens zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in Ostafrika wurde noch das Einverständnis beider Regierungen über folgende Massnahmen zur Ausführung des Abkommens festgestellt.

„1. Den beiderseitigen Ärzten und Beamten, welche Konzentrationslager leiten, sollen gegenseitige Besuche zur Aussprache über ihre gegenseitigen Erfahrungen empfohlen werden.

2. Für jede Gegend, in der die Krankheit auftritt, bleibt zu erforschen, welche wandernden Tiere es sind, von deren Blute die *Glossina palpalis* lebt; nach dem Ergebnis bleiben örtliche Massnahmen zur Ausrottung oder Vertreibung der Tiere aus den von der Krankheit heimgesuchten Gegenden zu vereinbaren. Dabei muss selbstverständlich von der Ausrottung wirtschaftlich wertvoller Tiere möglichst abgesehen werden.“

Die **Geschlechtskrankheiten** herrschen in der Kolonie nach wie vor sowohl unter den Eingeborenen wie unter den Europäern.

Im Bezirk Bismarckburg klagen Eingeborene sehr über die durch Händler eingeschleppte Syphilis. Vielleicht hängt damit die enorme Kindersterblichkeit zusammen, die dort beobachtet wird.

Die **Frambösie** wird ebenfalls unter den Eingeborenen immer mehr festgestellt. Der Krankheitserreger, eine dem Erreger der Syphilis ähnliche Spirochäte, gelangt durch kleine Wunden in den Körper.

Der **Unterleibstypus** zeigte im Jahre 1908 mehrere kleine Ausbrüche in Tanga und Morogoro. Auch in Daressalam trat ein Fall auf.

Die **Wurmkrankheit** trat im Jahre 1906/07 in den Küstenbezirken besonders in Tanga und Rufiji recht stark auf. Im Oktober vermehrten sich im Tiefland des Bezirks Wilhelmstal die Fälle beim Wegebau derartig, dass ein eigenes Lazarett in Kassiga bei Mombo für 200 Kranke errichtet wurde. Am raschesten erlagen ihr die dort beschäftigten Kriegersarbeiter aus dem Süden, von denen fast ein Drittel starben. Da die Krankheit immer mehr um sich griff, wurden die für die Plantagen bestimmten Arbeiter aus dem Süden vor der Abreise in Daressalam auf Wurmkrankheit untersucht und die Kranken sowie Verdächtigen zurückgehalten. Im Jahre 1907/08 erfuhr die Krankheit noch eine erhebliche Zunahme; von 354 (mit 76 Todesfällen) ist sie auf 797 Fälle (mit 103 Todesfällen) hinaufgeschneilt. Die Wurmkrankheit bedeutet eine ernste Gefahr für das Schutzgebiet, da sie sich durch die Gleichgültigkeit der Eingeborenen immer weiter verbreitet. Eine energische Bekämpfung durch Thymolbehandlung, Anlage von Aborten und andere hygienische Massnahmen ist eingeleitet.

Von den vielen durch tierische Schmarotzer hervorgerufenen Krankheiten spielten in den beiden letzten Jahren in Tabora, Daressalam, Tanga, Lindi und besonders in den Matengobergen bei Neu-Langenburg die Bilharziakrankheit, ferner die Sandflohplage im ganzen Schutzgebiet eine erwähnenswerte Rolle.

Viehkrankheiten.

Der veterinärärztliche Dienst wurde durch 2 Gouvernementstierärzte wahrgenommen. Auch beteiligten sich die Sanitätsoffiziere vielfach an der Bekämpfung von Viehseuchen.

Die **Tsetsekrankheit** versucht man besonders auf Vorschlag von R. Koch immer mehr dadurch zu bekämpfen, dass man einerseits den Busch ausrodet und den Tsetsefliegen ihren Unterschlupf nimmt, andererseits das Grosswild beseitigt, welches ihnen das Blut liefert. Aus der letzten Massregel ist in Deutschland der Schluss gezogen worden, dass alles Grosswild in Ostafrika vernichtet werden solle. Das ist natürlich nicht beabsichtigt. Man will das Wild aus den Tsetsegegenden möglichst nur vertreiben.

Das **Küstenfieber** ist doch viel mehr verbreitet, als ursprünglich angenommen. Es tritt bald hier, bald da auch im Innern in heftigen Epidemien auf, den Rinderbestand ganzer Gegenden völlig vernichtend. Nach den neuesten Feststellungen ist die Seuche beobachtet: an der Küste in Bagamojo, Daressalam, Kilwa, Juani, im Innern im Kwai, Mwembe, Nordpare, Kilema, Moschi, Kibonoto, Aruscha, Ngaremtoni, Ufomi, Mangati, Kondoa- Irangi, Mlali und Gairo bei Mpapua, Kilossa, Ikoma, Muansa, Ruanda.

Das Küstenfieber wird durch Zecken übertragen. Tiere, welche die Krankheit überstehen, sind immun. Die Heftigkeit der Seuche ist zunächst von der Höhenlage abhängig. An der Küste und in den unter 1300 m Höhe gelegenen Gegenden sterben bei einem plötzlichen Auftreten (Epidemie) 80—100 Prozent einer befallenen Herde in einigen Wochen; von dauernd verseuchten Herden (Endemie) 60—90 % der Nachzucht während des ersten Lebensjahres. In den Hochländern ist der Verlauf der Seuche bei einer Epidemie viel langsamer, bei dauernder Verseuchung sterben hier nur 15 % der Nachzucht im ersten Lebensjahr.

Ferner hat die Jahreszeit einen bedeutenden Einfluss. Nach dem Eintritt der Regenzeit werden Erkrankungen viel häufiger beobachtet als in der Trockenzeit. In der Regenzeit ist die Entwicklung der Zecken begünstigt

und infolge des hohen Grases ihr Überspringen auf die Tiere erleichtert. Drei Tatsachen sind für die Bekämpfung der Seuche von grosser Wichtigkeit.

1. Die Erfahrung hat in Ostafrika gelehrt, dass eine Weide durchschnittlich ein Jahr nach dem letzten Seuchenfall als rein anzusehen ist.

2. Die Krankheit bricht durchschnittlich 12 Tage nach der Ansteckung eines Tieres aus.

3. Eine Zecke braucht, wenn sie sich an einem kranken Tier festgesaugt hat, durchschnittlich 24 Tage weiterer Entwicklung, ehe sie ansteckungsfähig ist.

Man verfährt nun folgendermassen, wenn eine bisher gesunde Herde befallen wird: Die kranken Tiere bleiben auf der verseuchten Weide, die noch nicht fiebrigen Tiere kommen auf eine frische Weide und werden hier 24 Tage beobachtet. In dieser Zeit müssen die etwa angesteckten Tiere sichtbar erkranken, eine weitere Ansteckung kann aber nicht eintreten. Falls auf der zweiten Weide noch Tiere erkrankt sind, so ist eine dritte gesunde Weide mit den gesunden Tieren aufzusuchen. Die Weiden, auf denen die kranken Tiere standen, werden ein Jahr lang unbezogen gelassen. Da wo Küstenfieber einheimisch ist und die Weiden weit und breit befallen sind, muss an die Stelle der gesunden Weiden die Stallhaltung treten. Auf dem eben geschilderten Wege, mit dem die Seuche in Transvaal wirksam bekämpft worden ist, hofft man auch in Deutsch-Ostafrika auf Erfolge, die sich jedoch infolge des Mangels an Personal und infolge der Unzuverlässigkeit der eingeborenen Viehbesitzer nur sehr allmählich zeigen werden.

Ziegenseuche. In einigen Gegenden, so in Issansu, Iraku, trat eine ansteckende Lungen- und Brustfellseuche der Ziegen auf, welche durch Absperrungsmassregeln eingeschränkt blieb.

Pferdesterbe wurde 1906/08 viel weniger als früher beobachtet. 1907 wurde zum ersten Male beobachtet, dass auch die Zebroide erkranken; es starb ein Abkömmling eines Pferdehengstes und einer Zebrastute.

Texasfieber ist wie früher unter dem Rindvieh häufig, Verluste sind jedoch nicht gemeldet.

Neu festgestellt wurden im Jahre 07/08 in Mpapua, Kilimatinde, Moschi und Tabora das **bösartige Katarrhalfieber** der Rinder und in der Landschaft Pawagga (Uhehe) der **Milzbrand**. Die erstgenannte Krankheit ist nicht sehr ansteckend und kann durch Weidewechsel zum Erlöschen gebracht werden. Der Milzbrand erfordert energische Massnahmen, wenn er nicht weitergeschleppt werden soll.

Südwestafrika.

Am Anfang des Berichtsjahres 1907/08 wurde der Gesundheitsdienst im Schutzgebiet versehen von: 78 Militärärzten, 2 Regierungsärzten, 4 Bahnärzten, 1 Militärzahnarzt, 7 Militärapothekern, 320 Mann Sanitätspersonal, 11 freiwilligen Krankenpflegern vom roten Kreuz, 12 evangelischen Schwestern vom roten Kreuz, 4 katholischen Schwestern.

Durch die ständige Verminderung der Schutztruppe konnte auch Sanitätspersonal heimgesandt werden, so dass sich am Ende des Berichtsjahres folgender Bestand ergab: 41 Militärärzte, 2 Regierungsärzte, 2 Privatärzte, 4 Bahnärzte, 1 Militärzahnarzt, 3 Militärapotheker, 1 Lazarettinspektor,

99 Mann Sanitätspersonal. Vom 1. Oktober 1908 an sind nur 25 Sanitäts-offiziere in der Schutztruppe etatsmässig.

Krankenanstalten: Im April 1907 waren folgende Sanitätsanstalten in Tätigkeit: 11 Garnisonlazarette, 6 Krankensammelstellen, 3 militärische bakteriologische Institute, 1 chemisches Laboratorium, 4 Sanitätsdepots, 1 Regierungskrankenhaus in Swakopmund, 1 von der katholischen Mission in Windhuk gebautes Krankenhaus.

Ende März 1908 bestanden folgende militärische Sanitätsanstalten: je 1 Garnisonlazarett in Windhuk, Swakopmund, Keetmanshoop, Warmbad; je 1 Garnisonlazarett in Lüderitzbucht und Otavi, die im Laufe des nächsten Berichtsjahres aufgelöst werden; 1 Feldlazarett in Arahoab und 1 Krankensammelstelle in Gochas, die nur während der Kalahari-Expedition eingerichtet waren und am Anfang des Berichtsjahres 1908/09 aufgelöst wurden; 1 bakteriologisches Institut in Windhuk, 1 chemisches Laboratorium in Windhuk.

26 Revierstuben: a) im Nordbezirk: 1. Namutoni, 2. Zessfontein, 3. Outjo, 4. Otavi, 5. Otjiwarongo, 6. Okahandja, 7. Omaruru, 8. Otjituo, 9. Swakopmund, 10. Karibib, 11. Windhuk, 12. Gobabis, 13. Arahoab; b) im Südbezirk: 1. Maltahöhe, 2. Chamis, 3. Lüderitzbucht, 4. Buchholzbrunn, 5. Keetmanshoop, 6. Kanus, 7. Hasuur, 8. Warmbad, 9. Kalkfontein, 10. Ukamas, 11. Wasserfall, 12. Aubes, 13. Hudap.

4 Sanitätsdepots: 1. Hauptsanitätsdepot Windhuk, 2. Sanitätsdepot Keetmanshoop (1 und 2 sind nur dem betreffenden Obermilitärarzt und dem Sanitätsamt unterstellt); 3. Sanitätsdepot Swakopmund, 4. Sanitätsdepot Lüderitzbucht (3 und 4 sind den gleichnamigen Lazaretten angegliedert und den Chefärzten unterstellt).

Ausserdem 1 Regierungskrankenhaus Swakopmund, je ein von der katholischen Mission gebautes Krankenhaus in Windhuk und Swakopmund und das Wöchnerinnenheim Elisabethhaus in Windhuk.

Krankheiten der Menschen.

Der **Typhus** und die **Ruhr** treten immer noch vereinzelt im Schutzgebiet auf. Immer mehr häufen sich die Beobachtungen, dass die Fliegen als Überträger bei beiden Krankheiten eine Rolle spielen. Unter den Eingeborenen ist der **Skorbut** besonders an den beiden Küstenplätzen noch immer ziemlich häufig. Die **Malaria** ist weiter durch die Massnahmen der Rosschen Methode und durch die Chininprophylaxe bekämpft worden und hat keine erhebliche Ausbreitung genommen.

Leider herrscht nicht nur unter den Eingeborenen, sondern auch unter den deutschen Familien eine erhebliche **Kindersterblichkeit**. Die Kinder erliegen hartnäckigen Magen- und Darmkrankheiten in den ersten Lebensjahren. Zu einem grossen Teile trägt hieran die Unkenntnis der jungen Ansiedlerfrauen mit der Säuglingspflege Schuld.

Glücklicherweise erweist es sich von Jahr zu Jahr mehr, dass das Wöchnerinnenheim in Windhuk, das Elisabethhaus, einen grossen Segen für das Schutzgebiet bedeutet. Es ist von der deutschen Kolonialgesellschaft erbaut und trägt seinen Namen nach der verewigten Gemahlin des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg. Es bietet den Farmerfrauen Aufnahme und ärztliche Hilfe zur Entbindung und Anleitung zur Kinderpflege.

Hinsichtlich der Frage, ob Südwestafrika zur Aufnahme **Lungenkranker** geeignet ist, ist eine neue Erfahrung der Kapkolonie zu verzeichnen, welche ein näheres Eingehen erfordert. In dem letzten Jahresbericht des Medical

Officer of Health 1906 wird über eine beunruhigende Verbreitung der Tuberkulose in der Kapkolonie, namentlich unter der eingeborenen Bevölkerung berichtet.

Die Krankheit ist ohne Zweifel durch die zahlreichen Lungenkranken eingeschleppt worden, welche seit Jahren die Karru zur Heilung ihres Leidens aufsuchen. Sie hat sich infolge der Sorglosigkeit der Kranken, der Unwissenheit der Pflegenden und infolge des Fehlens wirklicher Vorbeugungsmassnahmen unter den Eingeborenen mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet und ergreift bereits auch die weisse Bevölkerung. Aus fast allen Distrikten melden die Medizinalbeamten die gleiche Gefahr. In George ist „die Schwindsucht vorherrschend und stellt alle anderen Krankheiten in den Schatten. 33% der Todesfälle müssen ihr zugeschrieben werden. Sie herrscht besonders unter den Eingeborenen, nimmt aber auch unter den Europäern zu“. In Bathurst „macht sie einen grossen Teil der Sterblichkeit aus und ist noch in Zunahme begriffen.“ In Beaufort West „herrscht sie in einer beunruhigenden Weise“. Kaum ein Distrikt ist ausgesprochen frei von den Verheerungen der Krankheit. Die den Berichten beigegebenen Statistiken veranschaulichen diese Feststellungen am besten. Auf das Tausend der europäischen und farbigen Bevölkerung starben an Tuberkulose im Jahre 1904:

	Europäer	Farbige
Cape Town	1,85	6,36
Worcester	1,11	8,84
Malmesbury	1,02	11,38
Colesberg	1,03	12,40
George	1,64	10,73
Kimberley	2,50	6,88
De Aar	3,66	9,65
Oudtshoorn	2,17	10,63
Burghersdorp . . .	3,12	10,55
Cradock	3,27	7,01
Beaufort West . . .	6,34	14,37

Wie ist es möglich gewesen, dass der Tuberkelbazillus sich so in einem Klima eingenistet hat, das eines der besten der Welt ist? Der Bericht gibt die Antwort darauf: Dichtes Zusammenwohnen, das Hausen der Schwarzen in schlecht gelüfteten, dunklen Hütten, der übliche Lehmfussboden, die Unsitte des Ausspeiens, der allgemeine Schmutz und die Unkenntnis der Gesundheitsregeln, das freie Austauschen der Decken, Pfeifen und Essgeräte, die allgemeine Gewohnheit, sich nachts die Decke über den Kopf zu ziehen, die Annahme europäischer Kleidung und Sitten, Trunksucht und Laster, ungenügende Ernährung und die Ansteckung in den Schulen. Ferner ist zu bedenken, dass die eingeborenen farbigen Rassen weniger Widerstandskraft gegen die Krankheit haben als die Weissen, welche letztere seit Jahrhunderten gegen diese Geissel kämpfen und einen gewissen Grad von Widerstandskraft erlangt haben. Zu den Schwarzen kommt die Tuberkulose als eine neue Krankheit und besetzt einen neuen Boden mit aller Gewalt. Auf jeden an der Schwindsucht tödlich erkrankten Weissen kommen sechs Todesfälle unter den Farbigen. Der Durchschnitt der Todesfälle an Tuberkulose in den 60 grössten Orten der Kapkolonie im Jahre 1904 ist 1,53 auf das Tausend der Bevölkerung, während er in England und Wales in demselben Jahr 1,63 beträgt. Wenn man bedenkt, dass die klimatischen

Faktoren und die Lebensweise in Südafrika viel gesünder sind, so muss man nicht nur um das Schicksal der Schwarzen ernste Sorgen tragen, sondern auch für die Weissen fürchten, welche durch die Dienstboten angesteckt werden.

Aus alledem folgt, dass in Südwestafrika bei der Einwanderung Tuberkulöser die grösste Vorsicht gegenüber der Ansteckungsgefahr für die Eingeborenen am Platze ist; denn die Eingeborenenniederlassungen sind in Südwestafrika jetzt nach ihrer Art und nach dem Charakter ihrer Bewohner kaum verschieden von denen der Kapkolonie.

Natürlich drängt sich die Frage auf, ob die Gefahr für die eingeborene Bevölkerung so gross anzuschlagen ist, dass man den Gedanken der Entsendung von Lungenkranken nach Südwestafrika überhaupt fallen lassen muss. Ich glaube einstweilen nicht mit Ja antworten zu müssen, weil der traurige Zustand in der Kapkolonie wohl auf das Fehlen jeglicher, sei es öffentlicher, sei es privater, hygienischer Fürsorge zurückzuführen ist, unser Schutzgebiet aber Zeit hätte, alle Vorsichtsmassregeln zu treffen.

[Viehkrankheiten.]

Im Jahre 1906/07 erfuhren die Viehseuchen überall im Schutzgebiet einen Rückgang, da einerseits der Frachtverkehr zurückging und andererseits die Trennung der zusammengetriebenen Viehbestände und ihre Verteilung auf die Farmen vor sich ging. So hat der Milzbrand, der Rotz und die Räude erheblich abgenommen, der Verlust an Lungenseuche war gering. Mehrfach kamen Geflügelkrankheiten zur Beobachtung, die von Kapstadt eingeschleppt waren.

Eine neue Gefahr droht dem Rindviehbestand der Kolonie, das Küstenfieber, das wir oben bei der Besprechung der Viehkrankheiten von Deutsch-Ostafrika eingehender betrachtet haben, und das in Natal und Rhodesia wütet. Das Gouvernement von Südwestafrika hat sich bereits zu einem Einfuhrverbot für Rindvieh aus dem Betschuanaland veranlasst gesehen. Sollte die Seuche in der Kapkolonie auftreten, wohin ihr bisher das Eindringen durch einen doppelten Drahtzaun an der Grenze verwehrt worden ist, so müsste auch eine Absperrung gegen die Kapkolonie erfolgen.

[Kamerun.]

Das Medizinalwesen des Schutzgebietes gliederte sich 1907/08 in das der Zivilverwaltung angehörige und das Militärmedizinalwesen der Kaiserlichen Schutztruppe.

Nach dem Etat standen zur Verfügung:

- a) an Regierungsärzten: 4 für Duala, Viktoria, Kribi, Jaunde;
- b) an Militärärzten: 1 Oberstabsarzt als Chefarzt, 4 Stabsärzte, 6 Oberärzte, 4 Assistenzärzte.

Von europäischem Personal waren ausserdem zur Verfügung:

- a) beim Zivilsanitätswesen: 1 Lazarettinspektor, 1 Verwalter des Sanatoriums Suellaba, 1 Heilgehilfe für Duala, 3 Pflegeschwestern vom deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien;
- b) beim Militärsanitätswesen: 1 Sanitätsfeldwebel, 7 Sanitätssergeanten, 12 Sanitätsunteroffiziere.

An farbigem Personal standen ausserdem zur Verfügung: 27 vertragsmässig angestellte Heilgehilfen (davon für den Regierungsarzt in Duala 13,

Viktoria 4, Kribi 3, Jaunde 1; ausserdem für die Stationen Lomie 2, Jolodorf 1, Jabassi 1, Idea 1, Buea 1).

Sanitätskolonnen waren eingerichtet für Duala, Viktoria, Kribi und Jaunde.

Ausser in Duala ist jetzt auch in Viktoria ein Regierungskrankenhaus für Europäer. Das Krankenhaus in Kribi nähert sich seiner Vollendung. Das Erholungsheim in Suellaba ist stark besucht.

Krankheiten der Menschen.

An den Hauptorten der Kolonie schreitet die Besserung der Gesundheitsverhältnisse tüchtig weiter.

In Duala hat die Sanierung der Sümpfe zwischen Bell- und Akwa-stadt Fortschritte gemacht. Die Stadt verdient im Vergleich zu anderen gleichgrossen Plätzen der Westküste den Ruf eines sauberen Ortes. Dagegen harret die Wasserversorgung noch ihrer Lösung. Die Chininprophylaxe wird allgemein geübt. Infolge der regelmässigen Gesundheitsbelehrungen und immer wiederholten Mahnungen ist auch der Alkoholmissbrauch mehr und mehr gegen früher gemindert. Bei den Beamten hat die Besserung der Wohnungsverhältnisse hierzu viel beigetragen. Sie waren früher meist zu mehreren in einem Wohnraum untergebracht, wodurch dem ungünstigen Einfluss gewohnheitsmässiger Trinker auf die übrigen Vorschub geleistet wurde; jetzt hat jeder Beamte wenigstens seinen eigenen Wohnraum, wenn auch die Häuser noch viel zu wünschen übrig lassen. Durchaus ungünstig sind die Gesundheitsverhältnisse der beim Bahnbau beschäftigten Europäer, eine Erfahrung, die sich in den Tropen immer wiederholt. Auch die Gesundheitsbelehrungen der Eingeborenen zeigen ihre Früchte in dem Bestreben der Eingeborenen, möglichst gute Häuser mit hellen und luftigen Räumen zu bauen. Die Kindersterblichkeit scheint abzunehmen. Die Zahl der vernachlässigten grossen Unterschenkelgeschwüre und der Frambösie wird ebenfalls zusehends geringer, eine Folge des vermehrten Seifengebrauches, zu dem die Leute in den Gesundheitsbelehrungen immer wieder angehalten werden.

Die Gesundheitsverhältnisse der Stadt Victoria haben sich in letzter Zeit ebenfalls fraglos erheblich gebessert. Die 1906 angelegte Wasserleitung hat sich bisher gut bewährt. Der den Ort gefährdende Sumpf ist im Laufe des letzten Jahres teilweise zugeschüttet, im übrigen Teil durch Anlage eines breiten Kanals ziemlich trocken gelegt worden. Der noch bewaldete Teil des Sumpfes wurde ständig weiter geschlagen. Victoria dürfte in wenigen Jahren zu den gesunden Küstenplätzen zählen. Innerhalb der Stadt wirken die Sanitätskolonnen, um die grössten sanitären Misstände zu beseitigen und die verhältnismässig intelligente schwarze Bevölkerung so weit zu bringen, dass sie selbst auf Beseitigung der Moskito-brutstätten bedacht ist. Auch auf den Pflanzungen des Bezirks sind die Einrichtungen durchweg befriedigend. Überall ist für zweckmässige Hospitalräume gesorgt, fast durchweg sind Isolierbaracken für Ruhrkranke vorgesehen.

Ebenso ist in Kribi der Gesundheitszustand durch Freischlagen, teilweises Trockenlegen und Saprolbegiessen der Sümpfe etwas besser geworden. Die völlige Aufschüttung der Sümpfe ist infolge Mangel an Mitteln noch nicht möglich.

Grosse Schwierigkeiten bereitet die Verpflegung der Europäer an den Küstenplätzen. In Duala wird die Beschaffung von Klein- und Federvieh immer schwieriger. In Victoria wird wenig geschlachtet. Ein regel-

mässiger Fischereibetrieb ist zwar nicht eingerichtet, aber Accrafischer versorgen den Markt. Die Versorgung mit frischem Gemüse war jedoch mit Hilfe des Regierungsschulgartens und dank der Liebenswürdigkeit der umliegenden Pflanzungen ziemlich gut. In Kribi haben sich die Versuche, durch Anlage von Gemüsegärten frisches Gemüse zu erhalten, bisher wenig bewährt, weil es an geeigneten farbigen Hilfskräften und weil dem einzelnen Beamten und Kaufmann die nötige Zeit fehlt, um die Arbeiten der Farbigen zu überwachen. Auch herrscht noch bei vielen ein Vorurteil gegen tropische Gemüse und Früchte. Frische Fische bringen die Eingeborenen auch nicht in genügender Menge zum Verkauf. Frisches Fleisch liefern die Dampfer und die Herde des Bezirksamts. Geflügel ist nur für riesige Preise zu bekommen. Es kostet eine Ente 6—8 Mark, ein mittleres Huhn 3—4 Mark, Einige Firmen haben begonnen, grössere Züchtereien von Schweinen, Ziegen, Hühnern und Enten anzulegen, von denen später die Versorgung Kribis mit frischem Fleisch stattfinden soll. Der Verbrauch an alkoholischen Getränken ist in Kribi ebenfalls zurückgegangen, ist aber immer noch sehr hoch.

Die Hauptkrankheiten des Schutzgebietes, **Malaria**, **Schwarzwasserfieber**, **Ruhr** und die **Geschlechtskrankheiten** haben noch nicht in nennenswerter Weise abgenommen, letztere nehmen immer mehr zu. Die **Pocken** werden weiter durch allgemeine Impfungen bekämpft. Es wird eine neue Impfordnung mit Einführung des Impfwanges erwogen. Es hat sich herausgestellt, dass der **Aussatz**, die Lepra, im Innern des Schutzgebietes viel verbreiteter ist, als man bisher wusste. Im Jaundebezirk muss man auf jedes zehnte Haus einen Leprakranken rechnen. Die Regierung steht hier von neuem vor einer grossen Aufgabe, die einzig und allein durch zahlreiche Lepraheime gelöst werden kann. In Duala ist ausserhalb der Stadt das geplante Lepraheim angelegt worden. Im Jahre 1907/08 sind eine grössere Anzahl Fälle von **Typhus** beobachtet worden, die sich in früheren Jahren immer nur vereinzelt gezeigt haben. Auch dieser Gefahr muss die Regierung ihre volle Aufmerksamkeit widmen. Ferner sind mehrere Fälle von **Maltafieber** vorgekommen. Endlich wurde im Jaundebezirk zum erstenmal in Kamerun noch das **Denguefieber** festgestellt, ein mit heftigen Gelenkschmerzen einhergehender scharlachartiger Ausschlag, der besonders in Formosa bekannt ist.

Die **Schlafkrankheit** droht sich auch im Schutzgebiet einzunisten. Der Gouverneur hat am 25. März 1908 folgende Verfügung erlassen, aus der die Grösse der Gefahr und die Abwehrmassregeln zu ersehen sind: „Nach glaubwürdigen Berichten scheint die Schlafkrankheit im ganzen Kongo-Becken einschliesslich der Nebenflüsse verbreitet zu sein und furchtbare Opfer zu fordern. Sie pflanzt sich an den Flussläufen weiter fort und es soll auch an der Peripherie des Kongobeckens, in der Richtung nach Norden, entlang dem Sharifluss ein Fortschreiten festgestellt sein.

Für unsere Kolonie Kamerun droht von Südosten und von der See her eine Einschleppung der Seuche. Zur Zeit reichen die Mittel des Gouvernements nicht aus, eine wirksame gesundheitliche Überwachung der Grenzen an allen Punkten durchzuführen. Es besteht daher die Möglichkeit, dass Kranke in die Kolonie einwandern und so Seuchenherde in der Kolonie entstehen.

Ich ordne hierdurch an, dass die lokalen Verwaltungsbehörden nach Kräften mitwirken, an Schlafkrankheit Leidende und Verdächtige den beamteten Ärzten zuzuführen, und dass sie ihr Augenmerk vor allem auch

darauf richten, die eingeborenen Dörfer in einen hygienischen Zustand zu versetzen.

Die Krankheit wird durch den Stich einer der Tsetsefliege sehr nahestehenden Stechfliege (*Glossina palpalis*) übertragen, welche sich mit Vorliebe an Wasserläufen mit buschigen Ufern aufhält, freie kahle Stellen aber meidet. Es gehört daher zur Sanierung, die Wasserläufe in den Eingeborenendörfern, ebenso auch die Flussübergänge an den Karawanenstrassen auf eine Strecke von etwa 200 Meter landeinwärts buschfrei zu machen. Die Vernichtung der Alligatoren ist gleichfalls anzustreben.

Im allgemeinen öffentlichen Interesse bitte ich alle Kaufleute, Missionare, Pflanzer und Reisende Beobachtungen über Epidemien an den Grenzen des Schutzgebiets mir mitzuteilen und Schlafkranke und der Krankheit Verdächtige den nächst erreichbaren Verwaltungsbehörden anzuzeigen.“

Viehkrankheiten.

Die Hauptkrankheit ist nach wie vor die **Tsetsekrankheit**. Es ist jetzt ferner festgestellt, dass in Kamerun eine Rinderkrankheit herrscht, die dem Küstenfieber verwandt ist. Sie wurde 1907/08 von Adamaua her an die Küste geschleppt und erforderte unter den eingeführten Allgäuer Rindern in Buea eine Anzahl Opfer. Der **Rauschbrand** ist in der Landschaft Garua 1907/08 nicht wieder aufgetreten. Unter den Pferden ist das gelegentliche Vorkommen der **Druse** festgestellt. Zu erwähnen ist noch die weite Verbreitung von Räude unter Schafen und Ziegen, sowie von **Geflügelkrankheiten**.

Togo.

Regierungsärzte sind in Lome, Anecho und Palime stationiert.

1. Der Gesundheitszustand der Europäer war im Jahre 1906/07 in Togo ein ungünstiger. Zwar gilt dies weniger für Lome als für dessen nähere oder weitere Umgebung. Besonders zahlreich waren die Erkrankungen der beim Bau der Inlandsbahn beschäftigten Europäer. Bei einem durchschnittlichen Bestand von 55 kamen 187 Erkrankungen vor. Nur die ernsteren Fälle kamen zur Behandlung, da der grösste Teil der Angestellten im Busch beschäftigt war. Diesem Umstande ist auch die hohe Erkrankungsziffer zuzuschreiben. Man sieht an diesem Beispiel wieder, mit welchen gesundheitlichen Gefahren der Bahnbau in den Tropen umgeben ist. Die Zahl der Todesfälle aller Weissen der Kolonie war 19 und zwar 14 Männer und 5 Frauen. Es starben 5,7% aller Männer und 11,1% aller Frauen. Der für die Frauen so überaus ungünstige Prozentsatz muss noch viel ernster aufgefasst werden, weil die Frauen in ruhiger geregelter Häuslichkeit und meist in dem verhältnismässig gesunden Lome wohnen, während die gesorbenen Männer fast durchweg in dem ungesunden Busch unter den primitivsten Verhältnissen gelebt haben und fünf von ihnen dem plötzlich auftretenden mörderischen Gelbfieber erlagen.

Der Gesundheitszustand der Eingeborenen wurde einmal durch Malaria in der Regenzeit, dann durch Dysenterie in der zweiten Hälfte des Jahres 1906/07 ungünstig beeinflusst, besonders mussten die Kinder leiden.

Auch in Anecho waren die Gesundheitsverhältnisse nicht günstig. Ausser Malaria und Ruhr sind hieran das Gelbfieber und eine typhusähnliche Krankheit schuld.

Im Jahre 1907/08 ist erfreulicherweise wieder eine Besserung zu verzeichnen. Es starben nur 4 Europäer, d. s. 1,5% aller Europäer des Schutzgebiets. Die Gestorbenen waren sämtlich Männer.

Die Malaria. Für Lome ist die Krankheit von geringer Wichtigkeit, wenngleich sie im Jahre 1906/07 auch dort wieder an Boden gewonnen hat. Von 105 in Lome 1906/07 unter Europäer behandelten Fieberfällen waren 21 ausserhalb und 14 innerhalb des Ortes angesteckt. 1907/08 kamen dort 99 Fälle zur Behandlung. Auch unter den Eingeborenen traten 1906/07 Malariaerkrankungen namentlich unter den Kindern auf, und man fand auch wieder Lome-Kinder mit Milztumoren, ein Gegensatz zu früheren Jahren. Die Mückenvertilgung umfasste wie im vorigen Jahre Lome und die etwa 3 km im Umkreise liegenden fünf Ortschaften. Ausser der Lagune brachte besonders eine Grube Mücken hervor, aus der Sand zum Bau der Inlandsbahn entnommen und die in der Regenzeit infolge des Grundwassersteigens ein kleiner 1 bis 2 m tiefer See geworden war. Diese Tatsache lehrt, dass wir bei den Eisenbahnbauten in den Kolonien mit grosser Sorgfalt vorgehen müssen, wenn wir nicht längs der Bahnlinien Moskitotümpel schaffen wollen.

Die Beseitigung des Brutplatzes in der Sandgrube ist 1906/07 durch Auffüllen leicht und dauernd gelungen. Bei dem Zuschütten dieses Wasserbeckens zeigte es sich, dass die Anopheleslarven, die anfangs nur an den seichten Stellen des Landes zu finden waren, nach Auffüllen der flachen Ränder auch in Wasser prächtig gediehen. Der Wasseransammlung in der Lagune hofft man durch Anlage eines Zentralgrabens, der sich saprolisieren liesse, und Auffüllung der etwas tiefer gelegenen Stellen beizukommen. Ein Bepflanzen der Lagune soll nach Aussage der Sachverständigen wegen des hohen Salzgehaltes der Lagunenerde aussichtslos sein. Leider stehen Geldmittel zu der besten Abhilfe, der Zuschüttung der Lagune, nicht zur Verfügung.

Auch in Anecho hat die Malaria etwas zugenommen. Hier wurden grössere Tümpel in der Nähe der Stadt zugeschüttet. Die Zuschüttung eines Tümpels beanspruchte in etwa 5 $\frac{1}{2}$ Monaten 7500 Arbeitstage. Durch denjenigen Teil von Anecho, der südlich der Lagune liegt und ein unregelmässiges Gewirr von schmutzigen, übelriechenden Hütten bildet, wurden Strassen durchbrochen, um der Seebrise Eingang in die Eingeborenenviertel zu verschaffen.

Auch im Inneren besonders beim Bahnbau Lome-Palime kam viel Malaria vor.

Das **Schwarzwasserfieber** trat 1906/07 auch recht häufig in der Kolonie auf und zwar wiederum besonders bei dem Bahnbau. Es starben von 19 Kranken 3 (etwa 16%). 1907/08 erkrankten 16 Europäer.

Die **Ruhr** behauptet ihren Platz neben der Malaria sowohl in Lome wie in Anecho und im Innern.

Von ausserordentlicher Wichtigkeit für die Küstenbezirke ist das **Gelbfieber**, welches 1905 doch nicht erloschen war. Ende April 1906 erkrankten vier weisse Angestellte der Bohrgesellschaft in Badja an Gelbfieber und starben in Lome. Die Infektion hatte an der Bohrstelle Badja 43 km nördlich von Lome, und zwar durch Vermittelung von Eingeborenen slattgefunden. Bald darauf kam noch ein weiterer Fall vor, dessen Infektion in Badja erfolgt war, aber in Genesung ausging. Ein sechster Fall, der anfangs August tödlich ausging, war auf eine Infektion in Tovega, nördlich von Badja zurückzuführen, dann trat eine Pause ein. Doch kaum war die Übergangszeit von der Trockenzeit zur Regenzeit 1907 erschienen, so mel-

dete sich auch das Gelbfieber wieder. Im März dieses Jahres erlag der Regierungsarzt Dr. Martin in Palime an der Seuche, dessen Infektion sicher in Anecho erfolgt war. Trotz der Einführung des Gelbfiebers nach Lome konnte durch die Mückenbekämpfung eine Weiterverbreitung der Seuche verhindert werden. Ebenso hat die Einschleppung der Seuche nach Palime zu keinem Infektionsherd geführt. Die Quarantäne gegen Anecho wurde am 18. Mai 1908 aufgehoben. Man muss jedoch mit der Tatsache rechnen, dass die Küstenbezirke gelbfieberterseucht sind und auch in den nächsten Jahren Infektionen von Europäern in ihnen vorkommen können.

Infolgedessen muss in jeder Europäerniederlassung die Mückenbekämpfung energisch gehandhabt werden.

Die **typhusähnliche Krankheit** hat im Jahre 1906/07 11 Europäer befallen. Sie fängt allmählich an und zieht sich mit andauerndem aber täglich nachlassendem Fieber über Wochen hin. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich wirklich um Typhus.

Nicht minder wichtig für die Europäer sowohl wie für die Eingeborenen sind die **Geschlechtskrankheiten**. Die Zahl der daran in ärztlicher Behandlung getretenen erkrankten Europäer im Jahre 1906/07, nämlich 124, macht ein Bild von der Häufigkeit dieser Krankheiten, denn in Lome sind durchschnittlich 132 europäische Einwohner. Unter den Eingeborenen stehen die christlich zivilisierten besseren Eingeborenen an der Spitze der venerisch Erkrankten. Ein schwarzer Handlungsgehilfe in Lome ohne akuten oder chronischen Tripper ist ein weisser Rabe.

Der **Aussatz** wird auch in Togo immer mehr in seiner wahren grossen Verbreitung erkannt. Der erste Schritt zu seiner Bekämpfung ist im Jahre 1906/07 geschehen. Das erste Aussätzigenheim ist 9 km von Lome entfernt bei Bagida errichtet. Man hat die Aussätzigen einst von der übrigen Welt abgeschnitten. Dadurch erreicht man nur, dass die Leichtkranken, die Hauptverbreiter der Krankheit, sich verstecken und ihre Aufnahme hintertreiben, und erhält nur Kranke im letzten Laufe der Erkrankung. Dieser Fehler ist in Bagida auf mustergültige Weise vermieden.

Das Grundstück besitzt einen Flächeninhalt von 31,55 ha, wovon der grösste Teil zur Anlage und Bewirtschaftung von Äckern durch die Aussätzigen bestimmt ist. Der südwestliche Teil des Grundstückes enthält die Wohnanlagen. Dieselben gliedern sich in: 1. Die Krankenabteilung. Diese ist von Strassen durchzogen, die in der Regenzeit bepflanzt werden sollen, und wird so in kleine Bezirke eingeteilt, von denen jeder für 4 Häuser bestimmt ist. Diese sind in landesüblicher Bauart aus dünnen Baumstämmen und Gras hergestellt. Die Abteilung kann beliebig vergrössert werden und ist vorläufig für 200 Kranke ausreichend. 2. Die Beobachtungsabteilung für die auf Aussatz Verdächtigen mit einem aus vier Räumen bestehenden massiven Hause. - 3. Die Abteilung für Nichtkranke. Sie enthält das Laboratorium, das zugleich als Untersuchungsraum dient und die Wohnungen für den Heilgehilfen und Wächter. Diese Häuser sind massiv, um sie leicht desinfizieren zu können. In dieser Abteilung ist zwischen der Beobachtungsabteilung und der Krankenabteilung ein Platz für die Besucher bestimmt, die hier mit den Aussätzigen und Verdächtigen verkehren können, ohne mit ihnen in Berührung zu kommen. Das Betreten der unter 1 und 2 genannten, noch mit besonderen Kaktushecken umpflanzten Abteilungen ist jedem Besucher verboten. Das Aussätzigenheim ist durch

Anlage eines Brunnens und je einer Pumpe für jede Abteilung genügend mit Wasser versorgt. Die im Aussätzigenheim aufgenommenen Kranken erhalten freie ärztliche Behandlung und freie Verpflegung. Arbeitsfähige Kranke sind gehalten, auf dem Felde des Aussätzigenheims landwirtschaftlichen Arbeiten nachzugehen. Im übrigen leben die Aussätzigen zusammen wie in ihren Heimatdörfern. Die Anstalt wurde im Jahre 1906 eröffnet und unter die Leitung des Regierungsarztes gestellt.

Die **Pocken** traten nirgends stärker auf, ab und zu kamen vereinzelte Fälle vor, worauf sofort Impfungen in den betreffenden Ortschaften und in ihrer Umgebung vorgenommen wurden. Daneben wurde die systematische Durchimpfung der Bevölkerung fortgesetzt. So fanden 1907/08 nahezu 50000 Impfungen statt.

Die **Genickstarre** forderte ebenso wie in den Nachbarkolonien in den Nordbezirken im Jahre 1906/07 ihre Opfer. Auch 1907/08 trat sie hier überall vereinzelt auf. Im Bezirke Sansanne-Mangu, in der Landschaft Moba starben 1906 mindestens 500 Menschen. 1907 starben im Bezirk Sokode 2—300 Menschen. Die Seuche tritt mit Beginn der Nordwinde und dem damit verbundenen Harmattan Ende Januar oder im Februar auf, um mit dem Beginn der Regenzeit im April zu verschwinden. In dieser Zeit sind infolge der täglichen starken Temperaturschwankungen Erkrankungen der Atmungsorgane und des Nasenrachenraumes sehr häufig. Gerade diese Erkrankungen begünstigen das Eindringen des Erregers der Genickstarre. Es dürfte die Annahme berechtigt sein, dass die Erreger weit verbreitet sind, so dass nur die Erkrankungen des Nasenrachenraumes aufzutreten brauchen, um ihnen den Eintritt in den Körper zu ermöglichen und eine Epidemie zu veranlassen.

Der furchtbare Feind der Eingeborenen die **Schlafkrankheit** hat neuerdings auch in Togo um sich gegriffen und herrscht jetzt nördlich der Strasse Kame-Kolenu in einem grossen Gebiete endemisch: Vermutlich reicht sie noch weit in den Bezirk Kratschi hinein. Das Gouvernement hat umfassende Massregeln zur Bekämpfung eingeleitet und mehrere Ärzte in die bedrohten Bezirke entsandt.

Im Februar 1908 trat in der benachbarten Goldküstenkolonie die **Beulenpest** auf. Infolgedessen wurde gegen die verseuchten Häfen die Quarantäne verhängt. Eine Einschleppung in unsere Kolonie ist bisher vermieden worden.

Viehseuchen.

Ausser der **Tsetsekrankheit** sind **Milzbrand** in Lome unter Rindern und eine verheerende **Schweineseuche** im Küstengebiet aufgetreten.

Deutsch-Neuguinea und Bismarckarchipel.

Im Jahre 1906/07 ist das Schutzgebiet von Seuchenzügen verschont geblieben. Die Weissen litten nur an Malaria, auch eine Anzahl Schwarzfieber kamen vor. Ein Fall von Ruhr wurde aus Herbertshöhe berichtet. Die Farbigen litten besonders ausser an Malaria, an Ruhr, Beriberi und Geschlechtskrankheiten. 1907/08 war der Gesundheitszustand der Farbigen und der Europäer wieder sehr viel ungünstiger. Für die Eingeborenen war die Ruhr eine wahre Geissel. Ferner litten sie an Malaria, Beriberi, Lepra, Frambösie und Geschlechtskrankheiten. Die Europäer litten viel an Malaria, und das Schwarzwasserfieber erforderte wieder seine Opfer.

Karolinen.

Auf den Westkarolinen rückte 1906/07 unter den Krankheiten der Eingeborenen die Tuberkulose an die erste Stelle. Sie kommt in allen Formen vor. Dann folgen Geschlechtskrankheiten, besonders veraltete Syphilis, Frambösie und allerlei Hautkrankheiten. 1907/08 war der Gesundheitszustand, abgesehen von der alljährlich mit dem Passat auftretenden Influenza, bei Europäern und Eingeborenen befriedigend.

Marshall-Inseln.

Auf der Insel Nauru, wo die Pacific Phosphate Company zahlreiche chinesische Arbeiter eingeführt hat, sind mit ihnen zu den seit langem einheimischen Krankheiten, unter denen die Frambösie jetzt wohl die erste Stelle einnimmt, 1906/07 noch Ruhr und Ringwurm herzukommen. 1907/08 waren die Gesundheitsverhältnisse auch hier befriedigend.

Samoa.

Auch in Samoa sind durch die im Jahre 1907 eingeführten chinesischen Arbeiter die Gesundheitsverhältnisse ungünstiger geworden. So ist Beriberi und Unterleibstypus eingeschleppt worden, beide Krankheiten sind im wesentlichen auf die Chinesen beschränkt geblieben. Die eingeborenen Samoaner litten 1907/08 besonders an Influenza, Keuchhusten, Tuberkulose, Frambösie und Tripper. Die Gesundheitsverhältnisse gestalteten sich so ungünstig, dass die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg: von 340000 Einwohnern starben 1539, geboren wurden 1351.

Zusammenfassung.

In allen Schutzgebieten sehen wir ein zielbewusstes, zähes Vorwärtsschreiten gegen die Krankheiten, die dennoch an Zahl überall noch zunehmen. Denn es fehlen noch die erheblichen Mittel, um grosszügige hygienische Massnahmen namentlich gegen die Malaria zu ergreifen. Besonders hervorzuheben ist, dass die Lepra in Deutsch-Ostafrika, in Kamerun und Togo viel weiter verbreitet ist, als es noch im vorigen Jahre den Anschein hatte, und dass die Schlafkrankheit immer mehr um sich greift.

Literatur:

- Medizinal-Berichte über die Deutschen Schutzgebiete 1906/07 und 1907/08.
Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1906/07 und 1907/08.
Ph. Kuhn, Die Verbreitung der Tuberkulose in der Kapkolonie und ihre Lehre für Südwestafrika. Klinisches Jahrbuch 1909.

Beurteilung der militärischen Lage in Ostafrika.

Von Hauptmann Göring.

I. Allgemeines. Die militärischen Machtmittel des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika umfassen die Schutztruppe und die Polizeitruppe. Als weiteres Schutz- und Verteidigungsmittel kommen die beiden kleinen Kreuzer der ostafrikanischen Station in Betracht.

II. Schutztruppe. 1. Stärke. Die Schutztruppe hat zur Zeit einen etatsmässigen Stand von 275 weissen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Militärbeamten und Unteroffizieren sowie 2510 farbigen Mannschaften.

Sie zerfällt in 15 Kompagnien mit einem Durchschnittsetat von je 150 farbigen Mannschaften. Ausserdem sind vorhanden: ein Rekrutendepot, eine Maschinengewehrabteilung zu 3 Gewehren und eine mit Heliographen ausgerüstete Signalabteilung.

2. Dislokation. Mit Ausnahme einer Kompagnie und der 3 zuletzt genannten Formationen, die in Daressalam ihre Garnison haben, ist die Truppe kompagnieweise über das ganze Schutzgebiet verteilt. Auch stehen viele der Kompagnien nicht an einem Ort vereinigt, sondern haben zur Besetzung detachierter Posten Europäer und farbige Mannschaften abgegeben. Je nach der Grösse und Wichtigkeit der ihnen zugewiesenen Bezirke und der ihnen zufallenden Aufgaben ist auch der Etat der einzelnen Kompagnien verschieden.

3. Stärkeverhältnisse. Betrachtet man das Stärkeverhältnis gegenüber der Ausdehnung eines Landes von ca. 995000 qkm und einer Bevölkerungszahl von ca. 12000000 — die frühere Annahme von 7—9000000 dürfte neueren Schätzungen nach zu niedrig sein — so ergibt sich ein nicht gerade günstiger Stand für die Truppe.

4. Verwendbarkeit. Wenn nun auch bisher im allgemeinen die Truppe vermöge ihrer besseren Bewaffnung mit Hinterladern ihre numerische Unterlegenheit auszugleichen imstande war, so haben doch die Ereignisse während des Aufstandes 1905/07 gezeigt, dass die in den in Frage gekommenen Bezirken stehenden Truppen nicht genügten, sondern auf die Streitkräfte der Nachbarbezirke zurückgegriffen werden musste. Da letztere infolge der ihnen obliegenden Verwaltungstätigkeit nun auch nicht in voller Stärke verwendungsbereit waren, ergab sich sogar die Notwendigkeit der Formierung neuer Kompagnien.

Daraus dürfte sich als notwendige Forderung ergeben, dass die einzelnen Kompagnien der Schutztruppe so verwendungsbereit wie möglich sein müssen. Die schnelle und wirksame Unterdrückung der im Juli d. J. in den Landschaften Turu und Iraku beginnenden Aufstandsbewegungen hat den Wert verwendungsbereiter Feldkompagnien gezeigt.

Den Wert von Eisenbahnen im militärischen Interesse nochmals zu erörtern, dürfte sich erübrigen.

5. Beschaffung von verfügbaren Reserven. Sollten bei dem weiteren Ausbau der Bahnen einige Kompagnien der Schutztruppe an ihren jetzigen Stationsorten frei werden, so dürfte es sich empfehlen, dieselben zu konzentrieren und als schnell verfügbare Reserve bereit zu stellen.

Unter den heutigen Verhältnissen verfügt der Gouverneur eigentlich nur über die in Daressalam stehende 5. Kompagnie als Reserve, deren Verwendungsfähigkeit jedoch auch eine örtlich beschränkte ist, da sie allein als nächste Feldtruppe zunächst für die nördlichen Küstenlandschaften in Frage kommt, da in diesen keine Schutztruppenabteilungen stehen.

III. Polizeitruppe: 1. Stärke. Die Polizeitruppe besteht zur Zeit aus 27 Europäern (Polizeiwachtmeistern) und 1700 farbigen Mannschaften.

2. Verteilung. Sie ist in verschiedener Stärke auf die einzelnen der Zivilverwaltung (Bezirksämter und deren Nebenstellen) unterstehenden Bezirke bzw. Stationen verteilt. An ihrer Spitze stehen zwei Polizeiinspektoren, von der Schutztruppe abkommandierte Offiziere.

Zur Ausbildung neuergestellter Mannschaften befindet sich in Daressalam das Rekruten-Depot,

3. Verwendbarkeit: Die Polizeitruppe ist in Kriegszeiten im allgemeinen nur zur Sicherung und Verteidigung der Standorte der Verwaltungsbehörden bestimmt, ihre Verwendung als Feldtruppe dürfte nur im Notfalle eintreten, d. h. sofern für erstgenannten Zweck Ersatz vorhanden ist.

IV. Weisse Truppen. 1. Schwierigkeiten der Verwendung: Die Verwendung weisser Truppen in einem tropischen Gebiet wie Deutsch-Ostafrika ist, namentlich im Bewegungskriege, auf die Dauer ausgeschlossen.

Nutzbringender könnten sie im Notfalle zur Besetzung wichtiger Örtlichkeiten verwendet werden, um dann die farbige Polizeitruppe für den Buschkrieg verfügbar zu machen. Jedoch können sie auch hierbei nicht gänzlich der Unterstützung durch farbige Truppen entbehren.

2. Möglichkeit späterer Verwendbarkeit. Anders gestaltet sich die Frage der Verwendung weisser Truppen sobald durch Bahnbauten diejenigen Gebiete erschlossen sind, die sich auch im tropischen Ostafrika zur Besiedelung mit Europäern eignen. In diesem Falle könnte wohl der Stationierung weisser Truppen, zum mindestens einer Polizeitruppe, in den betreffenden Gebieten näher getreten werden. Erst dann auch lässt sich erwägen, ob die farbige Truppe eine Herabsetzung an Zahl erfahren kann.

V. Unentbehrlichkeit einer starken farbigen Truppe. Vorläufig ist also die farbige Schutztruppe zur Aufrechterhaltung unserer Herrschaft im Schutzgebiet unentbehrlich und zwar mindestens in der heute bestehenden Stärke. Von ihrer Zuverlässigkeit und Schlagfertigkeit hängt in erster Linie die Ruhe und Sicherheit und damit die wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit des Landes ab. Die Erhaltung dieser Eigenschaften der Truppe muss unsere Hauptaufgabe sein und jedes Mittel sie zu stärken, muss Anwendung finden.

Folgende Punkte seien hier besonders hervorgehoben:

1. Die Beschaffung des Mannschaftsersatzes der Truppe.
2. Die Lohnfrage.
3. Die kriegstüchtige Ausbildung.

4. Die Beschaffung und die Niederlegung von Verpflegung in Stützpunkten.
5. Die Trägerfrage.
6. Die Ausrüstung der Feldkompagnien mit Signal-Abteilungen und Aluminiumbooten.

Zu 1. Nachdem die Zahl der aus den Zeiten des Majors von Wissmann stammenden Sudanesen, die der Truppe ihren kriegerischen Wert gaben, immer mehr zusammengeschmolzen ist, besteht heute der Ersatz der Truppe zum überwiegenden Teil aus Landeseingesessenen. Deutsch-Ostafrika besitzt in vielen Stämmen ein recht brauchbares Soldatenmaterial und der Andrang zum Soldatenberuf ist ein sehr reger. Auch hat sich die aus diesem Material zusammengesetzte Truppe, wie auch der Verlauf des Aufstandes 1905/07 gezeigt hat, stets zuverlässig erwiesen. Nichtsdestoweniger kann dieser landeingesessene Ersatz unter Umständen eines Tages gefährlich werden, wenn ideelle und materielle Motive nicht nur die eingeborene Bevölkerung, sondern auch die Truppe oder einen Teil derselben in Mitleidenschaft ziehen. Hiermit muss man rechnen. Die Vorgänge in Muansa bei Beginn des Aufstandes 1905 und in Lindi im Juli d. Js. geben in diesem Punkte zu denken.

Im ersteren Falle machten sich unter einem Teil der Askari Bewegungen bemerkbar, die darauf schliessen liessen, dass denselben die Aufstandsgelüste ihrer Stammesgenossen nicht unbekannt waren. Auf jeden Fall war damals ihre schleunigste Entfernung zur Küste, was auch nur mit Hilfe der Ungandabahn möglich war, geboten. Im letzteren Falle handelte sich es um religiöse Motive. Ein gefälschter Brief nebst Begleitschreiben religiösen Inhalts, als dessen Ursprungsort Mekka angegeben wurde, hatte nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Askari der 3. Kompagnie, die ja zum grössten Teil, wenigstens äusserlich, Mohammedaner sind, beunruhigt. Durch rechtzeitiges Eingreifen wurde zwar die Erregung gedämpft und die angekränkelten Gedanken der Askari wieder in ruhigere Bahnen gelenkt, immerhin sollte diese Bewegung zur Wachsamkeit anregen und denjenigen zur Warnung dienen, die über die Eigenschaften des Negers allzu optimistische Anschauungen haben. Die Vorgänge enthalten deutlich wieder einmal den Beweis für die Unberechenbarkeit des Negers. Wie ist nun ähnlichen Vorkommnissen in Zukunft vorzubeugen, bzw. wie ist deren Wirkung nach Möglichkeit einzuschränken? Auch hierfür geben uns die Vorgänge in Lindi Anhaltspunkte.

Nicht alle Askari wurden gleichmässig von der Bewegung ergriffen und zwar in erster Linie nicht die landfremden Sudanesen und Waganda. Warum nicht? Beide, die Sudanesen in erster Linie, die Waganda zum Teil, sind Mohammedaner. Und trotzdem schlossen sie sich der Bewegung nicht an, sondern brachten die Sache bei ihren Vorgesetzten zur Sprache. Sie sind landfremd, sie wissen genau, dass selbst, wenn sie sich den Aufständischen anschliessen und zur Vernichtung der Europäer beitragen, sie nachher dasselbe Schicksal ereilen wird. Das ist Negerlogik, aber sie ist richtig!

Daher ist es unbedingt erforderlich, dass man auf die Einstellung landfremden Ersatzes hinwirkt, was andere kolonisierende Mächte ebenfalls mit Erfolg getan haben und noch tun. Der Sudan ist uns verschlossen, die Anwerbung in benachbarten fremden Kolonien stösst ebenfalls auf Schwierigkeiten. Auch ist der daher kommende Ersatz nicht immer für das tropische Klima Deutsch-Ostafrikas geeignet. Somali und Massaualeute leiden sehr

unter Malariafieber; dasselbe dürfte bei den Zulu der Fall sein. Daher ist der Gedanke eines wechselseitigen Austausches von Ersatzmannschaften zwischen Ostafrika und Kamerun durchaus eines Versuches wert.

Zu 2. Die Löhnung des farbigen Soldaten muss so bemessen sein, dass sie ihm eine bessere Lebenshaltung gewährt, wie seinen Landesgenossen. Er muss also aus der Masse der Bevölkerung hervorgehoben werden. Rein äusserlich geschieht ja die Hervorhebung auch durch die Uniform und der grösste Teil der Askari legt Wert darauf, gut gekleidet zu gehen. Auch in der Auszahlung von Verpflegungsgeld auf Expeditionen und der Lieferung von Verpflegung soll man den Askari bevorzugen. Wo dies geschieht und das ist bisher immer der Fall gewesen, kann man damit rechnen, dass auch in den Fällen, in denen die Verpflegung quantitativ und qualitativ zu wünschen übrig lässt, die Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit der Truppe nicht leiden wird. Aus der Zeit des Aufstandes 1805/07 gibt es hierfür genügende Beispiele.

Jede Forderung, die Löhnung der Askari zu kurzen, muss daher entschieden zurückgewiesen werden.

Bis jetzt hat sich die Löhnung der Askari im allgemeinen über dem Durchschnitt der Lohnsätze anderer Erwerbszweige gehalten. Es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, dass infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges und der damit in Verbindung stehenden Arbeiternachfrage die Löhne eine bedeutende Steigerung erfahren haben, und dass die Zeit nicht mehr sehr fern liegt, wo sie die unterste Lohnstufe der Askari erreicht haben werden. Eine Erhöhung der Löhne für letztere wird dann unausbleiblich notwendig, wenn nicht die Beschaffung des Ersatzes in Frage gestellt werden soll.

Zu 3. Vorschläge zu einer kriegstüchtigen Ausbildung der Truppe sollen an dieser Stelle nicht gemacht werden. Das ist durch die bestehenden Vorschriften geregelt. Es sei nur darauf hingewiesen, dass die Möglichkeit der Ausbildung bei den Kompagnien eine verschiedene ist. Es gibt, wie schon eingangs erwähnt, Feldkompagnien, die nur rein militärischen Dienst haben und andere Kompagnien, die auch noch in der Verwaltung beschäftigt sind, also den Dienst einer Polizei-Abteilung mitversehen. Dass bei diesen Kompagnien die Ausbildung nicht so erfolgen kann wie bei den Feldkompagnien, dürfte nicht bestritten werden. Es sei daher auch an dieser Stelle auf die Notwendigkeit der Loslösung aller Kompagnien von der Verwaltung hingewiesen.

Zu 4. Die Frage der Verpflegung der Truppen ist eine der wichtigsten.

Solange bei Beginn von Aufständen die Verpflegung aus dem Lande selbst beschafft werden kann, ergeben sich kaum Schwierigkeiten. Anders gestaltet sich jedoch die Sache, wenn die ersten Truppendurchzüge die vorhandenen Bestände aufgezehrt bzw., um sie nicht wieder dem Gegner in die Hände fallen zu lassen, vernichtet haben. Die Truppe ist dann lediglich auf Verpflegung angewiesen, die durch Träger nachgeschafft wird. Ein Nachschub dieser Verpflegung nur aus der Küstengegend hat aber seine Grenzen, bzw. ist unter Umständen gänzlich unmöglich. Er ist abhängig von der Grösse der Entfernung und von der Zahl der zur Verfügung stehenden Träger.

Es ist daher unbedingt erforderlich, dass auf allen Stationen im Innern schon im Frieden Verpflegungsdepots eingerichtet werden, die aber baulich so beschaffen sein müssen, dass sie die Aufbewahrung von Verpflegung auf

längerere Zeit, mindestens sechs Wochen gestatten. Ferner erscheint es angebracht, dass gelegentlich von Erkundungsreisen festgestellt wird, welche Landesteile im allgemeinen ständig reich an Verpflegungsmitteln sind. Bei ausbrechenden Unruhen werden sie in erster Linie zu besetzen und aus ihnen der Truppe Verpflegung zuzuführen bzw. die Depots der Stationen oder besonders angelegter Stützpunkte zu ergänzen sein.

Zu 5. Mit der Frage des Nachschubs von Verpflegung für Europäer und Farbige, sowie von Kriegsmaterial, geht die Frage der Beschaffung von Trägern Hand in Hand.

Die Erfahrungen des Aufstandes 1905/07 haben gezeigt, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um die nötige Anzahl Träger für die einzelnen Detachements und für den Nachschub der von ihnen benötigten Sachen zu beschaffen. Teilweise war man sogar genötigt, aus ruhig gebliebenen Gegenständen Träger mit Gewalt zu requirieren. Dass diese natürlich nicht zuverlässig waren und die erste Gelegenheit zur Flucht ergriffen, ist klar. Dies System hat auch noch die Schattenseite, dass die davon betroffenen Leute erbittert werden und Mittel und Wege finden, sich weiteren Requisitionen zu entziehen.

Um den Übelstand der Trägerbeschaffung erst bei Beginn von Unruhen wenigstens etwas zu beheben, erscheint es daher notwendig, jeder Kompagnie bereits in Friedenszeiten einen Stamm von Trägern, etwa 30—50 Mann zuzuweisen.

Zu 6. An Signalabteilungen besteht zur Zeit eine kleine Abteilung, die zum grössten Teil auf 2 Heliographenlinien verteilt ist. Die eine verbindet die Insel Mafia über Kibata (Matumbiberge) mit Kilwa, die andere den Ort Lindi mit Mikindani, Makoschera und Sassawara am Rowuma. Die Erfahrungen mit den Heliographen sind bisher recht günstig gewesen.

Ein weiteres Mittel, die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der Feldkompagnien zu erhöhen, besteht in der Zuteilung von zerlegbaren Booten. Mit einem solchen zerlegbaren Aluminiumboot sind im Laufe des letzten Jahres eingehende Versuche gemacht worden, die zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen sind.

Inwieweit eine am Feinde befindliche Truppe in ihren Operationen behindert wird, wenn ihr das zum Überschreiten grösserer Flüsse oder Überschwemmungsgebiete notwendige Fährgerät fehlt, haben Ereignisse aus dem letzten Aufstande gezeigt. In Kriegszeiten dürften in aufständischen Gebieten Boote meist nicht zu finden sein, es ist daher von grossem Wert, wenn die Truppe von derartigen Zufälligkeiten durch den Besitz eigenen Materials unabhängig ist. Allerdings sind auch für den Transport eines solchen Bootes Träger notwendig.

VI. Expeditionen: 1. Iraku, Turu, Jyambi: (Bezirke Kilimatinde und Aruscha.) Im Juli d. Js. meldete der Führer der 4. Kompagnie in Kilimatinde, dass sich in den Landschaften Turu, Jyambi und Iraku ein Aufstand vorzubereiten scheine. Wie auch bei Beginn des Aufstandes 1905 wurde seitens der Häuptlinge Kriegsmedizin gemacht, die die Wirkung haben sollte, die Europäer zu vertreiben und die Wirkung der Gewehre der Askari aufzuheben.

In der Landschaft Jyambi war als Stützpunkt für einen Aufstand im dichten Busch eine befestigte Anlage mit Häusern und Dornverhauen vorbereitet, in denen grosse Vorräte von Lebensmitteln aller Art aufgestapelt waren. Diese Anlage wurde durch eine stärkere Patrouille der 4. Kompagnie

Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig.

zerstört. Ausser einem Detachement in der Stärke von 2 Europäern, 40 Askari und 1 Maschinengewehr der 4. Kompagnie Kilimatinde, das sich bereits in Mitteluru befand, entsandte der Kommandeur der Schutztruppe noch von der 1. Kompagnie Aruscha ein Detachement von 2 Europäern 50 Askari und 1 Maschinengewehr und von der 10. Kompagnie Tabora 3 Europäer, 100 Askari und 1 Maschinengewehr in das aufrührerische Gebiet.

Infolge des konzentrischen Einmarsches dieser Abteilungen gelang es, die Unruhen ohne Kampf im Keime zu ersticken. Zwei Grosszauberer wurden hingerichtet und weitere 18 Rädelsführer verhaftet.

Ende August konnte die aufständische Bewegung als beendet angesehen und der grösste Teil der Truppen zurückgezogen werden.

Das Detachement der 10. Kompagnie verblieb noch vorläufig in Turu, woselbst es am Ssingida-See ein Standlager errichtete, das später zu einem Posten ausgebaut und mit einem Zuge der 13. Kompagnie Kondoa Irangi besetzt werden soll.

2. Makonde Plateau (Bezirk Lindi). Am 10. August d. Js. requirierte der Bezirksamtman die in Lindi stehende 3. Feldkompagnie, um wegen zu erwartender Unruhen auf dem Makonde Plateau zum Schutze der Missionen und Pflanzungen im Lukuledital ein Standlager bei Mwititi, Landschaft Chiwata zu beziehen.

Die Kompagnie rückte am 11. August in Stärke von 2 Offizieren, 56 Askari und 1 Maschinengewehr von Lindi ab.

Am 16. August bezog die Kompagnie Standlager am Miwalefluss, 1 Stunde östlich Mwititi, wo sie bis zum 21. August blieb. Da die Befürchtungen über bevorstehende Unruhen sich als grundlos erwiesen hatten, vielmehr alle Anzeichen darauf hindeuteten, dass die Ruhe im Lande nicht gestört sei, trat die Kompagnie den Rückmarsch nach Lindi an.

VII. Freiwilligen-Formationen: a) weisse. Mit Freiwilligen-Organisationen sind bisher in Deutsch-Ostafrika keine Versuche gemacht bzw. Anregung zur Bildung derselben gegeben worden. Der im Jahre 1905 improvisierte Versuch mit der Bildung einer Bürgerwehr in Daressalam hat kein befriedigendes Ergebnis gehabt.

Wünschenswert wäre, wenigstens in den grösseren Orten an der Küste die Bildung von Freiwilligen-Organisationen, wenn auch nur vorläufig in der Art von Schützenvereinen. Im Kriegsfall steht dem Gouverneur die Befugnis ohne weiteres zu, Personen des Beurlaubtenstandes zur Verstärkung der Schutztruppe heranzuziehen.

b) farbige. Auch ein Versuch die gedienten Askari der Schutz- und Polizeitruppe für den Fall von Unruhen zum Wiedereintritt in die Truppe zu verpflichten und sie zu diesem Zweck unter militärischer Kontrolle zu halten, ist bis jetzt nicht gemacht worden. Wünschenswert wäre ein Versuch auch in dieser Hinsicht. Ohne Kosten wird es sich aber kaum machen lassen, denn umsonst tut der Neger nichts, und einen Zwang kann man kaum ausüben.

Kolonial-
Museum
der Universität
Bremen

Die militärische Lage in Kamerun.

Von Oberleutnant Werner.

Die Befriedung des Schutzgebietes hat auch im verflossenen Jahre wesentliche Fortschritte gemacht. Trotzdem stets versucht wird, zunächst auf friedlichem Wege die noch nicht erschlossenen Gebiete der Regierung zuzuführen, konnte die Schutztruppe doch nicht umhin, in einzelnen Bezirken mit Waffengewalt die Eingeborenen zu unterwerfen. An erster Stelle steht wohl hier die Alkasom-Muntschi-Bascho-Expedition, die unter Führung des Kommandeurs der Truppe sich aus Hauptteilen von 3 Kompagnien — 10 Europäer, 235 farbige Soldaten, 3 Maschinengewehre — zusammensetzte und zwei Hauptaufgaben zu erledigen hatte.

Zunächst bezweckte die Expedition, das an Bevölkerung und Landesprodukten reiche Land, welches sich längs der englischen Grenze von Bascho nach Kotscha erstreckt, endlich unter die Verwaltung der Regierung zu bringen, was nach Verlauf von wenigen Monaten erzielt wurde. Demnächst sollte sie der deutsch-englischen Jola-Crossschnellen-Grenzexpedition die Wege zu einer ungestörten Vermessung der Grenze ebnet. Während in dem nördlichen Teil des Expeditionsgebietes — dem Alkasom-Bezirk — die Eingeborenen nur unwesentlichen Widerstand leisteten, kämpften sie in den südlich folgenden Gebieten von Muntschi und Bascho aufs hartnäckigste. Bei dieser Gelegenheit fiel bei der Erstürmung eines Häuptlingsdorfes einer unserer tüchtigsten Offiziere, Hauptmann Glauning, dessen Tod nicht nur für die Schutztruppe, sondern auch für die Kolonie einen grossen Verlust bedeutet.

Mit Schluss dieser Expedition konnte der vorläufig der Militärverwaltung überwiesene, seiner Lage nach aber zum Bezirksamt Ossidinge gehörige Bezirk Bascho der Zivilverwaltung übergeben werden, wodurch die Besatzung dieses Postens, ca. 40 Mann, zur Verfügung der deutsch-englischen Grenzvermessungskommission gestellt werden konnte.

Während hier der Bascho-Bezirk aus der Verwaltung der Truppe ausschied, richtete sie an der grossen Handelsstrasse Banyo-Gaschaka-Beli (engl.) bei Barua nahe der englischen Grenze einen Zollposten ein. Derselbe soll nicht nur den Handelskarawanen den nötigen Schutz angedeihen lassen, sowie das unterworfenen Alkasom-Gebiet allmählich der Regierung nutzbringend zuführen, sondern auch den dortigen Grenzverkehr, namentlich bezüglich des Waffen- und Sklavenschmuggels, beaufsichtigen und dabei den Zoll für die Aus- und Einfuhr von Vieh und Waren erheben.

Die Veranlassung zu einer weiteren kriegerischen Unternehmung war der Ausbruch einer religiösen Bewegung fanatischer Mohammedaner in Adamau. Durch das rechtzeitige Erkennen der Lage und das erfolgreiche Eingreifen der verfügbaren Abteilungen der 3. Kompagnie Kusserie und 7. Kom-

pagnie Garua wurde der Aufstand im Keime erstickt. Ist auf diese Weise auch die augenblickliche Gefahr glücklich beseitigt worden, so ist die Befürchtung einer allgemeinen Erhebung der mohammedanischen Völkerschaften nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen und daher stets im Auge zu behalten. Dieser politischen Verhältnisse wegen hat es sich als notwendig erwiesen, bei den in Garua und Kuserie stehenden 2 Kompagnien eine Umbewaffnung mit einem modernen Gewehr vorzunehmen und zur Erhöhung ihrer Beweglichkeit je einen Teil der beiden Kompagnien beritten zu machen (je 30 Mann). Zur Erhöhung der Gefechtskraft und Beweglichkeit werden die Kompagnien ausserdem allmählich mit fahrbaren Maschinen-Gewehren und Feldfahrzeugen versehen.

Auch im Süden des Schutzgebietes, der in den letzten Jahren mehr und mehr besetzt worden ist, wurde die 5. Kompagnie bei der Niederwerfung der Nord-Jetsangs infolge des wenig übersichtlichen Urwaldgebietes vor schwere Aufgaben gestellt. Das Eingreifen wurde erforderlich, da dieser Stamm durch fortgesetzte Einfälle in die Nachbargebiete die Herbeiführung geordneter Zustände für die Entwicklung des Handels unmöglich machte. Endlich war noch im Betschoa-Gebiet nördlich Jabassi die nach Bamum führende grosse Handelsstrasse durch die Eingeborenen gesperrt worden, die erst gewaltsam durch eine Abteilung in Stärke von 3 Europäern, 69 Soldaten und 1 Maschinen-Gewehr unter Führung eines Offiziers, geöffnet werden musste.

Ausser diesen militärischen Expeditionen waren naturgemäss noch eine Anzahl polizeilicher Massnahmen von geringerer Bedeutung notwendig.

Bei allen diesen Unternehmungen hat es sich in der Hauptsache nur um lokale Unruhen gehandelt, deren die jeweils in den betroffenen Gegenden stationierten Truppen Herr geworden sind. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass auch an den verschiedensten Orten zu gleicher Zeit Aufstände ausbrechen, deren Unterdrückung bedeutendere Truppenstärken als die schwachen Bezirksbesatzungen erfordern würde. Letztere aus der Besatzung der Nachbarbezirke zu entnehmen, ist insofern misslich, als immerhin zu erwarten steht, dass die Entblössung eines Bezirks von Truppen, bei den betreffenden Eingeborenen Aufstandsgelüste weckt. Hieraus ergibt sich die Wichtigkeit, dass an den Hauptplätzen des Schutzgebietes mit der Zeit eine grössere Zahl von stets verfügbaren und sofort marschbereiten Truppen — wie z. B. die in Soppo stehende 6. Expeditions-Kompagnie — stationiert werden, die einem grösseren Aufstand sofort mit Erfolg entgegentreten können. Um diese Art Reservetruppe schnell und überraschend im Aufstandsgebiet verwenden zu können, ist es, neben der Bereitstellung ständiger Trägerabteilungen — wenigstens bei den Reserve- und einem Teil der anderen Kompagnien — von grossem Vorteil, wenn die Küste mit den Stationen und die Stationen untereinander in telegraphischer Verbindung stehen. Dazu würde sich vielleicht mit der Zeit die Funktelegraphie eignen, weil sie billiger als die Drahttelegraphie ist und durch den Fortfall der Drahtleitung Zerstörungen seitens Unwetter, Eingeborener und Tiere im Zwischengelände nicht ausgesetzt ist. Von grossem Werte für die Truppenverschiebungen ist natürlich auch die Anlage von Eisenbahnen und guten Verkehrsstrassen, deren Ausbau dank der bereitgestellten Mittel rüstig vorwärts schreitet.

Gleich wichtig, wie die schnelle und sichere Verbindung der einzelnen Besatzungen untereinander und deren Beweglichkeit, ist die Zuverlässigkeit der farbigen Mannschaften der Truppe.

Die Gefahr ihrer ausschliesslichen Rekrutierung aus Inländern wird sofort klar, wenn man den immerhin möglichen Fall annimmt, dass sich die Eingeborenen, nachdem sie erst mal ihren alten Hader und Streit unter sich begraben haben, zum gemeinsamen Kampfe gegen den Weissen vereinigen sollten, und die Truppe somit gegen eigene Stammesgenossen kämpfen müsste. Diesem Umstand zu begegnen, hat man bislang auf Ersatz aus Monrovia und Liberia zurückgegriffen in dem Masse, dass annähernd die Hälfte des Truppenersatzes aus Ausländern bestand. Da indes in letzter Zeit dieser Ausländerersatz von Jahr zu Jahr abnimmt, hat man in Erwägung gezogen, durch Austausch aus den eigenen Kolonien Togo und Ostafrika das die Zuverlässigkeit bedingende Verhältnis zwischen In- und Ausländern sicher zu stellen.

Die Verwendung einer Europäertruppe (Marine-Infant.; Komp. aus S.-W.-A.) im Innern Kameruns beschränkt sich aus klimatischen Rücksichten auf Besetzung der Küstenplätze, sowie die lokale Verteidigung von Hauptpunkten und Bahnanlagen, wodurch dann allerdings die dort stationierten schwachen Abteilungen der Truppe zur Niederwerfung der Aufstandsbewegung verfügbar würden.

Die militärische Lage in Südwestafrika.

Vom Hauptmann im Kommando der Schutztruppen Becker.

Seit dem Friedensschluss mit den Bondels zu Ukamas am 23. 12. 06 hat mit Ausnahme der Morenga-Affaire und der Expedition gegen Simon Copper im allgemeinen Ruhe im Schutzgebiet geherrscht.

Die Ovambos haben erst kürzlich ausdrücklich die Herrschaft der deutschen Regierung anerkannt. Den ersten Anstoss zu den Mitte 1908 mit den Ovambos gepflogenen Verhandlungen gab der vom Häuptling von Ondonga-Ost Nechale ausgesprochene Wunsch mit der deutschen Regierung in Verhandlungen einzutreten. Daraufhin wurde der mit Land und Leuten wohl vertraute Hauptmann Franke mit wenigen Begleitern in das bisher von einer Berührung mit den Weissen tunlichst abgeschlossene Ovambogebiet entsandt. Endzweck der Verhandlungen sollte eine möglichst weitgehende Heranziehung der Ovambos als Eingeborenen-Arbeiter für die Zwecke des Schutzgebietes sein. Nur auf friedlichem Wege sollte die Anerkennung der deutschen Herrschaft, die bisher von den Ovambo-Häuptlingen nicht erfolgt war, angestrebt werden. Der vorsichtig wägenden aber doch energischen Art des Hauptmanns Franke ist die glückliche Durchführung der so schwierigen Aufgabe zu verdanken. Alle fünf auf deutschem Gebiet sitzenden Ovambo-Häuptlinge haben bedingungslos die Oberherrschaft des Kaisers anerkannt und sich unter den Schutz der deutschen Regierung gestellt. Sie haben sich mit der Arbeiteranwerbung in ihrem Lande einverstanden erklärt und versprochen, die Regierung hierbei zu unterstützen, sowie ihr Gebiet dem deutschen Handel zu eröffnen.

Zu dieser schnellen und friedlichen Lösung der Ovambofrage dürften neben der Einwirkung Frankes auch die im Oktober 1907 errungenen Erfolge der Portugiesen über die Kuammatas beigetragen haben. Zwischen zwei Feuern sitzend, deren Überlegenheit ihnen im Herero-Feldzug und während der portugiesischen Kuammata-Expedition sichtlich vor Augen geführt worden ist, werden sie wohl die Zwecklosigkeit weiterer Unbotmässigkeit eingesehen haben. Auch die Person des Nachfolgers des uns bisher feindlich gesonnenen, kurz vor Beginn der Verhandlungen verstorbenen Nechale, des schwachen energielosen und dem Trunke ergebenen Kambonde, wird auf den Gang der Verhandlungen nicht ohne Einfluss gewesen sein.

Im Hereroland sind die bisher in Gefangenenlagern bewachten Hereros am 1. 4. 1908 frei gelassen worden. Von diesem Tage ab unterliegen sie vorläufig noch den sogenannten Lindequistschen Eingeborenen-Verordnungen, durch die sie unter strenger Kontrolle gehalten werden. Wohl kommen noch vereinzelt Diebstähle insbesondere an Vieh vor, im allgemeinen aber herrscht Ruhe und Sicherheit im Norden des Schutzgebietes.

Von den Hottentotten ist der einzig bisher noch gegen uns im Feld stehende Gegner, der Stamm der Simon Copper-Leute, durch die erfolgreiche Kalahari-Expedition im März 1908 vorerst unschädlich gemacht worden.

Simon Copper war seit Anfang 1907 mit etwa 200 Mann Gefolgschaft, unter denen sich auch einige Leute der im Februar 1907 zersprengten Lambertbande sowie aus der Gefangenschaft entflohene Witbois und Hereros befanden, in der Kalahari nahe der englischen Grenze festgestellt. Versuche der Truppen im März, April und Anfang Mai 1907 den Gegner dort zu fassen, mussten wegen Wassermangels aufgegeben werden. In der Folgezeit wurde er daher nur durch die am Westrand der Kalahari befindlichen Stationsbesatzungen mit Patrouillen beobachtet. Eine ständige Aufsicht konnte dadurch freilich nicht erzielt werden, so dass sich die Räuber in ihren Zufluchtsstätten in der Kalahari sicher glaubten und dauernd von hier aus Streifzüge unternahmen. Diesen fielen ein Farmer und mehrfach auch Patrouillen zum Opfer.

Um den gefährlichen Friedensstörer, der eine stete Gefahr für jeden Farmer und Frachtfahrer bildete, so dass von einer ruhigen Farmbesiedelung ohne starke militärische Besatzung in der Nähe der Kalahari keine Rede sein konnte, endlich unschädlich zu machen, sollte ein entscheidender Schlag gegen ihn geführt werden. Mit der Ausführung desselben wurde der mit den Verhältnissen in der Kalahari wohl vertraute Hauptmann von Erckert beauftragt. Nach eingehenden Vorbereitungen, die hauptsächlich im Ausbau der Etappenstrasse, in der Formierung und Bildung von Kamelreiterkompagnien sowie in deren Ausbildung und Einübung bestanden, setzte sich der Führer am 12. März abends mit einer Abteilung bestehend aus drei Kompagnien, 1 Maschinengewehr-Abteilung und 700 Kamelen auf die Spur des Gegners. Wenn es auch bei dem am 16. März erfolgten Zusammenstoß nicht glückte, des Kapitäns selbst habhaft zu werden, so hat doch der Stamm der Simon Copper-Hottentoten eine schwere Einbusse an waffenfähigen Kriegersleuten erlitten, 58 Männer blieben auf dem Platze liegen, von den zahlreichen Verwundeten sollen noch manche gestorben sein.

Der Rest der Bande ist nach dem Gefecht zunächst auseinandergefallen und hat sich dann wieder um Simon Copper geschart, dessen Werft zu Anfang Juli 1908 3 Tagemärsche südöstlich Lihutitu (d. h. rund 200 Klm östlich der deutschen Grenze) in Höhe von Aminuis auf englischem Gebiete festgestellt wurde. Simon Copper soll erklärt haben, sich weder den Deutschen noch den Engländern zu stellen, vielmehr mit ihnen kämpfen zu wollen, falls sie ihn aufsuchen würden.

Ein beabsichtigter Vorstoß des Kapitäns Anfang Juli 1908 auf Aminuis wurde vereitelt. Ebenso wurde ein Versuch Simon Coppers, den er wohl infolge Wassermangels bei Lihutitu oder aus Furcht vor englischen auf Lihutitu vermuteten Angriffen im August unternahm, sich an der Wasserstelle Geinab am Nossob (auf deutschem Gebiet etwa 20 Klm westlich der englischen Grenze) festzusetzen, durch eine Patrouille nach kurzem Feuergefecht verhindert. Die sofort aufgenommene Verfolgung ergab, dass alle Spuren der 70 Mann starken flüchtenden Hottentoten in östlicher Richtung führten. Augenblicklich soll sich Simon Copper wieder bei Lihutitu befinden.

Im Süden des Schutzgebiets ist die Ruhe nur auf kurze Zeit durch das Erscheinen Morengas an der Ostgrenze gestört gewesen. Dank des energischen Eingreifens der Kappolizei jedoch wurde der Friedensstörer

bald unschädlich gemacht. Für die fortschreitende Beruhigung des Südens spricht die Tatsache, dass sich die in den Lokationen befindlichen Eingeborenen, insbesondere Johannes Christian, der Kapitän der Bondels, während der Morenga-Affaire völlig ruhig verhielten. Die seinerzeit aufgetauchten Gerüchte, der Kapitän sei mit Morenga und im Frühjahr 1908 auch mit Simon Copper in Verbindung getreten, haben sich nicht bewahrheitet. Er und sein Stamm sind bis in die neueste Zeit völlig loyal und ruhig geblieben. Einige kleinere Banden sind zwar aus ihren Lokationen entwichen und haben verschiedentlich Viehdiebstähle ausgeführt; dieses Ausbrechen lässt jedoch noch keinen Schluss auf die allgemeine Gesinnung des Stammes zu. In der Hauptsache ist das Entweichen auf den unbezähmbaren Freiheitsdrang der Bondels zurückzuführen und wird sich ein derartiges Davonlaufen auch späterhin noch vereinzelt ereignen. Es wird noch geraumer Zeit bedürfen, bis wir die Bondels zu einem sesshaften und arbeitsamen Volksstamm erzogen haben werden.

Um Herr der in vorstehendem geschilderten Lage zu sein, stehen augenblicklich 3000 Mann, vom 1. 4. 09 ab voraussichtlich etwa 2450 zur Verfügung, die sich vermutlich in 12 Kompagnien, 3 Maschinengewehrzüge, 3 Batterien, sowie 1 Telegraphen- und Signal-Abteilung gliedern dürften. Hinzu kommt noch eine nach dem Etat 716 Mann starke Polizeitruppe. Die Stärke der Polizei, die noch in der Organisation begriffen ist, beträgt aber augenblicklich erst etwa 415 Köpfe.

Zu der bewaffneten Macht können noch im Bedarfsfall etwa 2500 wehrfähige Männer des Schutzgebiets treten. Werden 25% der Mannschaften des Beurlaubtenstandes als Ausfall in Ansatz gebracht, so würde die verfügbare Mindeststärke der militärischen Kräfte im Fall eines Aufstandes rund 5000 Mann betragen. Zu berücksichtigen bleibt hierbei jedoch, dass diese über das ganze Land zerstreuten 5000 Mann nicht alle an den Feind gebracht werden können. Die Mannschaften des Beurlaubtenstandes werden in erster Linie die aktiven Truppen auf den Stationen zu ersetzen haben und ausserdem im Etappendienst und Bahnschutz Verwendung finden müssen. Die Stärke dieser für die rückwärtigen Verbindungen gerechneten Kräfte ist trotz der jetzt fertiggestellten Bahn Lüderitzbucht-Keetmanshoop und der in Aussicht stehenden Zweigbahn nach dem Süden bis Kalkfontein (nördlich Warmbad) sehr gering bemessen, wenn man bedenkt, dass im letzten Aufstand 4 Mann erforderlich waren, um 1 fechtenden Soldaten an die Front zu bringen, im Burenkrieg war diese Verhältniszahl sogar noch ungünstiger.

Die zur Sicherheit des Landes bestimmten Organe der Schutztruppe und Polizei dürften immerhin eine Stärke haben, die ausreichend erscheint, um Ruhe und Ordnung im Schutzgebiet bei lokalen inneren Aufständen aufrecht zu halten. Sollte es aber in Zukunft wieder mal zu einem allgemeinen grossen Aufstand kommen, so wird es ohne Verstärkungen aus der Heimat auf die Dauer wohl nicht abgehen können.

Im Falle eines Aufstandes der Bondels würde die Schutztruppe in der Lage sein, die Bondels zu verfolgen und zu vernichten. Die Bondels sind jedoch nicht in der Lage, die Schutztruppe zu vernichten.

Die evangelische Mission in den Deutschen Kolonien.

Von D. Westermann.

Die Mission hat in den letzten Jahren unstreitig an Beachtung und Ansehen gewonnen. Man lernt erkennen, dass sie nicht nur die Bestrebungen einzelner Sonderkreise darstellt, sondern dass ihr eine grosse, weltweite Bedeutung zukommt und in der Zukunft noch mehr zukommen wird. Früher waren es meist nur kleine Kreise mit besonders warmem religiösen Leben, die Mission trieben, heute ist es fast die ganze evangelische Christenheit. Und wenn auch gegenwärtig noch in vielen Bevölkerungskreisen das Interesse ein viel zu geringes ist und nicht selten ganz fehlt, so wird die Missionspflicht doch immer mehr als selbstverständliche, unumgängliche Aufgabe der christlichen Kirche anerkannt. Besonders erfreulich sind die in neuester Zeit auftretenden Bestrebungen, auch die gebildete und wohlhabende Männerwelt mehr als bisher auf die Grösse und Bedeutung der Missionsbestrebungen aufmerksam zu machen, um so ihr Interesse und ihre Mitarbeit dafür zu gewinnen.

Die Bedeutung der Mission für das Gesamtleben unseres Vaterlandes und seiner überseeischen Besitzungen zeigt sich schon jetzt auf mannigfache Art daheim und in den Kolonien. Die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens erhalten durch die Mission neue Anregungen und Befruchtungen oder schätzbare Material für ihre Forschungen. Lange Zeit hindurch waren die Missionare fast die einzigen, von denen wir verlässliche Nachrichten über das Leben der überseeischen Völker, insbesondere der Naturvölker, erhielten. Es ist freudig zu begrüssen, dass in neuerer Zeit besonders auch in unsere Kolonien Männer der Wissenschaft gehen, um die dort brachliegenden Schätze zu heben. Aber doch werden in manchen Fällen und auf gewissen Gebieten auch vor ihnen die Missionare einen Vorsprung haben dadurch, dass sie lange, oft ein ganzes Menschenalter hindurch, unter dem Volke leben, seine Sprache praktisch beherrschen lernen, auf alle Äusserungen des geistigen Lebens dieser Völker einzugehen trachten; so können sie in die Eigenart des Volkes, unter dem sie arbeiten, einen so tiefen Blick tun, für dasselbe ein so gutes Verständnis gewinnen, wie es anderen nicht so leicht vergönnt ist.

Auf die einzelnen Gebiete des Wissens, die aus der Beschäftigung mit der Mission Nutzen ziehen, sei hier nur kurz hingewiesen: „Die Mission bietet dem Theologen nicht nur ein grosses neues Wissensgebiet, das in seiner Gesamtheit als ein Kapitel der Kirchengeschichte zu behandeln ist, sondern vor allem ein ungeheures Anschauungsmaterial für die Arbeit in fast allen theologischen Disziplinen . . . Sie zwingt zu neuer Vergleichsarbeit durch neuen Stoff, der einmal die Wirkungen des Evangeliums in grosser Fülle und wünschenswerter Objektivität zeigt, der sie andererseits unter Verhältnissen darstellt, die von den heimatlichen weit verschieden

sind, und der endlich eine so ins Auge springende Verwandtschaft mit den der Geschichte angehörenden ersten Perioden des Christentums aufweist, dass er zur Revision des Urteils die Theologen von rechts und links nötigt.“ (M. Wilde in „Mission und Pfarramt“ Jahrg. I, Heft 1).

Die Religions- und Völkerkunde, die Rechtsforschung sowie die Sprachwissenschaft erhalten durch die Veröffentlichungen der Missionare das wertvollste Material. Es sei statt vieler nur erinnert an ein Buch, wie das des Missionars Spieth über die Ewe-Stämme in Togo. Die moderne afrikanische Sprachforschung, die sich der indogermanischen getrost an die Seite stellen darf, wäre kaum denkbar ohne die sprachlichen Arbeiten der Missionare, die den heimischen Gelehrten die Unterlagen für ihre Forschungen in die Hand geben.

Aber auch abgesehen von einzelnen Gebieten des geistigen Lebens ist die Beschäftigung mit der Mission überhaupt geeignet, den Blick zu weiten, den Interessenkreis und damit den Lebenskreis eines Menschen zu vergrössern, fremde Völker in ihrer Eigenart verstehen und achten zu lehren, den Sinn von den eigenen kleinlichen Interessen abzulenken und für ein grosses, selbstloses und in seiner Erfüllung beglückendes Ziel zu arbeiten.

Ein eigentlich aktuelles Interesse in weiteren Volkskreisen, insbesondere auch in politisch interessierten, erhielt die Mission durch den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte. Seit Deutschland überseeischen Besitz mit nichtchristlicher Bevölkerung hatte, lag es nicht nur für die deutschen Missionsgesellschaften nahe, diese deutsch gewordenen Gebiete soweit möglich in den Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen, sondern auch in solchen Kreisen, die sich bisher nicht sonderlich für Mission interessiert gezeigt hatten, ward das Verlangen ausgesprochen, die deutschen Kolonien mit deutschen Missionaren zu besetzen. Die Mission hat das Natürliche und Berechtigte solcher Wünsche anerkannt, und es haben eine ganze Reihe von Gesellschaften ihre Arbeit in den deutsch gewordenen Ländern angefangen, die vorher dort nicht waren. Die Mission Berlin III (jetzt Bielefelder) ist sogar direkt aus der Kolonialbewegung heraus entstanden und als Kolonialmission gegründet worden.

Damit traten ganz neue Aufgaben und Forderungen an die Mission heran; sie wurde wohl oder übel in die vielgestaltigen Fragen der deutschen Kolonialbewegung hineingezogen und musste zu ihnen Stellung nehmen. Draussen musste und muss sie neben, zum Teil mit den Kolonialbeamten und den übrigen Europäern in den Schutzgebieten arbeiten. Bei der Neuheit und vielfachen Unklarheit aller Verhältnisse ist es nicht verwunderlich, wenn es manchmal zu Zusammenstössen kam und man erst allmählich leidenschaftslos zugeben lernt, dass man trotz mancher grundsätzlich verschiedener doch auch manche gemeinsame Ziele habe und dass ein Zusammenarbeiten unter allen Umständen vorteilhafter und angenehmer sei als ein Gegen einander. Und wenn auch jetzt noch die Mission gelegentlich manches unfreundliche Urteil sich gefallen lassen muss, so ist es doch wenigstens nicht mehr möglich, sie mit einem Achselzucken abzutun. Dazu ist auch draussen ihre Bedeutung und Wirksamkeit viel zu gross, und ob diese ihre Wirksamkeit als Ganzes genommen den Kolonien zum Heil oder zum Unheil ausgeschlagen ist, darüber zu streiten wäre überflüssig. Die Mission darf ohne Überhebung sagen, dass sie an der allseitigen Erschliessung unserer Schutzgebiete erfolgreich mitarbeitet. Sie hat an der planmässigen Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit und zur höheren Gesittung den

grössten Anteil. Um nur eines anzuführen: Woher sollten, besonders in Deutsch-Westafrika, Regierung, Faktoreien und Pflanzungen ihre nach Hunderten zählenden farbigen Angestellten: Kanzlisten, niedere Post- und Zollbeamte, Ladengehilfen, Buchhalter, Agenten, Aufseher, Lehrer etc. nehmen, wenn nicht die Zöglinge der Mission da wären. Man hält es ferner mit Recht für nötig, die Bedürfnisse der Eingeborenen zu steigern, um so ihre Arbeitsleistungen anzuregen. Wo die Mission arbeitet und Einfluss gewinnt, werden bei den Eingeborenen ganz von selber die mannigfachen neuen Bedürfnisse wach: Verbesserte Lebenshaltung, Kleidung, grössere, bequemere Wohnungen, Schulmaterialien, Errichtung von Schul- und Kirchengebäuden usw. Die Mission dringt mit allem Nachdruck darauf, dass die heiden-christlichen Gemeinden es als ihre Pflicht ansehen lernen, für alle ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln aufzukommen. Das bedingt nicht nur ein beträchtliches Mass von Arbeit und Aufwendungen von seiten der Eingeborenen, sondern, was noch viel bedeutsamer ist, es lehrt sie, diese Arbeiten im Interesse der ganzen Gemeinde, also zu einem nicht selbstsüchtig persönlichen Zweck zu tun; gerade dies ist für die Erziehung des Negers von grösster Wichtigkeit; denn ihm ist von Haus aus der Gedanke ganz fremd, etwas zu tun, das nicht ihm selber in die Augen springenden materiellen Nutzen gewährt. Auf Einzelheiten der im engeren Sinne kulturfördernden Arbeiten der Mission wird weiter unten bei Besprechung der missionarischen Arbeitsgebiete noch hingewiesen.

Je länger die Mission arbeitet, je mehr sie Zeit gewinnt, ihre Arbeit zu vertiefen und zu festigen, desto williger werden auch ihre Erfolge anerkannt werden. Dass dies jetzt schon in steigendem Masse geschieht, insbesondere auch durch die neue, eingeborenenfreundliche Richtung der Kolonialregierung, eröffnet der Mission die freundlichsten Aussichten. Bemerkenswert ist auch die durchweg zustimmende und anerkennende Behandlung, die die Mission in den vorjährigen Kolonialberatungen des Reichstages erfuhr. Es zeugt dort von einem wachsenden Verständnis für die Bedeutung der Mission, wenn ein Abgeordneter sagte: „Mission wird immer sein, Mission muss sein.“

Aus dieser neuen, missionsfreundlichen Stimmung ergibt sich für die Mission ein zweifaches: Sie muss erstens festhalten an ihrem eigentlichen Ziel: die Heiden zu Christen zu machen, in geduldiger, unermüdlicher, aber auch energischer Arbeit die Eingeborenen so zu erziehen, dass sie, wenn auch anfangs wie schwache Kinder, nach den Lehren des Evangeliums leben. Dies hohe Ziel ist nur langsam, allmählich, in grösserem Umfang erst im Laufe mehrerer Generationen erreichbar. Es liegt gegenwärtig die Gefahr nahe, in die Augen fallende Erfolge möglichst rasch herbeiführen zu wollen; das kann nur verhängnisvoll werden; ebensowenig kann es der Mission nützen, wenn sie sich zum Werkzeug anderer Bestrebungen hergibt und ihnen zuliebe auch nur das Geringste ihres eigentlichen Zieles aufopfert oder in den Hintergrund stellt. Sie muss stets offen und freimütig vertreten, was sie erreichen will: Die sittlich-religiöse Erziehung und Erneuerung der Eingeborenen. Solche Charakterfestigkeit und Treue gegen sich selbst wird ihr stets die grösste Achtung verschaffen und die dauerndsten Erfolge sichern.

Auf der anderen Seite aber muss die Mission volles Verständnis gewinnen für die neue Lage, die vorwärtsdringende Kolonialbewegung, deren Aufgabe eine möglichst schnelle und allseitige Erschliessung unserer Kolonien ist; und sie hat sich an diesen Aufgaben, die ja bis zu einem ge-

wissen Grade durchaus mit in den Rahmen ihrer eigenen Arbeit fallen, nach bestem Vermögen zu beteiligen. Sie wird mit Freuden das Ihre tun, unsere Kolonien zur Blüte zu bringen. Es ist gewiss nicht überflüssig, wenn schon bei der Ausbildung der Missionare darauf Bedacht genommen wird, sie in die vielfach so neuen Lebensverhältnisse der Kolonien einzuführen, ihnen einen offenen, weiten Blick und Verständnis für die mannigfachen Fragen und Aufgaben, die ihnen draussen entgegentreten, zu vermitteln und ihnen zu sagen, dass sie an der Lösung dieser Fragen ein Interesse haben. Man kann es deshalb mit Freuden begrüßen, dass immer mehr evangelische Missionare vor ihrer Ausreise am Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin ihre Studien ergänzen, wo neben der rein sprachlichen auch eine vielseitige kolonialwissenschaftliche Ausbildung geboten wird.

Auch die eigentliche Missionsarbeit in den Kolonien wird in manchem dadurch einen besonderen Charakter erhalten, dass die Eingeborenen deutsche Untertanen sind und zu deutschen Bürgern erzogen werden sollen. In allen Kolonien wird schon jetzt Unterricht in der deutschen Sprache gegeben, und dieser wird sich mit der fortschreitenden Entwicklung noch weiter ausdehnen, denn es ist selbstverständlich, dass der Europäer mit den in seinen Betrieben angestellten Eingeborenen in seiner Muttersprache verkehren möchte, dass besonders die Amtssprache, die Buchführung etc. deutsch sein sollten. Für jeden Eingeborenen, der sich eine höhere Bildung aneignen will, ist die Kenntnis einer europäischen Sprache, in unserem Falle also der deutschen, unumgänglich nötig, weil ihm erst dadurch der Zugang zur deutschen Literatur eröffnet wird. Auch ist ja nicht zu leugnen, dass die deutsche Sprache ein Band sein kann, das dem Eingeborenen das Mutterland und dessen Denkungsart näher bringt und ihn mit mehr Bewusstsein und Stolz sich als Angehörigen des Deutschen Reiches fühlen lässt. Aber bei allem Entgegenkommen in diesem Stück muss die Mission sich doch auch energisch vor dem Extrem bewahren, auf den Deutsch-Unterricht den grössten Nachdruck zu legen und ihm alles andere unterzuordnen, oder wohl gar unter gänzlichem Ausschluss der Eingeborenen-Sprache das Deutsch von vornherein als Unterrichtssprache einzuführen, wie es in neuerer Zeit von manchen Kolonialbehörden nahe gelegt wird. Dadurch wird keine richtige Ausbildung und Erziehung, sondern nur eine Abrichtung erreicht, und mit abgerichteten, dressierten Eingeborenen kann der Kolonie nicht gedient sein. Eine wirkliche Erziehung ist nur möglich, wenn man die Eigenart eines Volkes, also in erster Linie seine Sprache, verstehen lernt, auf sie eingeht und aus ihr heraus, mit steter Berücksichtigung ihrer Denkweise, sie einführt in den Kreis unserer europäischen Kultur. Nur so kann das, was wir den Eingeborenen bringen, ihr wirklicher Besitz werden, den sie dann auch zu ihrem eigenen Heil und dem der Kolonie selbständig verwerten können. Überhaupt ist es doch sehr wichtig, unsere nachahmungslustigen Neger vor blindem Nachmachen und Nachbeten unverständener europäischer Dinge zu bewahren, sie tüchtig zu machen zum wirklichen inneren Aufnehmen der mit Macht auf sie eindringenden europäischen Kultur, zu deren Erwerb sie nichts geleistet haben, sondern die ihnen mühelos in den Schoss fällt, ihnen zu sagen, eine wie gewaltige Summe von körperlicher oder geistiger Arbeit in dieser Kultur steckt und sie dadurch zur Selbstbescheidung und zur Nacheiferung zu führen.

Weil die Missionare wie kein anderer Europäer mit den Eingeborenen Fühlung haben, so fällt ihnen ganz besonders diese Aufgabe zu; sie sind

die natürlichen Vermittler zwischen den Europäern und den Eingeborenen, die Überleiter von der alten zur neuen Zeit.

II. Im folgenden sollen nun eine Übersicht über die Arbeitsgebiete der evangelischen Mission in unseren Kolonien gegeben und zugleich ihre Arbeitsweise und die verschiedenen Zweige ihrer Tätigkeit kurz geschildert werden. Dabei sei vorausnehmend bemerkt, dass über die eigentlich religiöse Beeinflussung, auf die natürlich der grösste Nachdruck gelegt wird, hier wenig gesagt zu werden braucht, da das einmal nicht eigentlich im Rahmen dieser Arbeit liegt, und da sie auch auf allen Gebieten wesentlich gleichartig ist. Sie geschieht in erster Linie durch die Heidenpredigt; erst wenn eine Gemeinde gesammelt ist, kommen der sonntägliche Gottesdienst, mancherorts auch wochentägliche Andachten, sowie ferner die persönliche Seelsorge hinzu. Der Erfolg dieser Bemühungen zeigt sich meist nicht so rasch, wie mancher wünscht. Auch ist er seiner Art nach innerlich und kann also nicht statistisch festgestellt werden. Aber er fehlt trotzdem nicht und tritt auch bei manchen Gelegenheiten in äussere Erscheinung. Nur muss man bei seiner Beurteilung nie den Boden ausser acht lassen, auf dem diese Früchte erwachsen. Auch der Negerchrist ist eben doch noch ein Neger und wurzelt viel zu fest in seiner Umgebung und seiner Vergangenheit, als dass er auf einmal von all seinen uns un erfreulichen Eigenschaften loskommen könnte. Zieht man dies in Betracht, sucht man auch hier wieder den Eingeborenen in seiner Eigenart zu verstehen, so wird man bei sehr vielen einen entschiedenen Fortschritt gegenüber seinen heidnischen Stammesgenossen wahrnehmen.

Arbeitsgebiete der Evangelischen Mission finden sich in allen deutschen Kolonien. Fangen wir mit der grössten, mit Deutsch-Ostafrika an. Hier arbeiten eine ganze Reihe von Gesellschaften: 1. Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Bielefelder) in West-Usambara; im letzten Jahre hat diese Mission einen kühnen Vorstoss bis in die äusserste Nordwestecke unseres Schutzgebietes, nach Ruanda, gemacht und dort eine neue Arbeit angefangen; hier arbeitete bis jetzt noch keine evangelische Mission, und nur ein kleiner Teil des Landes war von katholischen Missionaren besetzt worden. 2. Die Berliner Missionsgesellschaft. Sie hat ihre Stationen in Usaramo, im Digolande, im Konde- und Hehelande. 3. Die Mission der Brüdergemeinde mit den Missionsprovinzen Unyamwesi und Nyassa. 4. Die Leipziger Missionsgesellschaft im Bezirk Moschi, also im Gebiet des Kilimandjaro. 5. Die Mission der Adventisten mit den Stationen Kihurio und Friedenstal. 6. Die englische Universities Mission im Bezirk Tanga. 7. Die ebenfalls englische Christ Church Missionary Society in Usagara, Ugogo und in Nassa, Bezirk Muansa, am Südufer des Viktoria Nyansa.

Wie man aus dieser Aufzählung sieht, erstreckt sich die evangelische Missionsarbeit fast über das ganze Schutzgebiet; am schwächsten ist der nordwestliche Teil besetzt; hier ist die Bielefelder Mission in Ruanda bis jetzt die einzige. Wie stark der Einfluss der Kolonialbewegung auf den Gang der Missionsarbeit gewesen ist, erhellt daraus, dass sämtliche deutschen Missionsunternehmungen in Deutsch-Ostafrika erst nach der Besitzergreifung begonnen worden sind. Vorher waren nur die beiden englischen Gesellschaften dort. Fast alle Missionen berichten übereinstimmend, dass ihre Arbeit, wenn auch nicht überall rasch, so doch stetig fortschreitet. In manchen Bezirken steht freilich das Werk noch ganz in den Anfängen,

aber überall freuen sich die Missionare, dass sie das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen und sie mit all ihren Anliegen auf die Missionsstation kommen; in der Masse als die Mission an Einfluss gewinnt, nimmt hierdurch der Aberglaube und die Macht der Zauberer ab. Die Eingeborenen lernen einsehen, dass der Missionar um ihrer selbst willen da ist, und es kommt nicht selten vor, dass sie ihn, selbst wenn sie noch Heiden sind, in seiner Arbeit unterstützen. So berichtet z. B. die Mission der Brüder-Gemeinde in Unyamwesi, dass Christen und Taufbewerber dem Missionar bei seinen Evangelisationsreisen hilfreich an die Hand gehen, und dass sogar die Heiden Versammlungshütten errichten.

Grosse finanzielle Opfer scheinen die Christengemeinden noch nicht aufzubringen, was sich wohl daraus erklärt, dass die meisten Gemeinden klein sind, und dass die wirtschaftlichen Verhältnisse noch nicht so entwickelt sind wie z. B. in Westafrika. Erfreulich ist, dass vielerorts die Christen anfangen, eine bessere Lebenshaltung zu erstreben, als sie die Heiden haben. So haben sich z. B. in Usambara eine Anzahl der Gemeindeglieder Häuser aus Luftziegeln gebaut, und es wird ganz richtig bemerkt, dass mit der besseren Häuslichkeit auch die Bedürfnisse wachsen, und die Folge ist, dass die Eingeborenen mehr zur Arbeit gehen müssen, um die letzteren befriedigen zu können.

Einen breiten Raum nimmt in der Missionsarbeit das Schulwesen ein; man muss allen Nachdruck darauf legen, die Jugend zu gewinnen, da in manchen Fällen die Alten doch nicht zum Aufgeben ihrer hergebrachten Lebensgewohnheiten veranlasst werden können. Die Unterrichtssprache ist in sehr vielen Gebieten das Suaheli. Obgleich es ja nur für die Küstenbewohner Muttersprache ist, reicht sein Einfluss als Sprache der Regierung und der vornehmeren Küstenbewohner doch so weit, dass es sich auch in weit entfernten Gegenden leicht einführt und vielerorts längst eingeführt ist. Erleichtert wird dies dadurch, dass die meisten Sprachen des Schutzgebietes mit dem Suaheli gleichen Stammes sind. In manchen Gebieten wird allerdings zuerst in der dort heimischen Sprache unterrichtet und daneben den Schülern das Suaheli allmählich vertraut gemacht. Diese weite Verbreitung des Suaheli ist zweifellos auch für die Missionsarbeit ein Vorteil; denn es würde ja ganz unmöglich sein, für jede der im Schutzgebiete gesprochenen Sprachen eine Schul- und Kirchen-Literatur zu schaffen; wenn auch für die Anfangszeiten einige Bücher in der Muttersprache des betreffenden Volkes gedruckt werden, so ist es doch überaus wünschenswert, dass später eine Einheitssprache herrsche, und dazu ist unfraglich das Suaheli berufen. — Unterricht im Deutschen wird erst verhältnismässig wenig erteilt, darin scheint man gegen Togo und Kamerun weit zurück zu sein. Jedenfalls ist das Verlangen nach deutschem Unterricht und das Bedürfnis nach deutsch sprechenden Eingeborenen noch lange nicht so gross wie in Deutsch-Westafrika. Bemerkenswert ist immerhin, dass nach dem amtlichen Jahresbericht die katholische Mission eine weit grössere Anzahl deutscher Schulen hat als die evangelische. So fraglos wertvoll und notwendig ja ein gründlicher Unterricht in der Muttersprache ist, so ist andererseits auch klar, dass zu Angestellten der Behörden und auch der Privatunternehmungen vorzugsweise solche Eingeborene genommen werden, die der deutschen Sprache mächtig sind. Da diese durch ihr Amt naturgemäss Ansehen und weiteren Einfluss erlangen, so sollte es der evangelischen Mission nicht gleichgültig sein, ob ihre Anhänger in solche Stellen gelangen oder nicht. — Ärztliche Tätigkeit wird fast auf allen Stationen ausgeübt; sie ist wohl,

besonders in der Anfangszeit, mehr als jede andere geeignet, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und mit ihnen in vielfache Berührung zu kommen. Die Bielefelder Mission hat in Usambara ein eigenes Hospital mit einem europäischen Missionsarzt; in ihrer Klinik wurden nicht weniger als 2400 Eingeborene und ausserdem 116 Europäer behandelt. Die Berliner Mission im Bezirk Langenburg versorgt zwei von der Regierung eingerichtete Lepraheime; sie hat für den Samariterdienst eine eigene Krankenschwester angestellt. Auch die englische Church Mission in Nassa hat eine Poliklinik und eine Apotheke.

Die Gründung und Unterhaltung einer Missionsstation bringt es von selber mit sich, dass die Eingeborenen der näheren Umgebung zu allerlei Arbeiten herangezogen werden. Beim Bau der Häuser, Herstellung von Möbeln, Anlegung von Wegen und Farmen ist man auf ihre Hilfe angewiesen, und es dauert meist nicht lange, bis die Stationen sich einen Stamm von gelernten Arbeitern und Handwerkern herangezogen haben, der nicht nur der Mission, sondern auch den übrigen Europäern und späterhin den Eingeborenen selber zugute kommt. In Bumbuli und Hohenfriedeberg (Usambara) gibt es z. B. eingeborene Tischler, Drechsler, Schuhmacher, Lederarbeiter, Maurer und sogar einen Uhrmacher. Ähnliche Fortschritte werden von fast allen Stationen gemeldet. Sehr viele Missionen haben auch kleinere Pflanzungen angelegt oder veranlassen ihre Gemeinden, solche anzulegen, um aus deren Erträgen ihre wachsenden Gemeindebedürfnisse zu befriedigen.

Auf die literarischen Arbeiten der Missionare sei nur kurz hingewiesen. Fast überall ist schon eine kleine Literatur in den Eingeborenensprachen fertiggestellt. Hand in Hand damit geht die Schaffung von Hilfsmitteln zur Erlernung der Sprachen für den Gebrauch der Europäer.

Im Anhang sei noch der mit der Mission in freundschaftlichem Zusammenhang stehende evangelische Afrikaverein erwähnt. Er hat in Lutindi eine Station, die die Erziehung der von der Regierung befreiten Sklavenkinder sich zur Aufgabe gestellt hat und ausserdem Irrenpflege betreibt.

In Kamerun nimmt die Basler Mission den ersten Platz ein. Sie hat hier eine blühende, rasch fortschreitende Arbeit. Nicht weniger als 200 eingeborene Lehrer, die zum grössten Teil auf dem Gehilfenseminar in Buea ausgebildet sind, stehen in ihrem Dienst. In den letzten Jahren haben die Basler ihre Stationen bis nach Bali und Bamum, also an die Nordwestgrenze der Kolonie ausgedehnt. Damit sind sie an die Grenze der mohammedanischen Völker gekommen. Die Arbeit in Kamerun beschränkt sich zumeist auf die jüngere Generation; die im Heidentum alt Gewordenen sind schwer zu beeinflussen; sie sehen es aber gern, wenn die Jungen sich der Mission und damit der neuen Zeit zuwenden. So ist auch in der Tat der Zudrang zu den Schulen ein grosser, und in vielen Fällen ist es nicht möglich, auch nur die nötigsten Räumlichkeiten zu beschaffen. Namentlich Deutsch wird mit Begeisterung gelernt. Die Mission unterhält auch eine Handwerkerschule. Die ärztliche Mission ist durch einen Missionsarzt und eine Krankenschwester vertreten. Ausser der Basler arbeiten in Kamerun noch zwei evangelische Gesellschaften: die deutschen Baptisten und die amerikanischen Presbyterianer. Erstere wirken neben den Baslern in erster Linie unter dem Duala-Volke, haben aber ebenfalls ihre Stationen weiter ins Innere vorgeschoben; in Nusebi, östlich von Nyamtang, ist die Anlage einer neuen Hauptstation geplant. In Soppo befindet sich ein Gehilfen-Seminar; dort wird den Zöglingen auch Gelegen-

heit geboten, auf dem grossen Missionsgrundstück unter Aufsicht und Anleitung eines Fachmannes auch Feld- und Gartenbau und Obstkultur zu lernen. Charakteristisch für die Stammzersplitterung in Kamerun ist, dass diese Mission, die nur vier Hauptstationen hat und ihren Wirkungskreis auf ein verhältnismässig sehr kleines Gebiet beschränkt, unter elf verschiedenen Stämmen arbeitet. — Die Presbyterianische Mission hat ihre Stationen im südlichen Küstenbereiche der Kolonie, unter den Buli-, Ngumba-, Bene- und Ntum-Stämmen. Auch diese Mission hat ein eigenes Gehilfen-Seminar. Die Zahl ihrer Schüler ist 2300.

Alle drei Missionen berichten über grossen Zudrang zu den Schulen und über gute Erfolge der Schüler. In sehr vielen Schulen wird Deutsch unterrichtet. Als Schul- und Kirchensprache ist von den Baslern und vor ihnen von den Baptisten das an der Küste gesprochene Duala eingeführt. Doch stellt es sich immer mehr heraus, dass es unmöglich ist, mit dieser Sprache auch die Stämme des Innern zu bearbeiten. Das Duala bedeutet für Kamerun lange nicht das, was das Suaheli in Ostafrika ist. Die Presbyterianer haben schon jetzt das Bulu eingeführt, und die Basler haben in Bali die dort herrschende Sprache zur Schriftsprache erhoben. Die Katholiken in Südkamerun unterrichten in der Yaunde-Sprache. Die grösste Literatur weist das Duala auf; ausser zahlreichen Schulbüchern und dem Neuen Testament gibt es auch für Europäer bestimmte Lehrbücher.

Im ganzen ist es erst ein kleiner Teil Kameruns, in dem die Mission arbeitet. Nur der Küstenbezirk im Umkreis von etwa 250 km ist ziemlich dicht von Missionsstationen besetzt. Das ganze Hinterland, etwa zwei Drittel des Schutzgebietes, ist bislang ohne jede missionarische Beeinflussung. In vielen Gegenden, besonders denen mit mohammedanischer Bevölkerung, dürften wegen der noch wenig ruhigen Zustände sich zurzeit Missionsniederlassungen kaum empfehlen, doch werden auch hier sicher mit der zunehmenden Befriedung bald sichere Verhältnisse eintreten, so dass die Mission die ihrer harrenden grossen Aufgaben in Angriff nehmen kann.

Togo ist seit länger als einem halben Jahrhundert das Arbeitsgebiet der Norddeutschen (Bremer) Missionsgesellschaft, die unter dem den südlichen Teil des Schutzgebietes bewohnenden Ewevolke ihre Tätigkeit begonnen hat, jetzt aber auch unter den nördlicher wohnenden Völkern arbeitet. Das von der Mission beeinflusste Gebiet erstreckt sich fast bis zum 7,5. Grad nördlicher Breite. Das eigentliche Ewe-Sprachgebiet reicht zwar nicht so weit, doch wird überall das Ewe als Kirchen- und Schulsprache eingeführt, was um so leichter ist, als die vielen kleinen Volkssplitter, die hier sitzen, schon bisher neben ihrer Muttersprache des Ewe zum Teil mächtig waren. Es ist sogar wahrscheinlich, dass diese Sprache noch weiter nach Norden hin erobernd vordringen wird. Es existiert in Ewe eine reichhaltige Schul- und kirchliche Literatur, auch grammatikalisch und lexikalisch ist die Sprache bearbeitet. Die Mission in Togo bietet besonders in den letzten Jahren ein Bild gesunden kräftigen Wachstums und schnellen Fortschrittes, was zum Teil dem gesamten wirtschaftlichen Aufblühen dieser Kolonie mit zu verdanken ist. Dass auch die Neger imstande sind, für rein ideale Zwecke Opfer zu bringen, zeigt die Tatsache, dass die mit Einschluss der Kinder 6000 Seelen zählenden Ewe-Gemeinden im letzten Jahre 20000 Mark für kirchliche Zwecke aufgebracht haben; hierbei sind die Leistungen an Arbeit noch nicht mitgezählt. Neben der Norddeutschen Mission arbeiten in Togo noch deutsche Methodisten, die in Anecho ihren Sitz haben, ihren Wirkungs-

kreis aber nie über dessen nächste Umgebung hinaus ausgedehnt haben. Die Mission wird im Wachstum gehindert durch steten Mangel an eingeborenen und europäischen Hilfskräften.

In Deutsch-Südwestafrika ist gegenwärtig die Hauptaufgabe, die durch den Aufstand vielfach zugrunde gerichtete Mission wieder neu aufzubauen. Es ist gewiss keine sehr erfreuliche Arbeit, Trümmer zu retten und aus ihnen etwas Ganzes zu machen, aber die Rheinische Mission, deren Stationen am meisten gelitten haben, hat sich mit Mut und Unverdroffenheit an diese Arbeit gemacht. Nach Beendigung des Aufstandes hatten die Missionare die Freude, über 12000 geflüchtete Herero zu sammeln und sie zur Unterwerfung zu bewegen. Die Missionsarbeit hat jetzt dadurch einen ganz anderen und ungleich schwierigeren Charakter erhalten, dass die meisten Eingeborenen den einzelnen Farmen als Arbeitspersonal zugewiesen und über das ganze Land zerstreut werden. Man hat es nicht mehr mit einem Volksganzen, sondern mit unter unmittelbarer Botmässigkeit stehenden Einzel-Individuen zu tun. Während unter der Herero- und Nama-Bevölkerung die Rheinische Mission als einzige evangelische arbeitet, teilt sie den Norden des Schutzgebietes, wo die Ovambo wohnen, mit den Missionaren der Finischen Gesellschaft. Hier, in dem vom Aufstand nicht berührten Gebiet, geht die Arbeit ihren ruhigen Gang weiter. Die Gesamtzahl der evangelischen Christen in Südwestafrika beträgt immerhin trotz der grossen Verluste reichlich 10000, die der Schüler über 2000.

Auch auf den Deutschen Südseeinseln ist die evangelische Mission überall vertreten. Im Bismarck-Archipel arbeitet eine Methodistische Missionsgesellschaft, die in Australien ihren Sitz, aber zum grösseren Teil deutsches Personal in ihrem Dienst hat. Ihr Werk schreitet hier rüstig voran, und der Einfluss der Mission nimmt sichtbar zu. In den gehobenen Schulen wird fleissig Deutsch gelehrt. In Ulu auf der Insel Neu-Lauenburg befindet sich ein Lehrer-Seminar, auf dem 40—50 junge Leute zu Gehilfen ausgebildet werden. Doch genügen die daraus hervorgehenden Kräfte dem immer grösser werdenden Bedarf nicht; es werden deshalb noch Lehrer und Pastoren von den anderen Gebieten dieser Missionsgesellschaft, namentlich von den Fidji-Inseln, bezogen. Auf Ulu ist auch eine Missionspflanzung mit 18000 Kokospalmen. Ferner werden mit Ficusbäumen und Kaffee Anpflanzungsversuche gemacht.

In Deutsch-Neuguinea (Kaiser Wilhelmsland) finden wir die Rheinische und die Neuendettelsauer Mission, erstere an der Astrolabe-Bai, letztere bei Finschhafen. Die Rheinische Mission hatte eine lange Geduldprobe zu bestehen, bis sie einigen Erfolg sah, in letzter Zeit zeigt sich dieser aber immer mehr in mancher Weise. Auch nach aussen ist die Arbeit gewachsen; ihr Einfluss erstreckt sich von fünf Hauptstationen aus über das ganze Küstengebiet von Elisabethhafen, einschliesslich der gegenüberliegenden Dampierinsel, bis zur Helmholtzspitze an der Maclayküste. In den Schulen wird auch Deutsch unterrichtet; die Schüler der Kostschule werden in der Freizeit mit landwirtschaftlichen und anderen Arbeiten beschäftigt. Eine Literatur ist im Entstehen begriffen. Die Missionare üben auch eine ausgedehnte Heiltätigkeit aus. — Die Neuendettelsauer Missionare berichten, dass die Eingeborenen unter dem Einfluss der Mission friedfertig geworden sind und in bezug auf das Mein und Dein ehrlich. Die Eingeborenen werden von ihnen angeleitet, Kokospalmen und Kautschukbäume anzupflanzen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse. — Auf den Ost-

Karolinen und den Marschallinseln arbeitete bislang eine amerikanische Gesellschaft, der American Board. Sie hat aber im letzten Jahre den erstgenannten Teil ihres Arbeitsgebietes, die Ost-Karolinen, an die deutsche Liebenzeller Mission abgegeben und behält nur noch die Marschallinseln. Ein besonders wertvolles Hilfsmittel ist bei den vielen Seereisen der Missionsdampfer „Morgenstern“, dessen Baukosten von amerikanischen Sonntagsschulkindern aufgebracht worden sind. Fast jede der Marschallinseln hat eine eigene evangelische Schule, und auf je vier Inseln kommt eine Kirche. Die Westkarolinen haben keine evangelische Mission.

Die Insel Samoa ist ganz christianisiert. Die Hauptarbeit hat hier die Londoner Mission getan, die auch jetzt noch tätig ist, um die Christen zu festigen, zu leiten und sie zu grösserer Selbständigkeit zu erziehen.

In dem Pachtgebiet von Kiautschou wirken zwei deutsche evangelische Missionen: die Berliner Mission und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Beide legen besonderen Nachdruck auf die Schultätigkeit und besitzen neben einfachen Volksschulen höhere Lehranstalten, in denen den Chinesen das Christentum und deutsche Geistesbildung vermittelt werden sollen. Der evangelisch-protestantische Missionsverein treibt ausserdem ärztliche Mission und hat zu diesem Zweck ein Hospital gegründet.

Es sind grosse und vielgestaltige Aufgaben, die der Mission in unseren Kolonien harren, und viele von ihnen sind eben erst in Angriff genommen. Um alle glücklich hinausführen zu können, bedarf die Mission der Sympathie und moralischen Unterstützung der besten Kreise unseres Volkes, und sie ist dieser Sympathie wahrlich auch wert. Ihre Arbeit hat rein ideale Ziele ohne jeden eigensüchtigen Nebengedanken, und wir dürfen sicher sein, im Verein mit einer friedlichen Erschliessung und Entwicklung unserer Schutzgebiete wird die Mission sich immer mehr als eine unentbehrliche Mitarbeiterin in der Erziehung der Naturvölker ausweisen.

Die Aufgabe der katholischen Mission in den Kolonien.

Von Pater Acker,

Provinzial der Väter vom hl. Geist in Knechtsteden bei Cöln.

Inhalts-Übersicht: 1. Einleitung. Des Menschen Ziel. 2. Das traurige gesellschaftliche und religiöse Leben des Schwarzen. 3. Was die Kolonisation bringt. Ihre Ohnmacht in Bezug auf Erziehung. 4. Was die Mission bringt. Ihre erzieherische Kraft. 5. Schlussfolgerungen.

I.

Einleitung. Des Menschen Ziel.

„Der wertvollste Besitz, den wir in unseren Kolonien haben, sind die Eingeborenen. (S. Exz. Dr. Dernburg, Rede geh. am 8. Januar 1907.) Mit ihrer Hilfe können allein die Länder erschlossen werden, deren gefährliches Klima dem Europäer anhaltende körperliche Arbeit verbietet.“ (Prof. Meinhof, Jahrbuch 1908.) Niemand wird die Richtigkeit dieser zwei Sätze bezweifeln.

Von allergrösster Wichtigkeit für die Entwicklung unserer Kolonien ist nun, dass „dieses wertvollste Objekt“ auch richtig behandelt, bezw. erzogen werde. Eine unrichtige Behandlung der Eingeborenen würde zunächst für diese ein nie wieder gut zu machendes Unheil anrichten, was dann auch naturgemäss für die Kolonie selbst von unberechenbarem Schaden wäre. Darum ist es auch Pflicht einer jeden Kolonialmacht, sich ernstlich mit der Lösung jener für sie so wichtigen Frage von der richtigen Behandlung und Erziehung der Eingeborenen zu befassen. Mit Rücksicht auf die hochaktuelle Frage will ich versuchen, die Aufgabe der katholischen Mission in den Kolonien, ihren bildenden und erzieherischen Wert klarzulegen.

Ich gehe von dem Standpunkt aus, dass meine Leser mit mir der Überzeugung sind, der Schwarze sei kein Tier, sondern ein Mensch wie wir und dass sie auch mit mir den Schluss ziehen, dieser Mensch stehe seinem Schöpfer gegenüber in einem Verhältnis, welches bei richtiger Beurteilung der Eingeborenen-Frage mit in Erwägung gezogen werden muss. In den Kolonien sollen und wollen wir — es ist dies der Wunsch der Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II., der Wunsch der Regierung, aller Kolonialgesellschaften und Kongresse, — christliche Zivilisation einführen.

Die Schöpfung ist kein Werk des Zufalls oder blinder Notwendigkeit, sie ist ein Akt der höchsten Intelligenz und des selbstmächtigen, göttlichen Willens. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen. Er hat ihm die Vernunft gegeben zur Erkenntnis der Wahrheit und den Willen zur Befolgung des Guten. Gott allein ist aber der Ursprung alles Guten und alles Wahren, und je mehr der Mensch in dieser Welt die Wahrheit erkennt und das Gute befolgt, um so mehr nähert er sich Gott, um so tiefer wird er in der andern Welt Gott, die ewige Wahrheit, in seinem Geiste aufnehmen und mit um so inbrünstigerer Liebe Gott, das unendliche Gut, umfassen.

Nun ist aber durch den Sündenfall unserer Stammeltern die Vernunft des Menschen verdunkelt worden; nur zu oft nimmt sie den Irrtum für Wahrheit, das Irrlicht für das wahre Licht. Der Wille ist geschwächt und zum Bösen geneigt. Die Leidenschaften haben die Oberhand erhalten, und anstatt nach dem Schöpfer zu trachten, nach dem ewigen unendlichen Gut, hascht er öfters nach Trug- und Scheingütern.

Doch das Licht kam in die Welt und leuchtete in der Finsternis. Jesus Christus ist das Licht und der Weg, und nur wer in diesem Licht wandelt und diesen Weg geht, wird zum Ziele gelangen. Jesus Christus hat seine Kirche gegründet und ihr den Auftrag gegeben, in die ganze Welt zu gehen, alle Menschen über die Wahrheit und das Gute aufzuklären und allen die Gnadenmittel zur Stärkung des Willens anzubieten, damit durch sie der Mensch, das verderbte Ebenbild Gottes, wiederum zu seinem Urbild, dem himmlischen Vater, zurückgeführt werde. (Matth. 28. 19. 20.) Das ist die Aufgabe der christlichen Mission, welche sie sowohl im Interesse der Menschheit, als auch speziell im Interesse der Nation, in deren Kolonie sie arbeitet, ausübt. Nirgends finden wir aber einen solchen Schatz unumstösslicher sicherer Wahrheiten und Sittengesetze, eine solche unversiegbare Quelle von Gnaden zur Stärkung des Willens, als gerade in der katholischen Kirche, in ihrer Glaubens- bzw. Sittenlehre und in den heiligen Sakramenten. Bevor wir in kurzen Zügen ein Bild von ihrer Tätigkeit entwerfen und zeigen, wie sie zunächst auf das Individuum wirkt und durch dasselbe auf die Familie, durch die Familie auf die ganze Gesellschaft, wollen wir vorerst einen Blick auf den Schwarzen werfen, um uns Klarheit zu verschaffen über seinen religiös-sittlichen Zustand und um zu erkennen, welchen Begriff er sich bildet von religiöser Wahrheit und sittlicher Tugend, oder besser um festzustellen, wie verworren hierin seine Begriffe, und wie unsittlich demgemäss seine Handlungen sind.

II.

Das traurige gesellschaftliche und religiöse Leben des Schwarzen.

Man hat öfters die schwarze Bevölkerung so dargestellt, als ob sie keine Religion hätte und auch nicht geeignet wäre, Religion mit Verständnis anzunehmen. Kaum erkannte man bei ihr einige abergläubische Gebräuche, die einen kindisch und lächerlich, die andern wild und grausam. Der Europäer, der so spricht, liefert den besten Beweis, dass er die Schwarzen gar nicht kennt! Sie haben zwar kein Glaubensbekenntnis von zwölf Artikeln, kein Gesetz von zehn Geboten und auch keinen öffentlichen, organisierten Kultus wie wir. Die Religion aber ist derart mit ihrem tagtäglichen Leben verknüpft, dass es unmöglich ist, sich von dem Schwarzen einen wahren Begriff zu bilden, wenn man nicht die hauptsächlichsten Elemente seiner Religion kennt. Seit bald vierzig Jahren arbeite ich am Missionswerke und während achtzehn Jahren, von 1875—1894, lebte ich in beständigem Umgang mit Schwarzen in Zanzibar und Bagamoyo (Deutsch-Ostafrika). Dadurch erhielt ich einen tiefen Einblick in das Leben der afrikanischen Neger.

In Afrika, an der West- wie an der Ostküste, hat Gott überall einen Namen. Gott ist demnach dort bekannt. In Ostafrika nennt man ihn „Mungu“ oder „Mlungu“. Er ist nach ihrer Auffassung Weltherrscher, Meister über Leben und Tod, ein geheimnisvolles Wesen, weit von uns, unsern Klagen und Bitten unzugänglich. Er ist so ungefähr wie ein König, der sich in den Himmel zurückgezogen, ohne von uns Steuern zu begehren.

Die Menschen sprechen hie und da seinen Namen aus, glauben aber nicht verpflichtet zu sein, ihm für seine Wohltaten zu danken.

Neben Gott gibt es Geister, gute und böse, aber ganz besonders böse, die rachsüchtig, willkürlich, anspruchsvoll sind und sich ein überaus grosses Vergnügen daraus machen, dem Menschen zu schaden. Man glaubt an das Eingreifen dieser bösen Geister in einer grossen Anzahl von Ereignissen, die man sich nicht erklären kann (ansteckende Krankheiten, Hungersnot, Unglück jeder Art). Sie bemächtigen sich sogar der Menschen und nehmen sie in Besitz, um sie besser quälen zu können. Man nennt sie „Pepo“.

Noch mehr, es gibt Nachtgeister, Manen, die Seelen der Verstorbenen, welche, geschieden von ihren Körpern, immer so ein gewisses Heimweh nach ihrem ersten Aufenthalt in sich tragen. Sie kommen zurück und verursachen gewisse Träume, Krankheiten, Krämpfe der Kinder etc. . . Jeder unerklärliche Lärm in der Nacht ist eine Kundgebung der Geister, der Ahnen, die keine Ruhe haben und es nun versuchen, im Hause ihrer verlassenen Familie dieselbe wieder zu finden.

Endlich gibt es in der Natur geheime Kräfte, die nur von den Gelehrten gekannt und gebraucht werden. Die Ärzte nennen sie Arzneien, die Zauberer „Dawa“, was zwar auch Arznei bedeutet, aber doch meistens im Sinne von Zaubermitteln.

Die Beziehungen des Schwarzen zu dieser übernatürlichen Welt, von welcher er sich abhängig fühlt, bilden seine Religion. Sie wird meistens von der Angst getragen; sie dient ihm einigemal dazu, Hilfe zu erlangen, aber nie ist Liebe der Beweggrund. Diese Religion zeigt sich überall, in allen Familienereignissen, wie Geburt, Heranwachsen, Pubertät, Eheschliessungen, Begräbnis usw. Sie erstreckt sich auf Besitzrecht, auf den Handel, auf das Rechtsprechen, auf den Krieg, die Jagd, die Fischerei, auf Reisen, Krankheiten, Tod etc.

Nehmen wir z. B. das Kind bei seiner Geburt. Bei vielen Stämmen wird es sofort untersucht, um zu sehen, ob es gut oder schlecht, d. h. ob Glück oder Unglück verheissend ist. Das ist ersichtlich aus gewissen Fehlern, die das Kind mit sich bringt und die dem Urteil der Zauberin unterstehen. Diese wird dann entscheiden, ob das Kind leben soll oder nicht. Man hat ausgerechnet, dass bei den Wassigua z. B. 8 Kinder auf 10 als Unglückskinder auf diese Weise schon bei der Geburt verschwinden müssen.

Lässt man das Kind am Leben, so wächst es heran, wie es eben kann. Man muss jedoch sagen, dass die Eltern ihre Kinder sehr gern haben. Recht bald kommt dann die Heiratsfrage. Nur demjenigen ist das Heiraten möglich, der sich eine Frau kaufen kann. Die Mädchen hingegen werden gar nicht gefragt, ob sie heiraten wollen oder nicht: der Meistbietende führt sie heim. Der Beruf der Frau ist kein anderer als Werkzeug und Dienerin des Mannes zu sein. Wenn sie nicht mehr gefällt, wird sie wieder heimgeschickt, unter der Bedingung allerdings, das für sie bezahlte Geld wieder zurückzugeben, und dann wird sie wieder weiter verhandelt.

In den Gegenden, wo die Sklaverei noch herrscht, — und trotz aller Gesetze herrscht sie noch — ist es noch schlimmer. Ist eine Schuld zu bezahlen, will man im Prozess sich von einer Strafe befreien, Stoffe, Salz, Pulver, Gewehre, Alkohol sich verschaffen, ein Geschenk machen etc., so muss ein Knabe, ein Mädchen, ein Mann, eine Frau dafür herhalten. Der Sklave ist einfach ein Austausch-Artikel. Von seiner Familie, seiner Mutter, seiner Frau mit Gewalt getrennt, geht der Unglückliche von Herr zu Herr, von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm, bis er

nicht mehr zu gebrauchen ist, wie das arme Tier, welches schliesslich nur noch ins Schlachthaus kommt.

Treten wir nun an die ebenso lächerlichen wie grausamen Anforderungen des Fetischismus heran.

Gegen die gewöhnlichen Unglücksfälle, verderbnisbringende Einwirkung der Feinde, Krankheiten usw. hält man unschuldige Zaubermittel, Hölzer, Löwenklauen, Elefantenkot u. dgl.

Öfters aber ist man angeklagt, eine Krankheit oder den Tod verursacht zu haben. . . Man muss sich dann rechtfertigen und man rechtfertigt sich, je nach dem Stamm, durch die Gift- oder Feuerprobe. Das ist kein Spass. Allerdings lässt sich auch manchmal mit dem Zauberer reden; da aber immer ein Schuldiger vorhanden sein muss, so wird auch immer diese Probe zu ungunsten eines Unglücklichen ausfallen.

Der Schwarze macht sozusagen keinen Schritt, ohne mit Zauberkünsten zu tun zu haben. Gewöhnlich werden die Krankheiten einer geheimen Kraft zugeschrieben, ebenso Unglück, Misserfolge, Verluste usw. Jeder Todesfall wird untersucht, und da können nur drei Möglichkeiten vorliegen.

1. Der Tod kommt von Gott. In diesem Falle ist nichts zu machen, denn niemand kann Gott widerstehen. Wir würden das den natürlichen Tod nennen.

2. Der Tod kommt von einem Geiste. Diesem muss dann ein Opfer gebracht werden, um ihn zu besänftigen und ihn dazu zu bringen, dass er sich mit diesem Opfer begnüge.

3. Der Tod kommt von einem bekannten oder unbekanntem Feinde. Dieser muss dann gesucht werden mit Hilfe des Zauberers, und wenn er gefunden ist, muss man sich seiner bemächtigen und ihn opfern: widrigenfalls, wenn die Sache des Verstorbenen nicht gerächt wird, so wird die noch lebende Familie nie Ruhe bekommen. Übrigens, wenn der Schuldige nicht gefunden wird, so sind alle Familienangehörigen verantwortlich und müssen bezahlen. Daher viele Prozesse, hinterlistige Anfälle und Kriege.

Noch ein Wort über die Fetische. Man nennt Fetisch einen Baum, einen Stein, einen Schädel, eine Muschel, ein Metall, Gebeine oder sehr oft geschnitzte Bilder, die Menschen oder Tiere darstellen, von denen man glaubt, dass ein Geist, oder die Seele eines Verstorbenen sich darin aufhalte. Daher der Kultus, den man dem Gegenstande weihet.

Dieser Kultus besteht in privat- oder öffentlichem Gebet, öfters in Zeremonien, verbunden mit unsittlichen Handlungen, in Gesängen, Tänzen und besonders in Opfern. Man opfert Früchte, Getreide, Bier und Palmwein, Tücher, vielmal auch Hühner, Ziegen, Ochsen, Menschen. Das Tier wird in diesem Falle unter gewissen Zeremonien geschlachtet, das Blut als Trankopfer hingegeben, ein Teil davon wird getrunken, und mit dem Überrest reiben sich die Anwesenden die Gliedmassen ein. Sehr oft wird das Opfer in drei Stücke zerteilt, wovon das eine verbrannt, das andere verzehrt und das dritte den Insekten und Vögeln des Himmels überlassen wird, damit die Geister, die Menschen und die Tiere, d. h. alles was da lebt, an dem Opfer teil nehmen.

Im Niger-Delta werden junge Mädchen den heiligen Nilpferden geopfert. In Dahome, zu der Zeit des berühmten Behanzin und noch vor ihm wurden hunderte von Menschenopfern den Ahnen der Familie dargebracht. Bei den Bondjos in Ubanghi wird die Menschenfresserei mit einer Grausamkeit sondergleichen betrieben. Um die Begräbnisfeier eines befreundeten Sultans

würdig zu begehen, liess Bangassu ein Gastmahl von 300 Gedecken aufstellen, d. h. 300 Sklaven hinhängen. Schreckliche Verirrung des menschlichen Gewissens!

Will man sich da noch wundern, wenn unsere Schwarzen in Afrika mit uns Europäern nicht auf der gleichen Stufe stehen? Wir haben uns Jahrhunderte lang unter dem Einfluss des Christentums veredelt. Unsere Vernunft ist durch die christlichen Wahrheiten erleuchtet worden, unser Wille hat sich infolgedessen zum Guten gestärkt. Wir leben, ohne es zu ahnen, unter dem immerwährenden Einfluss des Geistes des Christentums, den wir vom Mutterleibe aus eingesogen haben, den wir bei allen unseren Mitmenschen achten, der uns in der Gesetzgebung schützt, der uns zur Gewohnheit geworden ist, und der uns, mit einem Worte, zu zivilisierten Menschen macht. Ob wir es dankbar anerkennen wollen oder nicht, die milden Sitten, in denen wir heute leben, haben wir einzig und allein dem Christentum zu verdanken. Nicht so steht es mit dem Schwarzen.

Bei ihm kommt die nackte, wilde, verdorbene Natur zum Vorschein. Man wirft ihm vor, dass ihm Lügen und Stehlen zur zweiten Natur geworden; er sei charakterlos, faul, undankbar, unsittlich usw. Ich stelle die Frage: Könnte es auch anders sein, mit den verwirrten Anschauungen, die er über Wahrheit und Sittlichkeit hat? Es wäre ja ein Wunder, wenn es anders wäre. Warum denn soll er nicht lügen, wenn er durch eine Lüge der Strafe entgehen kann? Warum soll er nicht stehlen, wenn er weiss, dass er nicht erappt wird? Wie kann er Charakter haben, wenn er keine Prinzipien hat, auf die er sich stützt? Wie könnte er die edlen Gesinnungen, die tugendhaften Bestrebungen, den festen Charakter haben, die man so häufig bei uns Europäern findet? Ist ihm doch der Begriff solcher Dinge völlig fremd.

All diese Vorwürfe beweisen nur, dass der Europäer, der sie erhebt, eine richtige Kenntnis von der wahren Lage des Schwarzen nicht besitzt.

Ich könnte noch von den geheimen Gesellschaften, von den Zauberern, den Fetisch-Priestern usw. sprechen, die alle dazu beitragen, den Schwarzen in seinen abergläubischen Gebräuchen zu befestigen, um dadurch die Macht und Oberhoheit des Häuptlings aufrecht zu erhalten; Gesagtes möge genügen. In den Schriften gewisser Philosophen soll der Naturmensch so schön sein. Leider ist der Mensch, sich selbst überlassen, in der Tat nichts weniger als schön.

Kurz: Entvölkerung des Landes, gesetzlicher Kindermord, Vergiftungen, gerichtliche Proben, die mit willkürlichen und ungerechten Verurteilungen endigen, Sklaverei, Menschenhandel, Ausbeutung und Unterdrückung des Weibes, Vielweiberei, Menschenopfer, Prozesse, Kriege, immerwährende Räubereien, Zerrüttung und sozusagen Vernichtung eines jeden sittlichen Empfindens, allgemeine Tyrannei, die das Leben unsicher macht und das Emporkommen nicht erlaubt, gewaltsame Unterdrückung des Schwachen durch den Stärkeren, dies ist in Wirklichkeit das Leben, das wir allorts bei den Schwarzen in Afrika finden.

Und doch treffen wir den Schwarzen nicht im Walde lebend, gleich einem wilden Tiere. Er lebt in Gesellschaft und in dieser Gesellschaft herrscht eine Ordnung. Der einzelne Stammangehörige ist dem Häuptling unterworfen, die öffentlichen Laster werden bestraft, die Familie entwickelt sich unter dem Schutze der gesetzlichen Gewalt, und wenn die Schwarzen auch tief unter uns stehen, und zwischen ihnen und uns eine so gähnende Kluft liegt, dass sie sich nicht überbrücken lässt, wie Oberstleutnant Richel-

mann meint (Jahrb. 1908 S. 129), so herrscht doch unter ihnen eine gewisse religiöse Disziplin und Zucht. Es ist die Religion der Furcht, der Knechtschaft; ein Schatten von Religion, die sie im Zaume hält und ihnen jene nötigen Gesetze aufbürdet, die eine Gesellschaft aufrecht halten, und ohne welche eine solche überhaupt nicht bestehen kann. Aber die Religion ist doch da, d. h. die Überzeugung und das Gefühl, dass wir von einem übernatürlichen Wesen abhängig sind, und dass wir dem Willen dieses Wesens nicht unbestraft entgehen können.

Aber welche trostlose Lage! Menschen, die in der Verwirrung ihres Verstandes in Bezug auf Wahrheit und in der Verderbtheit ihres Willens und ihres Herzens in Bezug auf die Sitten bis auf die allerniedrigste Stufe gesunken sind! Sie befinden sich dort in einem Zustand von Wildheit und Barbarei im privaten wie im gesellschaftlichen Leben, wie wir ihn kaum nur schlimmer denken können.

Zu diesen Menschen kommen wir Deutsche; wir wollen sie uns zu Nutzen machen; aber damit übernehmen wir auch die Pflicht, ihnen als Gegengabe unsere höhere Kultur, unsere sittlichen Begriffe und unsere bessere Arbeitsmethode zu übermitteln. (Dr. Dernburgs Rede vom 8. Januar 1907.) Ohne diese Gegengabe wäre die Kolonisation nur eine Ausbeutung.

III.

Ohnmacht der Kolonisation in Bezug auf Erziehung.

Seit einigen Jahren haben die Europäer Afrika unter sich geteilt. Mit welchem Rechte und zu welchen Zwecken? Alle Diplomaten, Schriftsteller, Redner, Reisende, Beamte, Kaufleute von allen Nationen haben dieselbe schöne Antwort wie Se. Exc. Dr. Dernburg: Im Namen der Zivilisation, d. h. um die Schwarzen von dem oben geschilderten Zustand der Wildheit und Barbarei in ein geordnetes bürgerliches Gemeinwesen einzuführen. Wenn diese Arbeit gedeihen soll, so müssen Regierung und Mission Hand in Hand gehen. Sie gehören zusammen wie Leib und Seele, die in gemeinsamer Arbeit auf das Wohl des Ganzen hinzielen.

Die europäische Besitzergreifung der afrikanischen Länder wird dann als Folge haben die langsame Heilung aller sozialen Wunden, die uns empören: der Sklaverei mit all ihren Greueln, wie Raub, Brand, Menschenjagden, Menschenhandel und Vernichtung von ganzen Dörfern; des Kindermordes und der abergläubischen Gebräuche, durch welche jährlich tausende von Menschen zugrunde gehen, der Menschenfresserei, der immerwährenden Kriege und aller Schwierigkeiten, welche dem materiellen wie auch dem geistigen Fortschritt entgegenstehen.

Langsam werden die verschiedenen Stämme mit einander verbunden; das Dampffross durchheilt den dunklen Kontinent, und der Pfiff der Lokomotive erweckt die seit Jahrtausenden schlummernde Bevölkerung. Mit der Lokomotive kommen gesündere Verhältnisse, mehr Handel, mehr Unterricht, mehr materieller Wohlstand jeder Art, mehr Sicherheit, mehr Ordnung in das Land; es ist die Zivilisation!

Aber sowie die Lokomotive, wenn sie unsere Täler durchrast, rechts und links ihre Schlacken auswirft und dadurch öfters grossen Schaden anrichtet, so auch die Zivilisation, wenn der Lokomotivführer nicht mit der grössten Vorsicht zu Werke geht.

Zuerst kommt der Handel. Der Handel ist eine gute Sache, für denjenigen vor allem, der sich damit bereichert, dann aber auch für den

Schwarzen. Dieser erhält dadurch Gelegenheit zur Arbeit. Er bekommt bessere Wohnung, bessere Kleidung, bessere Nahrung und äusserlich scheint er langsam ein zivilisierter Mann zu werden. Der Europäer meint es oft und der Schwarze auch. Besonders dieser! Wenn er einen Regenschirm, ein paar Hosen und einen Zylinderhut trägt, dann wird er wohl noch ein Schwarzer sein, aber ein Neger ist er nicht mehr. Wenn er später noch ein Hemd dazu bekommt und ein paar Manschetten, so wird er ein Farbiger werden, etwa wie ein Südländer!!

Neben diesen Vorteilen hat der Handel auch seine Nachteile. Sein Zweck ist Gewinn und nicht Zivilisation. Deshalb hören wir auch so bitter klagen gegen die Regierung, weil diese nicht glaubt, den Schwarzen zur Arbeit zwingen zu können.

Ferner bringt der Handel Mordwaffen, Pulver und ganz besonders den Alkohol mit sich. Der Branntwein macht schon die Weissen, wie wir das tagtäglich sehen können, zuchtlos, aufgereggt und unzuverlässig. Und wieviel mehr noch wird er dies bei den Eingeborenen der tropischen Kolonien tun. Er wirkt geradezu vernichtend auf sie aus dem einfachen Grunde, weil der Schwarze den Unterschied zwischen 5% und 50%igem Alkohol nicht macht. Er nennt ihn „Madai ya Ulaya“ (europäisches Wasser) und trinkt ihn auch wie Wasser. Mit der Einfuhr des Alkohols und allen Vorteilen des Handels müsste auch zu gleicher Zeit dem Willen der Eingeborenen die charaktervolle Standhaftigkeit eingimpft werden. Und dieses letztere bringt der Handel nicht mit sich.

Selbst der Unterricht, der an sich eine sehr gute Sache ist, soll uns die grössten Bedenken einflössen, wenn er nicht christlich ist und durch die Moral ergänzt wird. Dass wir dadurch einige vorübergehende Vorteile erzielen werden für die Heranziehung von Unterbeamten, sollte noch kein genügender Grund sein, diese Naturvölker in unrichtiger Weise zu erziehen. Andere Kolonialmächte haben die traurige Erfahrung gemacht, die sich recht bald auch bei uns fühlbar machen und für uns recht beschämend sein wird, dass nämlich mit jedem Postdampfer Kisten voll Bücher und Zeitschriften ankommen, die dem armen Schwarzen die zivilisierte Unsittlichkeit mit Löffeln eingiessen. Es wird eine Literatur verbreitet, die alles zu Boden reisst. Religion, Autorität, Gesellschaft, Familie, Vaterland, alles wird in den Schmutz gezogen. Wie wird der sittlich so niedrigstehende Schwarze widerstehen oder unterscheiden können, wann die die moralische Erziehung seinen Willen nicht gestärkt hat? Und indem die Schwarzen das schändliche Benehmen und die Schwächen der Europäer vernehmen, verlieren sie die Achtung, die sie bis jetzt vor uns hatten, und nur zu leicht kommt ihnen alsdann der Gedanke: Weg mit diesen Europäern, „Afrika den Afrikanern!“ Die intellektuelle Erziehung soll gewiss nicht unterschätzt werden, wie der weltberühmte Professor der Moral-Pädagogik an der Universität in Zürich in seinem trefflichen Buch „Schule und Charakter“ (S. 10) sagt, verschwinden aber muss der Wahn, dass sie allein schon genüge, um die sittliche Kultur zu sichern. Intellektuelle Kultur wird sogar zu einer Gefahr für den Charakter überall dort, wo sie nicht von vorneherein der Pflege des Gewissens und der Übung des Willens untergeordnet ist. „Und das wird ganz besonders der Fall sein bei diesen Schwarzen, die in ihrer Familie in der sittlichen Erziehung keine Stütze finden. Übrigens hatte schon längst Aristoteles dieselbe Erfahrung gemacht, denn er sagt: „Die sittliche Erziehung ist um so

wichtiger, weil der Mensch, je mehr er bloss intellektuell gebildet ist, desto eher zum masslosesten und wildesten Wesen entartet.“

Deshalb stellen wir uns auch mit Bangen die Frage, ob unsere zahlreichen religionslosen Schulen im Innern der Kolonien nicht ein grosses Unheil anrichten werden. Viele kolonialfreundlich gesinnte Bürger fürchten es. Die Zukunft wird es lehren, und vielleicht werden wir es bemerken, wenn es zu spät sein wird. Alle Missionare und in den Kolonien lebenden Europäer haben dieselbe Erfahrung gemacht wie Aristotelès, dass ein gelehrter zivilisierter, aber sittlich unerzogener Schwarze viel schlimmer ist als der sogenannte Wilde, wie wir ihn heute sehen. Deshalb muss es auch jedem Menschenkenner einleuchten, dass Unterricht und Moral in der Erziehung zusammen gehören, wenn die Kolonien sich in erfreulicher Weise entwickeln sollen. „Alles Zusammenwirken der Menschen im staatlichen Leben,“ sagt Förster in demselben Buche S. 202, „und alle Erziehung zum staatlichen Leben bedarf der Kultur des Gewissens — es gibt aber auf die Dauer keine Kultur des Gewissens ohne den Kultus der religiösen Mysterien (bei uns die christliche Religion). Die Religion allein spricht die Ursprache der Seele.“ — Wer die Seele will und Beseelung des Lebens, d. h. wer wirklich erziehen will, „der kann der Religion nicht entraten“. Also auch der Unterricht allein zivilisiert und erzieht nicht, wenn er nicht durch die Moral ergänzt wird. —

Natürlich gibt es auch einen Gerichtshof, wo Unbotmässigkeit, Diebstahl und Mord sehr streng bestraft werden, aber diese Massnahmen haben aus sich nur einen geringen äusserlichen erzieherischen Erfolg. Die Polizei mit ihren Anhängseln, der Gerichtshof und das Gefängnis werden nirgendwo als Erziehungsmittel angesehen.

Kurz, was dem unparteiischen Beobachter am meisten auffällt, das ist die Ohnmacht der Verwaltung zu einer moralischen Erziehung der Völker, sie strebt überhaupt auch nicht danach. Sie hat allerdings strenge Gesetze erlassen gegen den Kindsmord, die Verbrennung von Menschen, die Sklaverei, auch wird sie Gesetze machen gegen die Einfuhr von Waffen, Alkohol usw. Aber was nützen alle diese Gesetze, wenn bei den Eingeborenen kein Gewissen vorhanden ist? Die religionslosen Schulen werden das Gewissen nicht geben.

Mit der europäischen Machtentfaltung wird die Macht und der Einfluss der Häuptlinge verschwinden. Der Bezirksamtman sieht sehr ungerne einen anderen Einfluss neben dem seinigen. Der Missionar, der Handelsmann oder ansässige Europäer, der durch langjährige Erfahrung mit der Kenntnis der Sprache und der Gebräuche der Eingeborenen sich das Vertrauen der schwarzen Bevölkerung erworben hat und deshalb bei den Eingeborenen beliebt ist, wird manchem Beamten verdächtig. Die Mission wird lächerlich gemacht, sie wird herabgedrückt vor den Heiden, weil ihr Einfluss zu gross erscheint. Es ist dies, Gott sei Dank, nicht allgemein, aber leider nur zu oft vorgekommen. Das merken sich die Schwarzen, Soldaten und Unterbeamten bis zum Diener und Koch der Station gar wohl. Die Gebräuche und religiösen Anschauungen der Eingeborenen verschwinden somit sehr geschwind und in sehr kurzer Zeit fürchtet man nur noch die äusserliche und vielmals willkürliche Gewalt der Polizei. Die Folgen davon werden nicht ausbleiben. Dieser Eingeborene, der im Handel und im Umgang mit dem Europäer sich viel Geld verdient hat, wird sehr gerne die Vorteile der europäischen Zivilisation annehmen, ohne aber die Festigkeit des Charakters der Europäer zu haben. Wenn ihm das Geld fehlt, und sehr oft wird es

fehlen, so sieht der Schwarze ohne Religion nicht ein, warum er nicht durch Lug und Trug die Kasse der Europäer erleichtern sollte, wenn es ihm nur gelingt, es unbemerkt oder unbestraft tun zu können. Und warum denn nicht? Die Grundsätze der Muhamedaner, die er sich vielleicht zu eigen gemacht, erlauben es ihm sogar. Die Schwarzen, die mit Europäern viel verkehrt haben, oder in der Nähe europäischer Niederlassungen leben, sind immer die verderbtesten und faulsten, wenn sie nicht durch die Religion zur Arbeit und Sittenreinheit angehalten werden.

Und erst recht die Frau, wie wird diese ausgenutzt werden!! Aber auch sie weiss recht wohl den Europäer sich zu Nutzen zu machen. Eine einzige Frau gut untergebracht kann vielmals die ganze Familie unterhalten. Es wird eine wahre Ausbeutung werden, und Gott weiss, welche schlimmen Folgen eine solche Lage mit sich bringt, ebenso sehr für den Europäer selbst, als für den Schwarzen und seine Familie.

Jedenfalls wird der Gesundheitszustand und das Familienleben dadurch nicht verbessert. „Die Geschlechtskrankheiten,“ sagt Stabsarzt Dr. Kuhn, „sind in Deutsch-Ostafrika zu einer wahren Landplage geworden. Unter den Eingeborenen mit ihrer Gleichgültigkeit und Unwissenheit wird wohl auf eine Abnahme der Erkrankungen nicht zu hoffen sein, wenn die Forschung keine neuen Bekämpfungsarten entdeckt.“ Er schliesst seinen Artikel mit der erfreulichen Bemerkung, dass in allen unseren Kolonien die Malaria und das Schwarzwasserfieber Schritt für Schritt zurückgedrängt werden. Was aber die Sitten betrifft, muss er folgende schmerzliche Bemerkung beifügen: „Ein trostloses Bild bieten noch überall in allen Kolonien die Geschlechtskrankheiten, deren Überhandnehmen besonders unter den Eingeborenen wir machtlos gegenüberstehen. Wenn auch unmittelbare Todesfälle daran selten sind, so schwächen sie doch die Bevölkerung und beeinträchtigen die Vermehrung erheblich“¹⁾.

So werden durch die Unsittlichkeit und den Alkoholismus nach und nach die Individuen, dann die Dörfer und zuletzt ganze Stämme verschwinden, weil es an der nötigen Kraft fehlt, die niederen Triebe in Zucht zu halten.

Unsere Kolonien sind noch zu jung, dass wir diesbezüglich schon von eigenen Erfahrungen sprechen können. Die Geschichte aber lehrt uns, um nur von der heutigen Zeit zu sprechen, von Ozeanien, von Nordamerika und der Westküste Afrikas, dass dem so ist. Bischof Le Roy, Apostolischer Vikar von Gabun, schreibt, dass in Gabun nacheinander die Bengas, die Pungues, die Galoas, die Nkomis usw. auf diese Art verschwunden sind. Wir brauchen übrigens die Augen nur auf unsere westlichen Nachbarn zu richten, wo die Entvölkerung des Landes in der allerschrecklichsten Weise zunimmt. „Die Augsburger Abendzeitung No. 249 schreibt das dem gottlosen Unterricht und der kirchenfeindlichen Politik zu und meint, dass Frankreich dadurch einen wahren Selbstmord begehe.“ Wenn der religionslose Unterricht und die kirchenfeindliche Haltung der Beamten schon so verderbend wirken auf zivilisierte Völker, wie viel mehr wird ein solcher Einfluss schädlich sein auf die Schwarzen, die erst zivilisiert werden sollen.

Die Eingeborenen selbst bemerken es, und derselbe Bischof erzählt in einem Vortrage²⁾ wie eines Tages der alte Häuptling von Bata zu ihm sagte: „Die Weissen sind zu uns gekommen, und wir haben sie mit Freuden emp-

¹⁾ Jahrb. über die deutschen Kolonien I. Jahrgang 1908. S. 61.

²⁾ L'action sociale des missions catholiques (26. I. 06).

fangen, weil wir dachten, sie würden uns Reichtum bringen. Nun aber haben sie langsam unsere alten Gebräuche, unsere religiösen Anschauungen niedergerissen und sie durch nichts ersetzt und dadurch unsere Familien zerstört. Unser Stamm verschwindet; die Jungen gehen auseinander und kommen nicht wieder, die Alten sterben und werden nicht mehr ersetzt.“ Merkwürdige Erscheinung!

Die Schwarzen konnten sich mit ihrer unausgebildeten Religion erhalten und vermehren. Ohne Religion verschwinden sie vom Erdboden. Und der Häuptling von Bata fügte bei: „Ihr Missionare, ihr seid auch Weisse. Ihr auch, ihr zerstörtet unsere religiösen Anschauungen, aber ersetztet sie durch andere, die besser sind, durch andere, die uns belehren über das Leben und das letzte Ziel, die unsere Familien stärken und den ganzen Stamm erhalten. Wäret ihr eher gekommen, so hättet ihr uns gerettet.“

Also Handel, Industrie, Arbeit, Unterricht, Gesetzgebung und alles, was die Kolonisation mit sich bringt, werden den Schwarzen nicht wirklich zivilisieren können. Sie können nur das Äusserliche von der Zivilisation geben. Ein gewissenhafter Familienvater, ein friedliches Mitglied der Gesellschaft, ein treuer und ehrenhafter Bürger auf den die Kolonie zu jeder Zeit zählen darf, ist der Schwarze mit diesem äusserlichen Anstrich noch nicht. Es fehlt ihm die Hauptsache, die Erweckung des Gewissens, die Verantwortlichkeit einem höheren Wesen gegenüber für die Fälle, wo die Menschen ihn nicht sehen. Deshalb wollen wir auch eine christliche Zivilisation, einen wahren Fortschritt, eine Hebung für Leib und Seele der Eingeborenen. Dies wird nicht geschehen können, ohne Christentum.

IV.

Die erzieherische Kraft der Mission.

Der ganze soziale Wert des Christentums in den Kolonien ist in den Worten des alten Häuptlings von Bata enthalten. Es ist übrigens nichts Neues. Was die alten Mönche bei den Franken, Germanen, Goten, Longobarden, Bretonen, Angelsachsen usw. getan haben, das tun wir heute in Afrika. Wie sie diese Weissen damals erzogen, und zivilisierten, so erziehen und zivilisieren wir jetzt die Schwarzen. Das leibliche wie das geistige Wohl ihrer Schützlinge liegt der Mission am Herzen. Sie fasst es kurz in den Worten: Ora et labora, bete und arbeite, zusammen.

Sie fängt klein an. Nach einer Reise ins Innere und der Verabredung mit einem Häuptlinge wird eine Niederlassung gegründet. Mit nur wenigen Mitteln und grossem Gottvertrauen wächst die kleine Station in staunenswerter Weise empor. Ein Dorf, das ein ganz anderes Ansehen hat, als die umherliegenden Dörfer, mit Kirche, Schule, Arbeitsstätte, Krankenhaus, Gärten, Pflanzungen, Ökonomie, Fruchtbäumen, die die Eingeborenen bis jetzt nicht kannten, ersetzen das wilde Dickicht. Neue Gemüse, die der tropische Himmel bis dahin nicht kannte, werden eingeführt, und der Wirtschaftshof wird mit Haustieren bevölkert, die für die Eingeborenen ebenso bewundernswürdig sind wie für uns die Tiere ihrer Wälder. In den Höfen, Schulen und Feldern, sieht man grosse Scharen von Kindern, die spielen, schreien und singen, lesen und sich glücklich fühlen.

Vor der Klosterpforte stehen viele Kranke, die um Arznei bitten. Die Frauen bringen die Produkte ihrer Felder und begehren Austausch-Artikel, sowie Stoffe, Salz, Glasperlen etc.

Der Häuptling fragt um Rat, wenn er in Verlegenheit kommt. Besonders des Sonntags kommen die Leute von den umliegenden Ortschaften scharenweise, um die Kirche, den Gottesdienst und die ganze Einrichtung des Missionars zu sehen. Alle werden aufs freundlichste aufgenommen.

Schon von weitem merkt man an gewissen Zeichen, dass man sich einer neuen Zivilisation nähert. Es liegt da ein Zentrum von materiellem, geistigem und moralischem Fortschritt, wo von Tag zu Tag der junge Missionar seine Kräfte, sein bestes opfert.

Einer nach dem andern wird da sein Leben lassen; sie sterben zwar früh, aber ihr Werk wird fort dauern. Andere werden sie ersetzen. Die christliche Zivilisation zählt einen neuen Posten, von wo aus Licht, Seelenfriede, Menschenwürde und Freiheit ausgehen werden, in den dunklen Erdteil.

Während der Missionar so das Interesse der Neger erregt und durch seine materiellen Erfolge belehrend auf sie einwirkt, während er sich ihre Sympathien sichert durch Liebesdienste, die er ihnen erweist, durch freundliches Entgegenkommen in ihrer eigenen Landessprache, sowie durch sein mildes und gerechtes Vorgehen überhaupt, ist er dem erstaunten Wildling der Typus eines Europäers. Er hat sich ihr Land zu seiner Heimat gemacht, spricht ihre Sprache, bemächtigt sich weder ihres Landes, noch ihrer Kinder oder Frauen oder Männer; erhebt keine Steuern, treibt keinen Handel, scheint persönliche Interessen nicht zu verfolgen, misshandelt und bestiehlt sie nicht, hat wohl auch seine Fehler, vielleicht selbst seine Sonderbarkeiten, aber Laster weiss ihm keiner nachzusagen.

Was kommt er eigentlich hier tun? Als Mann Gottes als ältester Bruder der grossen Menschenfamilie, ihnen den entfernten Verwandten, das „Heilige Buch“ zu bringen, das er und die seinigen vom Herrn der Welt erhalten, das Buch, welches für alle geschrieben, von diesen Ärmsten aber noch nicht gekannt ist.

Dies Buch soll die Geheimnisse über Leben und Tod, über Himmel und Erde wissen, soll Aufschluss bringen über jedes und alles, erzählt man sich. Und die Neugierde, das Vertrauen, die übernatürliche Gnade, das alles zusammen wirkt, treibt an. Man geht den Missionar hören. Scheinen nun auch die Gebote schwer erfüllbar, seine Lehre aber finden sie gerecht und gut. Die Kinder werden ihm anvertraut, junge Leute scharen sich um ihn, verstehen ihn. Die Alten allerdings begnügen sich mit dem blossen Zustimmung; zu viele Bande halten sie zurück, fesseln sie an eingewurzelte Gewohnheiten, aber eines merken sie doch: dass eine neue Welt anhebt, und nicht selten richten sie in letzter Stunde ihre sterbenden Augen diesem Himmelslichte zu, das ihnen die christliche Religion geoffenbart, und wovon ihnen der Missionar so oft gesprochen.

Allmählich, nach geraumer Zeit fasst die Gottesidee doch endlich Wurzel in diesem einfachen Herzen. Gott ist ihnen nicht mehr ein weit entrückter Geist, von dem die Sprache gerade noch den Namen behalten hat, nein, als Herrscher und Gebieter, als Vater, als das absolut notwendige Wesen, das allerorts zugegen, alles weiss und jegliches Recht hat über den Menschen, weil der Mensch seiner Hände Werk ist; als Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen: so denken sie jetzt von ihm, dem früher Unfasslichen.

All die bösen Geister und Gespenster sind nunmehr Phantome, welche verschwinden vor der sich hebenden Sonne christlicher Wahrheit. Allerdings kehrt die Erinnerung an die alten heidnischen Ideen des öfteren zurück,

aber mit dem zunehmenden Gottesglauben schwindet auch immer mehr die Furcht vor dem Fetisch.

Gott ist Herr, ist Gebieter. Als solcher hat er ein Gesetz — den Dekalog — erlassen, dessen Beobachtung und Heilighaltung er selbst im Gewissen eines jeden verfolgt. Nichts bleibt ihm unbekannt, nichts entgeht ihm!

Nach dem alten Gesetz, wie neuerdings auch nach den Vorschriften der Kolonialverwaltung genügte es zu wachen über die bloss äusserlichen und öffentlichen Handlungen. Das christliche Gesetz hingegen dringt bis in die Seele hinein, verurteilt auch den geheimen verborgenen Fehler und verpflichtet zu innerer Tugend d. h. zur wirklichen Tugend, und darin liegt der christlichen Religion Superiorität. Das ist die wahre christliche Zivilisation, die innerlich und äusserlich im Wahren und Guten fortschreitet.

Der Staat verliert nichts dabei. Im Gegenteil, er wird bei dem guten Christen seine beste Stütze finden. Doppelt wird dieser seinem neuen Vaterland verbunden sein, erstens weil es ihm Gott befiehlt, zweitens aus Dankbarkeit für alles Gute, welches er von ihm erhalten hat.

Freilich — und ich beeile mich es zu gestehen — freilich geht dieser Fortschritt nicht immer und überall gleichmässig voran, hält nicht immer und überall Schritt ein. Notwendigerweise gibt es auch hier Stillstand, Rückgang, Enttäuschung! Es hat seine Mühe, dass das christliche Ideal sich entfalte in diesen Köpfen! Aber diese grossen Kinder verstehen eines ausgezeichnet: sich mit den wesentlichen Wahrheiten zu begnügen. Überhaupt ist es gar merkwürdig, zu beobachten, wie leicht das Christentum, das doch den genialsten Denkern überreichen Stoff zum intensivsten Sinnen und Denken darbietet, sich auch dem einfachsten Geist anzupassen weiss.

Gott, der ewige, allmächtige, allgegenwärtige, wird die unerschöpfliche und unanfechtbare Grundlage, worauf die christliche Moral gedeiht, emporblüht. Die individuelle Reform wird zweifelsohne der Anfang sozialer Reform werden.

Mehr noch. Ist ihnen einmal Gott als Herr und Vater aller Menschen bekannt, ist ihnen die Gemeinsamkeit des Endzieles, der Gnadenmittel und der zu beobachtenden Satzungen, mit einem Wort, die Gemeinsamkeit des anzustrebenden ewigen Glückes, die Mitberufung zur ewigen Glückseligkeit klar geworden, dann auf einmal verstehen sie das Leben, dessen Geheimnisse zu ergründen ihnen überhaupt bisher noch nicht in den Sinn gekommen war. Man ist sich nicht mehr im Unklaren über Abstammung, Daseinszweck und Endziel. Wahrlich, man kann sich das gar nicht so vorstellen, wie diese Offenbarung den ungehobeltsten und unkultiviertesten Verstand des Negers plötzlich erhellt, illuminiert, welchen Widerhall sie weckt im verstocktesten Herzen!

Und so ist denn auch die christliche Moral das humanste, das demokratischste und liberalste Gesetz, welches hienieden proklamiert werden kann im Namen der allerhöchsten Autorität im Himmel und auf Erden. Man wende nicht ein, was einige Reisende in leichtfertiger Weise von den Missionszöglingen sagten, dass sie wie Papageien die christlichen Wahrheiten herunter sagten, aber nichts davon verstanden. Während achtzehn Jahre habe ich in Zanzibar befreite Sklaven jährlich zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet, und ich behauptete, dass meine kleinen Schwarzen ihren Katechismus ebenso gut verstanden, als die Kinder der ersten besten Pfarrei in

Deutschland. Auch an Sittlichkeit liessen die Kinder nichts zu wünschen übrig. Es sind aber junge Pflanzen im Christentum, die nicht nur Jahre, aber Generationen lang der besonderen Pflege bedürfen, um starke, feste Bäume zu werden. Es gehört dazu eine Stütze, eine feste, aber milde und gerechte Vaterhand. Wer das nicht versteht und aus diesen so tief wie nur möglich im Heidentum versunkenen Schwarzen sofort bei ihrem Übergang zum Christentum vollkommene Christen haben will, die jedem Sturm gewachsen sein sollen wie die besten Europäer, der kennt die Menschheit nicht und begehrt von den Schwarzen eine Festigkeit, die er selbst vielleicht nicht besitzt.

Je mehr die Grundwahrheiten der christlichen Religion in die Negerseele eindringen, umso mehr verschwinden die unsittlichen, grausamen und abergläubischen Gebräuche, unter deren Knechtschaft sie schmachtete. Der Kindermord, die Vergiftungen, die Sklaverei, die Verwahrlosung, das Aussetzen der Kranken, der alten Leute, der Armen; die schamlose Ausbeutung der Frau, die gewaltsame Zerrüttung der Familie, die Menschenopfer, die Anthropophagie usw., mit einem Worte, das Heidentum muss dem Christentum Platz machen.

Die Taufe heiligt das Kind, macht es sozusagen unverletzlich, indem sie ihm das heilige Christenmerkmal aufträgt. Es ist ja jetzt Eigentum Gottes geworden, es trägt ja das Zeichen des Getauften! Und niemand mehr kann, ohne Gottesraub, es ihm wegnehmen.

Das Kind wächst heran. Mit ihm wachsen die bösen Leidenschaften, die schlechten Neigungen, und die ziehen es wieder zum Heidentum hinüber. Aber da kommt auch die katholische Religion mit weiteren Heilmitteln dem Schwankenden zu Hilfe, speziell durch die heiligen Sakramente der Beichte und Kommunion: Zwei ausgezeichnete Mittel in der Erziehung für uns schwache Menschen. Dort schöpft er den nötigen Mut, sich zu läutern, zu stärken und zu vervollkommen in der Tugend.

Es kommt die Zeit, wo er sich eine Lebensgefährtin nimmt, eine Christin, wie er. Dass der vor Gott und am Altar geschlossene Bund unauflöslich ist, wissen beide. Ein Mann für eine Frau, eine Frau für einen Mann und das für immer! So lautete das Gesetz von Anbeginn, so lautet es bei den Christen, so muss es lauten bei allen Völkern, die da wahrhaft leben und gedeihen wollen.

Die jungen Leute richten sich häuslich ein, gründen ein Heim, eine Familie, arbeiten, werden alt, sehen aber noch, bevor sie abgehen, ihre Kinder andere christliche Familien gründen in Dörfern, die bereits gesäubert sind von heidnischen Gebräuchen, Zeremonien, Zaubereien und Tyranneien.

Die Hauptschwierigkeit in der Erziehung der Schwarzen liegt nicht im Negerverstand, sondern anderswo, in dem schwachen Negerwillen, in der hartnäckigen Empörung desselben gegen die unbeugsamen Prinzipien der christlichen Moral. Da ist besonders die Polygamie, welche ein geradezu ausserordentlich starkes und kompliziertes Hindernis bietet.

Aber alles in allem genommen ist ihm doch das Christentum ein Ideal, zu welchem er sich hingezogen fühlt, und von dem er sich herausnimmt, was er eben fassen kann.

Jetzt schon lassen sich wunderbare Erfolge aufzeichnen; Leute, die, wenn sie einmal von der Wahrheit überzeugt sind, alles verlassen, um ihr nachzufolgen; Familien, die unseren besten Musterfamilien gleichgestellt werden könnten, was genaue Beobachtung religiös-sittlicher Vor-

schriften anlangt. Mehr noch, man findet Jünglinge, Jungfrauen, die, weit entfernt sich mit der getreuen Beobachtung der Gebote zu begnügen, sich auch noch den evangelischen Räten unterziehen. Die Väter vom hl. Geist haben an der Westküste, wo sie schon seit 1840 tätig sind, gegenwärtig 5 einheimische Priester, 59 einheimische Laienbrüder und 40 einheimische Nonnen, die an Frömmigkeit, Opfersinn, Sittlichkeit in keiner Weise unseren europäischen Ordensleuten nachstehen. Die Tugend, um zu gedeihen, muss wie jede andere Pflanze einen guten Boden haben; die Vorbereitung dieses Bodens will auch ihre Zeit haben, 2, 4, 10 Generationen, je nachdem. Eines steht fest: die Probe ist gemacht in West- und Ostafrika, der Schwarze hat die nötigen Anlagen, um ein frommer Christ, ein treuer und gewissenhafter Staatsbürger zu werden. Man lasse ihm nur die nötige Zeit dazu und gebe ihm Gelegenheit, eine entsprechende Erziehung zu erhalten, wie wir sie genossen haben.

Ein drittes Hindernis darf nicht unerwähnt bleiben. Das böse Beispiel der Europäer und ihres Gefolges; der verderbliche Einfluss der Weissen auf den schwarzen Christen; endlich die Opposition oder doch wenigstens die zu häufig erscheinende Gleichgültigkeit mancher Beamten selber. Wie schmerzlich haben wir nicht empfunden, dass deutsche Beamte in den Kolonien, wenn auch in geringer Zahl, sich nicht nur gleichgültig, sondern geradezu feindlich stellten den Missionen gegenüber, die religiösen Gebräuche der noch schwachen Neuchristen lächerlich machten und den Heiden öffentlich erklärten, der Muhamedanismus sei besser als das Christentum, wahrscheinlich um ihren Leidenschaften besser fröhnen zu können. Was soll ich sagen von denjenigen, besonders noch wenn es Beamte in den Kolonien sind, die den Heiden ihre Religion nehmen und diese durch nichts ersetzen? Ich kann das nicht anders bezeichnen, als ein Verbrechen am Vaterland. Dass sie dadurch ihrem eigenen Interesse und dem Interesse des Staates entgegenarbeiten, liegt auf der Hand. Es soll dies keine Anklage sein. Wenn ich es erwähne, so ist es nur um auf eine grosse Schwierigkeit, ein grosses Hinderniss in der Kulturaufgabe in den Kolonien, aufmerksam zu machen. Ich habe, Gott sei Dank, viele Beamte gekannt, die sich in der Erfüllung der kulturellen Aufgabe in der Kolonie musterhaft zeigten, und deren ich mich mit Freuden noch erinnere.

Die Hindernisse, und wären sie noch so gross, werden den Missionar nie abschrecken oder abhalten, seine Aufklärungsarbeit zu tun! Und das Werk geht auch immer voran. Der eine Christ gewinnt einen anderen Christen für seinen Glauben, die Station verursacht bald die Gründung einer anderen Station, und so erobert die christliche Idee allmählich weitere Kreise, bis endlich eine wahre Bewegung einsetzt, eine grosse, fröhliche Volksbewegung, sich zu scharen um das Kreuz, um Jesus, den guten Völkerhirten.

Dass die Bewegung anhalte, dass deutsche Missionare sich immer zahlreicher einstellen und ebenfalls immer mehr Schwarze als Gehilfen, als Katecheten sich ihnen zur Seite stellen, dass auch die nun einmal nötigen Unterstützungen nicht versiegen: und die christliche Wahrheit, die bereits so viele Völker umgestaltet, kultiviert, zivilisiert hat, sie wird, so sie einmal allen Schwarzen gepredigt, die armen Völker Afrikas auch umzugestalten imstande sein. Das ist meine feste Überzeugung. Und was gäbe ich darum, dass diese meine Überzeugung von all denen geteilt würde, die irgend einen Einfluss auf die Gestaltung unserer Kolonien haben!

V.

Schlussfolgerungen.

Zusammenfassend stelle ich fest:

1. Die Fetisch-Religion, wie wir sie in Afrika vorfinden, ist oppressiv und erniedrigend für den Einzelnen, für die Familie und die Gesellschaft. Jedoch dank ihren Gesetzen, die verpflichten, hat sie bisher die Erhaltung und Vermehrung der Negerrasse sichern können.

Wie auch immer dieser Fetischdienst sein mag, er ist dem literarischen Skeptizismus, Materialismus und Naturalismus der kadenten Völker vorzuziehen.

Jede Religion ist ein Kitt, ein Zement. Nimmt man sie weg, dann bricht das Haus zusammen.

2. Gegenüber der europäischen Invasion aber, die wir z. Zt. in Afrika erleben und die naturgemäss noch zunehmen wird, kann der Fetischismus nicht stand halten. Wodurch wird er ersetzt werden?

Die sogenannte Laienmoral, deren Grundlage und Endziel oder Sanktion bisher niemand hat angeben können, Moral, die es nicht einmal vermag die europäischen Kreise auf der aktuellen Höhe zu erhalten, eine ähnliche Moral wird noch viel weniger die afrikanischen Völker auf solche Höhe bringen. Das B.G.B. wird nie und nimmer das Evangelienbuch ersetzen können.

Durch Begünstigung des Muhamedanismus werden wir eine neue Spaltung unter dem Volke einführen, die um so gefährlicher für die Kolonien wird, als der Muhamedaner, wie mir alle unparteiischen Beobachter bestätigen werden, sich nie aufrichtig mit den Christen versöhnen kann, solange er Muhamedaner bleibt. Er ist Feind des Christen, d. h. des Europäers und wird grundsätzlich Feind bleiben.

3. Es muss also ein neues Element, eine neue Kraft ausfindig gemacht werden, den alten Kitt des Fetischismus zu ersetzen, eine religiöse und moralische Kraft, deren soziale Bedeutung die Probe der Jahrhunderte bestanden hat.

Und da gibt es zweifelsohne nichts Erprobteres, nichts Mächtigeres, nichts Aktiveres als das Christentum; das Christentum, welches die katholischen Missionare predigen wollen all denen, die da guten Willens sind.

Kurz, die Aufgabe der katholischen Mission wird sein, mitzuhelfen dem Eingeborenen wahre Zivilisation beizubringen. Ihr Zweck ist nicht, die Herrschaft über die Eingeborenen an sich zu ziehen. Sie will nur den Schwarzen aufklären und ihn seinem Gott und Schöpfer zuführen. Dadurch wird sie dem Staat die besten Untertanen heranziehen. Sie wird der ganzen Kolonialaufgabe in der Erziehung der Eingeborenen Seele und wahres Leben bringen, indem sie den so verwirrten Verstand der Eingeborenen aufklärt, seinen schwachen Willen stärkt und ganz besonders das erschlafte Gewissen aufweckt. Es ist dies für die Kolonie, ich kann wohl sagen, die allerwichtigste Frage, denn die Kolonie kann nicht gedeihen, wenn ihre Bewohner keine gewissenhafte Leute sind, und dieses Gewissen kann nur die Mission ins Leben rufen. Deshalb kommen wir immer wieder auf dieselbe Schlussfolgerung zurück:

keine wahre Zivilisation ohne Moral,
keine Moral ohne Religion,
keine Religion ohne Missionare.

„Zivilisation ist technische Verfügung über die Natur, ist Entfaltung zahlloser Bedürfnisse. — Kultur ist die Unterordnung alles individuellen Bedürfnis unter geistige Lebensmächte, ist die Herrschaft des Menschen über seine eigene Natur in bezug auf sein höheres Lebensziel. Ohne solche Kultur ist eine Zivilisation nicht lebensfähig.“ (Dr. Förster. Jugendlehre. S. 3.)

Wenn dem so ist für zivilisierte Länder, so gilt es umsomehr für Heidenländer. Aber auch hier wird nur die Mission imstande sein, dem so tief gesunkenen Schwarzen die erforderliche Kraft zu verschaffen, inmitten der technischen Entwicklung, die man ihn aufgezwungen hat, die Herrschaft über die niederen Triebe seiner Natur zu bewahren, und das ist die schönste Aufgabe der Kolonisations-Arbeit. Dieser Ansicht hat auch Se. Exc. Dr. Dernburg Ausdruck gegeben in seiner Rede bei der Eröffnung des Kolonialinstituts in Hamburg am 20. Oktober 1908, als er sagte:

„Nicht nur die Machtstellung der kolonisierenden Nation oder die Bereicherung des Einzelnen geben der Kolonisationsarbeit ihren Erfolg, sondern ebenso sehr, wenn nicht mehr die Erfüllung der ethischen und kulturellen Arbeit. Nur die Nation, fügt er bei, die diese ethische und kulturelle Arbeit mit Geschick und Erfolg angreift und durchführt, wird mit Ehren vor der Mit- und Nachwelt kolonisieren.“

Es ist der sehnlichste Wunsch der katholischen Mission, das ihrige dazu beizutragen, damit die deutsche Nation in ihrer kulturellen Aufgabe vor der Mit- und Nachwelt mit Ehren dastehe.

Möge dieses Bestreben und die hohe Bedeutung der Mission in der Erfüllung unserer kulturellen Pflichten in den Kolonien von allen Kolonial-Beamten wie von dem Volke immer in gebührender Weise anerkannt und unterstützt werden, zur grösseren Ehre Gottes, zum Besten unserer Kolonien und des geliebten Vaterlandes.

Ausbildung für den Kolonialdienst.

Von Prof. E. A. Fabarius.

Es ist glücklicherweise in den kolonialverständigen Kreisen unseres Volkes allgemach zu einer unbestrittenen Überzeugung, ja, man kann fast sagen zu einem „Gemeinplatz“ geworden, dass der Erfolg der Kolonisation im letzten Grunde nicht vom Reichtum des Koloniallandes, nicht von seinem Klima, seiner Fauna und Flora, nicht von seinen Bodenschätzen, ja selbst nicht einmal von seiner eingeborenen Bevölkerung, sondern von der Tüchtigkeit der Kolonisatoren selbst abhängt. Die glänzendsten Aussichten zerfallen — man denke z. B. an die Kolonisation der Spanier in Mittel- und Südamerika — in einen Misserfolg, wenn den Kolonialarbeitern die wichtigsten Erfordernisse fehlen. Und umgekehrt, die sprödesten und bescheidensten Kolonialgebiete steigen an zu einer glänzenden Entwicklung, wenn sie von innerer und äusserer Tüchtigkeit ihrer Kolonisatoren getragen wird. Englands Kolonialgeschichte bietet dafür nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Australien, Afrika und Asien rühmliche Belege.

Bei uns in Deutschland freilich hat man anfänglich diese, wir möchten sagen, persönliche Seite der Kolonisation leider zu sehr vernachlässigt. Aber die Erfahrungen eines Vierteljahrhunderts haben uns die vom „Lehrmeister Geschichte“ so umfänglich und vielseitig gebotene, jedoch von dem sonst so geschichtsfreudigen deutschen Volk zu wenig beachtete Lehre doch noch rechtzeitig eingepägt. Tüchtige Leute gehören in den Kolonien; ja die Besten sind gerade gut genug für diese Arbeit! Mit Recht sagt der bekannte englische Staatsmann Lord Milner in einer neuerlichen Veröffentlichung:¹⁾ „Der Erfolg oder Misserfolg der Kolonisation wird bestimmt durch den Wert des kolonialen Verwaltungspersonals. Dieses Personal muss mit der grössten Sorgfalt ausgewählt werden.“ Es ist daher nur zu verständlich, dass im Anschluss an diese Erkenntnis die Frage nach einer guten Vorbereitung und zweckmässigen Ausbildung für den Kolonialdienst heutzutage die weitesten Kreise beschäftigt.

Man hat in der Kolonialarbeit im wesentlichen zwei verschiedene Laufbahnen zu unterscheiden. Einmal die des staatlichen und öffentlichen Beamtentums, und andererseits die der wirtschaftlichen Berufe, und zwar der kolonialen Pflanzungsbeamten, Ansiedler und Farmer, zu denen dann noch in bedingter Weise der Beruf des kolonialen Kaufmanns käme. Doch tragen ja die Verhältnisse des kolonialen Kaufmanns keine wesentlichen Sonderzüge an sich gegenüber denen des überseeischen Kaufmanns.

Bei den staatlichen Beamten für die Verwaltung und Rechtsprechung in deutschen Kolonien konnte bisher von einer besonderen Ausbildung für den Kolonialdienst eigentlich nicht die Rede sein. Man hat sich vielmehr damit begnügt, die Vorbildung zu fordern, die für den mutterländischen

¹⁾ Vgl. „L'Etoile Belge“ vom 24. August 1908.

Dienst in Frage kommt. Die Kolonialverwaltung suchte sich aus den verschiedenen Dienstzweigen des Reichs wie der Einzelstaaten diejenigen heraus, welche auf Grund ihrer Freudigkeit für die Koloniarbeit und bei ihrer allgemeinen Tüchtigkeit und der üblichen Vorbereitung für ihren heimischen Beruf Aussicht zu bieten schienen, dass sie sich draussen bewähren würden. Insbesondere wurden dabei Juristen, deren Vorbereitung durch das Assessor-examen abgeschlossen, Offiziere, Steuerbeamte, Ärzte und in einzelnen Fällen Forstbeamte in dem Kolonialdienst angestellt. Namentlich für die höheren Stellungen in den Kolonien kommen nach wie vor nur Männer in Betracht, die diesen für die Heimat gültigen Stempel der hohen Bürokratie bereits an sich tragen. Auch für die mittlere Beamtenlaufbahn, die der Sekretäre usw., hat an diesem Weg mangels besonderer Vorbildung für die Auswahl der nötigen Beamten eingeschlagen, während man bei den unteren Beamten wenigstens vielfach die Auswahl von solchen Leuten getroffen hat, die als Unteroffiziere der Schutztruppe bereits zuvor Gelegenheit gehabt hatten, sich in den Kolonien einige grundlegende Kenntnisse zu erwerben. Es ist offensichtlich, dass dieser Weg zur Gewinnung der nötigen Kolonialbeamten seine Schattenseiten hat, und dass dadurch die Klage über „Assessorismus“ und „Militarismus“ in den Kolonien häufig schärfer ausgeprägte Formen bekommen hat, als sachlich berechtigt war. Denn es steht ausser Frage, dass wir, namentlich aus den Kreisen unserer Offiziere, aber nicht minder auch der Ärzte und selbst der Juristen und der früheren Assessoren eine Anzahl ausserordentlich tüchtiger Kolonialarbeiter gewonnen haben. Und mancher hervorgetretene Mangel wäre vielleicht auch noch vermieden worden, wenn man den betreffenden Beamten Zeit gelassen hätte, sich stetiger und länger in ihren Einzelstellungen zu halten. Wesentlich grössere Bedenken liegen aber unfraglich vor bei der bisherigen Auswahl der sogenannten mittleren Beamten. Diese sind naturgemäss gerade in der kolonialen Verwaltung mitunter von besonders wichtigem Einfluss, und deren heimische Vorbildung und heimischer Gesichtskreis passt im allgemeinen ganz und gar nicht in die kolonialen Verhältnisse.

Es ist anzuerkennen, dass man in Deutschland zunächst gar nicht in der Lage war, die Einstellung von Beamten in den Kolonialdienst von einer besonderen entsprechenden Vorbildung abhängig zu machen, und dass grundsätzlich darum der eingeschlagene Weg der notwendige und richtige war. Freilich bedingte dieses eine besonders vorsichtige Auswahl unter den Bewerbern, und die hat in früheren Jahren jedenfalls nicht immer bestanden. Andererseits aber wäre es allerdings richtig gewesen, wenn man sich schleunigst bemüht hätte, die solchen Bewerbern fehlende eigenartige koloniale Vorbereitung durch besondere Einrichtungen so schnell wie möglich zu ersetzen und zu ergänzen. Erst seit dem Jahre 1905 hat man in Deutschland den Anfang gemacht, um eine eigentliche Kolonialbeamten-Laufbahn, zunächst nur für Deutsch-Ostafrika, durch besondere Heranbildung von Kolonialbeamten zu schaffen. 10 Anwärter wurden damals für diese Laufbahn in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes angestellt. Die Bedingungen für die Auswahl waren verhältnismässig weitgehend. Vor allen Dingen wurde der Besitz des Abiturientenzeugnisses gefordert, die Verpflichtung einer mindestens 10-jährigen Dienstzeit nach erfolgter Ausbildung den Bewerbern auferlegt und auch sonst an eine standesgemässe Haltung und Stellung sowie an ihre Leistungsfähigkeit nicht geringe Ansprüche erhoben. Der sehr klar zutage tretende Nachteil dieser neuen Laufbahn jedoch ist der, dass allein die Ausbildungszeit insgesamt 7 Jahre umfasst,

nämlich: 1 Jahr Vorbereitung in Berlin (für Kolonialschüler auf ein halbes Jahr beschränkt), dann 2 Jahre in Ostafrika, die mit einer Prüfung abschliessen. Darauf folgt ein halb- bis einjähriger Aufenthalt in der Heimat, dem sich eine zweite Dienstperiode von 2 Jahren in Ostafrika anschliesst, die wiederum eine Prüfung erfordert. Und endlich ein Zeitraum von mindestens einem Jahr für eine weitere seminarische Ausbildung am Orientalischen Seminar, die ebenfalls mit einer Prüfung abschliesst. Diese lange und im wesentlichen doch rein bürokratische Ausbildung scheint uns nicht den dadurch erworbenen Zukunftsaussichten dieser sogenannten ostafrikanischen „Kolonialeleven“ zu entsprechen. Einmal dürfte es hierbei schon als schwerwiegender Nachteil anzusehen sein, dass sie in ihrer Vorbereitungszeit in den Kolonien verhältnismässig einseitig nur in dem inneren Geschäftsbetrieb der Zoll- und Bezirksämter beschäftigt werden, ohne gleichzeitig durch gelegentliche Reisen innerhalb des betreffenden Bezirkes Land und Leute genügend kennen lernen zu können. Denn damit geraten diese Kolonialeleven in dieselbe unerfreuliche Lage, in der sich gerade in Ostafrika so viele der Beamten, namentlich der sogenannten mittleren Beamten befinden, dass sie jahrelang im Lande sind und dabei je länger je mehr vom schwerwiegendsten Einfluss für die ganze koloniale Entwicklung werden, aber innerhalb ihrer 5—8 und mehr Jahre über das Weichbild Daressalams oder sonstiger Regierungssitze überhaupt nicht hinauskommen. Natürlich aber gelten sie trotzdem für „alte erfahrene Afrikaner“ und besonders gewiegte Kolonialkenner und halten sich selbst dafür. Das erheblichste Bedenken aber gegenüber dieser Kolonialeleven-Laufbahn richtet sich gegen die Tatsache, dass solche jungen Leute, die nach ihrer Vorbildung, Herkunft und Leistungsfähigkeit die Anwartschaft auf die höheren und höchsten Beamtenstellungen haben könnten, ausdrücklich bei dieser Laufbahn nur für die mittleren Beamtenstellungen in Frage kommen sollen. Während sie in ihrer äusseren Lebenshaltung auf eine Stellung ähnlich den Referendaren und in ihrem Militärverhältnis auf das Ziel des Reserveoffiziers hingewiesen werden, sind sie doch in ihrer dienstlichen Stellung, in ihren Gehaltsbezügen und in ihrem Fortkommen lediglich der Klasse der Sekretäre gleichgestellt. Um aber lediglich diese Stellung einmal zu erreichen, hat man nicht nötig, sich einer so umfänglichen und nicht eben leichten Vorbereitung zu unterziehen, sondern kann den für diesen Beruf vorgeschriebenen schnelleren und bequemeren Weg einschlagen.

Neuerdings ist mit der Errichtung des Kolonial-Instituts in Hamburg ins Auge gefasst, auf ähnliche Weise für den westafrikanischen Kolonialdienst eine gesonderte Laufbahn zu begründen. Doch ist man sich sichtlich in den massgebenden Kreisen noch nicht klar darüber, wie nun im einzelnen dieser neue Ausbildungsweg ausgestaltet werden soll. Auch bietet ja die rein theoretisch-wissenschaftliche Einrichtung des Kolonial-Instituts mit seinem zweisemestrigen Vorlesungsgang noch keinerlei Anhalt und Gewähr dafür, dass hier ein gesicherter Berufsweg zu finden ist. Das wird vielmehr von der weiteren Entwicklung abhängen.

An und für sich wäre es jedenfalls das Beste, wenn wir in Deutschland die Vorbildung für den Kolonialdienst ähnlich einrichteten, wie das für die englischen und auch holländischen Tropenkolonien die Regel ist, wonach nämlich eine besondere theoretische und praktische Vorbereitung für den Kolonialbeflissenen vor seiner Einstellung in den Kolonialdienst gefordert wird. Dem naheliegenden Gedanken, mit dem praktischen Teil dieser Ausbildungszeit als ersten in den Kolonien selbst zu beginnen,

stehen erhebliche Schwierigkeiten und Bedenken gegenüber. Denn auf diese Weise wäre es unvermeidlich, dass der Betreffende als der Regel nach zu jung und unreif, sowie auch für die allgemeinen praktischen Verhältnisse zu wenig geschult und vorbereitet, gleich auf den gefährlichen Boden der Kolonie versetzt würde. Insonderheit wäre die für diesen Beruf doppelt wichtige charakterliche Prüfung der Kolonialanwärter, die Beurteilung, ob und inwieweit sie nach ihrer Eigenart reif und innerlich gefestigt sind und ob sie das nötige Mass der Menschenkenntnis und der Fähigkeit im Umgang mit Menschen — alles Dinge, die in den Kolonien doppelt schwer ins Gewicht fallen — besitzen. Sowohl die Engländer, wie auch die Holländer und Franzosen haben darum für ihren Beamtenkörper, namentlich für die höheren Beamten, den uns Deutschen, als den so gern theoretisierenden Praktikern, unrichtig erscheinenden umgekehrten Weg eingeschlagen. Sie fordern in der Tat von ihren Kolonialbeamten, und besonders von denen für den so ausserordentlich wichtigen indischen Dienst zuerst eine umfängliche theoretisch-wissenschaftliche Ausbildung in der Heimat, die dem zukünftigen Beamten die Sicherheit geistiger Überlegenheit und innerer Reife gibt. Im Anschluss an diese Grundlage einer hohen Allgemeinbildung hat sich der zukünftige Kolonialbeamte einer noch weiteren fachlich-technischen Ausbildung zu unterziehen. Und danach erst wird er, aber auch noch als Lernender, in die Praxis des Kolonialdienstes hinausgesandt. Den Engländern kommt hierbei obenein unfraglich das zugute, was Lord Milner in sehr richtiger Weise über diese Seite der Sache a. o. a. O. ausführt. Es heisst da u. a.:

„Die vom Mutterlande regierten Exploitationskolonien verlangen mit ganz besonderen Eigenschaften ausgestattete Verwaltungsbeamte. Sie verlangen Männer, denen es durch ihre Geburt, ihre Erziehung, ihre persönliche und Familienlage im gewissem Sinne angeboren ist, ihre Autorität über Niedergestellte auszuüben — Männer, die die Fähigkeit besitzen, in ruhiger und milder, aber dabei unerschütterlicher Weise den ihrer Autorität, aber auch ihrer vollen Sympathie Unterstellten Befehle zu erteilen. Söhne von Grossgrundbesitzern, die gewohnt sind, zahlreichen Angestellten zu befehlen, deren Gehorsam ohne Unterwürfigkeit ist und mit Wahrung der Würde sich vereinigt, geben gute koloniale Beamte ab. Dank vielleicht gewissen Rasseeigenschaften, dank der Art und Weise, in der man in diesem Lande (England) gewisse Sports, wie z. B. die Jagd und das Reiten pflegt, dank dem Unternehmungsgeiste seiner Jugend hat England stets das Glück gehabt, sein koloniales Verwaltungspersonal, soviel es auch nötig hatte, aus sich rekrutieren zu können. Zweifellos kommt dieses Personal nicht vollständig, nicht einmal der grössere Teil, aus den reichen Klassen und aus der Grundbesitzerklasse, aber zu einem starken Prozentsatz gehört es doch diesen Klassen an, und dieser Prozentsatz und sein Einfluss hebt zu einem grossen Masse das allgemeine Niveau. Der Schüler der „Public Schools“ ist es, der mit seinen Traditionen von Ehre, von Mut und Selbstvertrauen, seinem Respekt vor der Autorität und seiner Gabe, Autorität auszuüben, die Kraft unserer indischen und kolonialen Verwaltung bildet. Häufig ist er aus bescheidenen und wenig begüterten Verhältnissen hervorgegangen, aber er hat den guten Ton und die Tradition jener sozialen Schichten, unter denen der ritterliche Geist noch lebendig ist.“

Vielleicht darf schon hier an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die Deutsche Kolonialschule, die ja in ihren Hauptzielen nicht auf eine Vorbereitung für den amtlichen Kolonialdienst gerichtet ist, doch gerade

nach der Richtung und unter denselben Gesichtspunkten wie Milner die ganzen Einrichtungen ihres Ausbildungsweges getroffen hat. Denn sie hat den Grundsatz aufgestellt, dass die jungen Leute, welche sich in den Kolonien betätigen wollen, in erster Linie aus den gebildeten und führenden Schichten unseres Volkes herangezogen und ausgewählt werden sollen, um neben einer gründlichen theoretisch-wissenschaftlichen Allgemeinbildung über das Gesamtgebiet der Kolonialwissenschaften — entsprechend jener der höheren englischen Bildungsanstalten und Universitäts-Colleges — und neben einer tüchtigen Schulung und Übung in der Praxis der wirtschaftlichen und technischen Fächer, vor allem auf ihre charakterlichen Fähigkeiten vor ihrer Aussendung geprüft zu werden. Erst wenn eine solche grundlegende Vorbereitung in der Heimat gewonnen ist, dann kann die eigentliche Lehrzeit in der praktischen Ausbildung draussen in den Kolonien nachfolgen.

Ausser den vorerwähnten Ausbildungswegen für den Kolonialdienst verdient insonderheit an dieser Stelle noch das Seminar für orientalische Sprache in Berlin genannt zu werden. Nach seiner eigentlichen Bestimmung, soll es freilich der Vorbereitung für den kaiserlichen Konsulatsdienst dienen. Jedoch bietet es auch angehenden Kolonialbeamten Gelegenheit, sich die für den Kolonialdienst nötigen sprachlichen Kenntnisse, namentlich Suaheli, Haussa u. dergl. hier anzueignen.

Wesentlich festere Bahnen gegenüber den bisher geschilderten Ausbildungsformen für den amtlichen Kolonialdienst hat die Vorbereitung für die wirtschaftlichen, privaten Erwerbszweige in den Kolonien bereits gewonnen. Namentlich für den Beruf des Tropenlandwirts, des Pflanzers sowie den des Farmers hat sich verhältnismässig frühzeitig bei uns in Deutschland eine allgemeine Übereinstimmung über das notwendige Mass von heimischer Ausbildung herausgestellt. Es ist ja keine Frage, dass der Tropenpflanzer ebenso wie der subtropische Farmer seine eigentliche Ausbildung in mindestens demselben Masse, nur in den überseeischen Wirtschaftsbetrieben selbst finden kann, wie das schon bei dem Staatsbeamten für seine koloniale Ausbildung drüben betont wurde. Jeder, der in den kolonialen Gebieten wirtschaftlich arbeitet und mit dem nötigen Erfolge vorankommen will, muss drüben erst als lernender Pflanzungs- oder Farmgehilfe, als sogenannter junger „Assistent“, anfangen und unter Leitung eines älteren Lehrmeisters, der bereits selbst die mehr oder minder selbstständige Leitung einer Pflanzung oder die Eigenbewirtschaftung einer Farm unter sich hat, ein Stück ernster Lehrzeit durchmachen. Auch die Deutsche Kolonialschule, obwohl sie sich die Vorbereitung praktischer Wirtschafts- und Pflanzungsbeamten, Pflanzers, Landwirte, Viehzüchter, Wein- und Obstbauer, für die deutschen Kolonien zum Ziel gesteckt hat, betont doch ausdrücklich, dass sie mit ihrer heimischen Ausbildung nichts weiter könne und wolle, als die überseeische Lehrzeit abzukürzen.

In den beiden ersten Jahrzehnten unserer deutschen Arbeit in eigenen Kolonien ging man, mangels besonderer tropenlandwirtschaftlicher Ausbildungsanstalten, ganz allgemein von dem Grundsatz aus, dass die beste Vorbereitung, soweit sie ausserhalb der Kolonien für den kolonialwirtschaftlichen Beruf zu gewinnen sei, in der heimischen Landwirtschaft und in Gartenbau oder Forstwirtschaft, oder auch in gewissen technischen Betrieben geboten würde. Namentlich zeigte sich eine besondere Vorliebe für Gärtner, deren Schulung man als vornehmlich geeignet für den Pflanzungsbetrieb draussen ansah. Es ist nicht zu leugnen, dass die Erfolge

mit früheren Gärtnern oder Landwirten vielfach diesen Voraussetzungen und den erhofften Erwartungen nicht entsprochen haben. Allerdings besitzt der deutsche junge Landwirt, soweit er tüchtig ist, den besonderen Vorzug, in den grösseren landwirtschaftlichen Betrieben die Gelegenheit gehabt zu haben, sich in der für draussen vor allen Dingen nötigen Umsicht und in der Fähigkeit, im Wirtschaftsbetrieb zu disponieren, sowie die Leute anzustellen und zu beaufsichtigen, zu üben. Andererseits jedoch ist er wieder — und die Erfahrung hat das bestätigt — gar zu leicht in Gefahr, von unseren hochgestiegenen landwirtschaftlichen Kulturverhältnissen aus ein voreingenommenes Urteil zu gewinnen, welches sich in den völlig unfertigen und andersartigen Kulturverhältnissen drüben schwer zurechtfindet. Auch unterliegt er häufig der drüben doppelt unpassenden Neigung des heimischen Landwirts, in einer gewissen Engherzigkeit an alten hergebrachten Vorstellungen und Wirtschaftsformen festzuhalten.

Der heimische Gärtner aber ist in seiner ganzen Vor- und Ausbildung gerade wieder weniger auf das um- und weitsichtige Disponieren als auf die kleineren und beschränkteren Gesichtspunkte bei der Anzucht von Pflanzen hingewiesen, zumal da die Zahl derjenigen Gärtner, die in den grösseren Baumschulbetrieben ausgebildet sind, eine verhältnismässig kleine ist. Die „einfachen Gärtner“, welche früher so besonders häufig von Pflanzungsunternehmungen als Assistenten gesucht wurden, bieten zudem der Regel nach nicht die Aussicht, — und das ist bei dem unvermeidlich starken Wechsel der Beamten im tropischen Pflanzungsgebiete nötig — mit der Zeit in die höheren und leitenden obersten Stellungen des Pflanzungsbetriebes, in die der Administratoren oder gar Direktoren, aufzurücken.

Die rein forstwirtschaftliche Vorbereitung endlich hat neben ihren Vorteilen ebenfalls ihre Nachteile, da man im tropischen Pflanzungsbetrieb es nicht mit dem Baum als dem „Holzlieferanten“, — was doch für den Forstmann die eigentliche Grundlage seiner Baumpflege ist, — sondern als frucht- oder gar saft- oder blatttragender Pflanze zu tun hat. Das bedingt einen ganz anderen wirtschaftlichen Gesichtspunkt, als den des Forstmannes; wird dieser aber nicht beachtet, dann hat das zur Folge, was z. B. vor Jahren einmal von einer Kameruner Pflanzung halb scherzend, halb aber in sehr bitterem Ernste gesagt wurde, der leitende Forstbeamte habe sie „zu einem Kakaowald, statt zu einer Kakaopflanzung“ herangezogen.

Doch wo auch sonst irgend ein Mann der Praxis, begabt mit klarem Blick, geschickter Hand und verständigem Sinn, in heimischen technischen oder kaufmännischen Betrieben sich einigermaßen bewährt und dann mit echter Kolonialfreudigkeit hinauszog und sich draussen in den Dienst stellte, da hat ein solcher gar manchmal als Pflanzer, und noch häufiger als Farmer recht Tüchtiges geleistet.

Denn die Tatsache steht fest, dass häufig gerade solche Männer draussen als Kolonial-Landwirte guten Erfolg gehabt haben, die von Haus aus dem eigentlichen Landwirtschafts- oder Gärtnerberufe durchaus fern standen. — Bezeichnenderweise sind namentlich auch aus dem Offiziersstande derartige hervorragende Pflanzer, besonders in Sumatra und Java, aber auch in Mexiko und Guatemala, hervorgegangen; Heinrich Semler, der Verfasser des grundlegenden deutschen tropenlandwirtschaftlichen Werkes „Die tropische Agrikultur“, in 4 dicken Bänden, war bekanntermassen weder Landwirt noch Gärtner, sondern Kaufmann. — Jedenfalls beweist dies alles, dass nicht in erster Linie eine einseitige landwirt-

schaftliche Vorbildung in der Heimat die Grundbedingung für erfolgreiche Pflanzearbeit ist, sondern eine möglichste Vielseitigkeit der Erfahrungen und Kenntnisse, verbunden mit der nötigen Anpassungsfähigkeit und frischen Unternehmungslust sowie unvoreingenommenen Unmittelbarkeit ist eine Hauptbedingung für denjenigen, der unter den neuen und eigenartigen Wirtschaftsverhältnissen drüben vorankommen will.

Vor allen Dingen aber hat sich in der Tat für den kolonialwirtschaftlichen Beruf je länger je mehr das Bedürfnis herausgestellt, möglichst gebildete und dabei vielseitig gebildete Männer in die Arbeit zu stellen, unter den gleichen Gesichtspunkten, wie dies schon vorhin für die staatlichen Kolonialbeamten hervorgehoben wurde. Gerade die koloniale Erfahrung bestätigt, dass der Gebildete vermöge seines weiteren Gesichtskreises, seiner längeren Erziehung und seines sichereren Selbst- und Lebensbewusstseins im allgemeinen viel anpassungsfähiger, urteils- und entbehrungsfähiger und ebenso leistungsfähig ist, als namentlich der Halbgebildete.

Diese Erfahrung, verbunden mit den Schwierigkeiten, bei der Auswahl der Beamten der Regel nach lediglich auf mehr oder minder zuverlässige schriftliche Auskünfte und die üblichen Zeugnisse angewiesen zu sein, liess schon vor 14 Jahren in deutschen Kolonialkreisen den Gedanken aufkommen, für den kolonialwirtschaftlichen Beruf eine besondere Ausbildungs- und Vorbereitungszeit in der Heimat zu schaffen durch Gründung der Deutschen Kolonialschule.

Hatte man bereits vor Jahrzehnten unter der Wirkung des immer gesteigerten Wettbewerbs der deutschen Landwirtschaft mit der Industrie und der ausländischen Landwirtschaft bei uns sich dazu genötigt gesehen, für die Schulung und Vorbereitung der jungen Landwirte besondere Vorkehrungen zu treffen und darum den Versuch gemacht, höhere landwirtschaftliche Lehranstalten zu errichten, die den jungen Studierenden neben der Wissenschaft auch für die praktische Unterweisung einen möglichst breiten Raum boten, so lag der Gedanke doppelt nahe, einen derartig theoretisch-praktischen Lehrbetrieb einzurichten für werdende Kolonialwirte. Denn in unvergleichlich höherem Masse wie für den heimischen Landwirt, der mitten in den hochgestiegenen Kultur- und Wirtschaftsverhältnissen unseres Vaterlandes aufwachsend und bei gutem Willen auf Schritt und Tritt Gelegenheit hat, sich über Grundsätze und Lebensbedingungen seines zukünftigen Arbeitsfeldes zu unterrichten, sowie sich darin zu betätigen, begegnet der praktische Kolonialwirtschaftler draussen nicht nur völlig fremdartigen Verhältnissen, sondern er kommt als Kulturmensch hinein in Verhältnisse, deren Lebens- und Wirtschaftsentwicklung gegenüber denen seiner Heimat um Jahrhunderte, ja vielleicht gar um Jahrtausende zurückliegen. Das setzt zunächst für ihn vor allem die Fähigkeit einer Umwertung und Umdenkung aller gewohnten Anschauungen voraus. Und darum ist es für ihn in erster Linie nötig, sich theoretisch-wissenschaftlich mit einer Fülle vielseitiger und verschiedenartiger Kenntnisse zu bereichern, die ihm das Verständnis und die Beurteilungsfähigkeit für Klima, Bodengestaltung, Pflanzen- und Tierwelt, Völker und Sitten, Wirtschaftsformen und Verkehrsverhältnisse der fremden Gebiete erschliesst, um damit zunächst einmal eine gewisse Grundlage für sein koloniales Leben und Arbeiten zu gewinnen. Aber gerade, weil die ganzen Verhältnisse drüben zumal in den Anfangszeiten der wirtschaftlichen Entwicklung des einzelnen sowie der Gesamtheit so durchaus verschieden von den heimischen sind, ist es um so notwendiger, dass der kolonialwirtschaftliche Anfänger im Gegensatz zu dem

heimischen jungen Landwirt die Fähigkeit besitzt, sich überall selbst zu helfen und in grossen wie in kleinen Dingen möglichst schnell auf eigene Füsse zu stellen. Denn in diesem Ringen und Kämpfen des Kulturmenschen um neue Eroberungen, bei dieser Pionierarbeit gilt in besonderem, tiefen Sinne die schöne Kriegsweisheit:

„Da tritt kein anderer für ihn ein,
Für sich selber steht er ganz allein!“

Er kann da nicht etwa gleich dem jungen Landwirt der Heimat bei älteren und erfahrenen Nachbarn sich jederzeit und leicht Rat holen für seine wirtschaftlichen Massnahmen und oft schnell zu fassenden Entschlüsse; er hat nicht alte, erfahrene, vielleicht schon ererbte Verwalter, Hofmeister und derartige Gehilfen zur Hand, mit denen er sich gut und zuverlässig verständigen kann, und hat auch nicht Arbeiter und Gesinde zur Verfügung, das trotz alles Standes- und Bildungsunterschiedes doch nicht durch eine so weite Kluft von dem heimischen Herrn getrennt ist, wie der überseeische Kulturpionier von den eingeborenen Arbeitern und deren Vorarbeitern. Aber nicht nur dies, sondern oft in noch viel entscheidenderem Masse macht sich der andere Mangel draussen geltend, dass für die kleinen und kleinsten täglichen und alltäglichsten Lebensbedürfnisse, für die in einem alten Kulturlande tausende dienende Hände und Maschinen, Handwerker, Kaufleute und Händler jederzeit jedem Einzelnen zu Dienste stehen, nun drüben jeder in umfangreicher Masse für sich selber sorgen muss. In ganz anderem Sinne, als für eine verständige, sparsame und praktische Wirtschaft bei uns, gilt drüben das vielsagende Schillerwort: „Die Axt im Haus ersetzt den Zimmermann!“ — Nach der Seite hin muss darum der junge Kolonialwirt besondere Fähigkeit aufweisen und eine praktische Lehre durchgemacht haben. Er muss verstehen, für wirtschaftliche und gewerblich handwerksmässige sowie technische Dinge gewissermassen „Hans in allen Gassen“ zu sein.

Endlich aber kommt es bei dem immerhin doch nicht alltäglichen und den mit unseren üblichen, mehr oder minder leicht zugänglichen, von tausenden und abertausenden Vorgängern bereits betretenen und erprobten Berufswegen nicht vergleichbaren Aufgaben dieses kolonialen Berufes auf eins an, was so ohne weiteres der gebildete junge Kulturmensch keineswegs besitzt, und worüber er sich auch nicht einmal von vornherein ein genügend sicheres und klares Urteil bilden kann, nämlich: Fähigkeit, Geschick und Ausdauer für körperlich praktische Arbeit! Denn das ist auch für den kolonialen Herrenmenschen drüben, selbst wenn er Pflanzer in einem grossen, Hunderttausende von Werten umfassende Betriebe, oder Farmer werden wollte auf einem Besitz, der hier zu Lande als Grossgrundbesitz gelten würde, die notwendige Tugend. Wer da nicht versteht, unermüdlich mit zäher Spannkraft selbst überall auf dem Posten zu sein und nicht nur einzugreifen, sondern fest zuzugreifen, wer da bloss nach der Weise so oft verspotteter reicher „Stoppelhopser“ oder des Herrn von Rambow in „Ut mine Stromtid“, hoch zu Ross von oben herab den Betrieb leiten wollte, der würde gar bald scheitern. Dort heisst es vielmehr, morgens als erster zur Stelle und abends als letzter zur Ruhe, mit der Fähigkeit, zäh und angestrengt zu arbeiten, und nicht nach Tagelöhnerart beständig während der Arbeit schon mit den bevorstehenden Ruhepausen rechnend, oder im Gedankengange des verwöhnten Muttersöhnchens bzw. gebildeten Grossstadtkindes vornehmlich auf Abwechslung, Vergnügen und allerlei zweifel-

hafte Lust bedacht zu sein. In schlichtem, unermüdlichem Arbeitssinn besteht Wesen und Aufgabe des rechten Kulturpioniers.

Auf diesen Gedanken aufgebaut, erweist sich die Eigenart der Einrichtungen und des Lehrbetriebes der Deutschen Kolonialschule.

Denn ein Ineinander von sorgfältigem theoretisch-wissenschaftlichem Lehrbetrieb und umfänglicher praktischer Arbeitsübung kennzeichnet geradezu die bemerkenswerte Sonderheit der Kolonialschule, wie sie den verwandten heimischen höheren Bildungsanstalten landwirtschaftlicher, gärtnerischer oder technischer Art fremd ist, und auch im Ausland in dieser Form nur in einer gewissen Ähnlichkeit sich bei solchen Lehranstalten findet, wie sie z. B. die amerikanischen Agriculture-Colleges oder die der Deutschen Kolonialschule nachgebildeten zwei französischen Kolonialanstalten aufweisen.

In den Vorlesungen, die fast ausschliesslich in den frühen Vormittagsstunden gehalten werden, und deren Besuch pflichtmässig ist, werden in einem viersemestrigen Lehrgang die Studierenden eingeführt in alle Zweige der Wissenschaften, die unmittelbar oder mittelbar die Kolonialwirtschaft berühren. Naturgemäss nehmen dabei die Naturwissenschaften den breitesten Raum ein. Chemie, Botanik, Bodenlehre und Pflanzenbau, die Entwicklungsgeschichte der Erde, wie Tierzucht und tierische Ernährungslehre, Gesundheitslehre, insonderheit Tropenhygiene; Botanik der tropischen Wälder; Baukonstruktion, Technologie; Forstwirtschaft; Buchführung, Handelslehre; Feldmessen u. dergl. Daneben umfasst der Lehrplan ein gut Stück aus den Gebieten der Kulturwissenschaften, und zwar Völkerkunde und Kolonialpolitik, Volks- und Kolonialwirtschaft, Religionsgeschichte und Kolonialrecht, die selbstverständlich in vielfachem Sprachunterricht, je nach Wahl und Bedarf, Französisch, Englisch, Spanisch, Suaheli, Portugiesisch und Holländisch eine Ergänzung finden.

Dass aber für die Studierenden der Kolonialwissenschaften nicht die Gefahr unterlaufe, sich in grauer Theorie zu verlieren, dafür sorgt eine Fülle von praktischer Arbeit, die zeitweise ganze Tage, der Regel nach aber die Nachmittage beansprucht. Rübenhacken oder Düngerstreuen, Heumachen oder Getreideernten, Reinigen der Baumschulquartiere, wie Veredeln, Beschneiden und Pflegen der Obstbäume, Weinbergsarbeit, Gemüsebau u. dergl. bis herab zum sonnabendlichen Hofreinigen und Aufräumen, das alles erfordert tüchtiges Zugreifen, Ausdauer und Lust zur Handarbeit, die da namentlich noch in Schmiede und Stellmacherei, Sattlerei, Maurerei, Schreinerei usw. dem zukünftigen Kulturpionier als eigentlicher Prüfstein seiner Tauglichkeit dienen muss. Denn überall, bei jeder Arbeit, sei sie klein oder bedeutend, langweilig oder besonders interessant, werden die in Arbeitsgruppen eingeteilten Kolonialschüler unter Anleitung eines vorarbeitenden Lehrmeisters und verantwortlicher Führung ihres sogenannten Gruppenführers tüchtig herangenommen. Alle Zweige eines vielseitigen Molkereibetriebes einschliesslich Butter- und Käsebereitung, wie nicht minder im Kuhstall die Pflege der Kühe, das Melken, das Reinigen des Stalles müssen sie in mehrwöchentlicher Übung kennen lernen, damit auch hier Auge und Hand sowie verständnisvolles Urteil für derartige Betriebe sich bilden.

In dem zwei- bzw. dreijährigen Lehrgang bringen es darin auch alle Willigen und einigermaßen Geschickten zu erfreulicher Tüchtigkeit, die Geschicktesten und Eifrigsten aber oft zu Leistungen, die man an und für

sich bei jungen Söhnen unseres Volkes, die durchweg aus den sogenannten gebildeten, der Handarbeit fernstehenden Kreisen kommen, kaum erwarten sollte.

Neben all diesem pflichtmässigen Arbeitsdienst spielt aber, trotz der nicht allzu reich bemessenen Freizeit die freie Betätigung in Spiel und Sport zu Wasser und zu Lande, bestehend in Turnen, Tennis, Rudern und Fechten, Bootsbau und Schiessübungen, eine grosse Rolle, wie nicht minder die Pflege der Musik und das Wandern oder Radeln durch die nähere und weitere, an Naturschönheiten so reiche Umgebung.

Dieses Leben und Treiben, Studieren und Lernen spielt sich nun ab auf den weiten Gebieten eines grossen alten Klostergehöftes, unmittelbar am Ufer der Werra gelegen, als ein besonderer kleiner Stadtteil des Städtchens Witzenhausen. Die hohen ehrwürdigen Räume eines alten Wilhelmiterklosters, ergänzt durch mancherlei im alten gotischen Stil aufgeführte Neubauten, umgeben von Hof und Gärten, sind schon in ihrer äusseren Erscheinung und innerem Schmuck berufen, mit heimatlichem Geist und deutschnationaler Erinnerung das Gemüt der jungen Männer zu umwehen. Ganz in der Form englischer oder amerikanischer Universitäts-Colleges, wenn auch unseren bescheideneren deutschen Ansprüchen und namentlich unseren bescheideneren deutschen Mitteln für derartige Zwecke entsprechend, sind die Lehr- und Wohnräume des weiten Baues ausgestattet. Auf der anderen Seite des Gehöftes liegen die Wirtschaftsgebäude, Werkstätten aller Art, Molkerei, Mühle, Milchviehstall, Reit- und Turnhalle, Laboratorium und Sammlungsräume, sowie Gewächshäuser mit einem kleinen Haus für tropische Nutzpflanzen. Eine für den ganzen wirtschaftlichen Betrieb wichtige Ergänzung jedoch bildet der neuerbaute Gutshof, draussen vor der Stadt inmitten der Ländereien (von rund 700 Morgen) gelegen, das Vorwerk „Gelsterhof.“ Ackerpferde und Fohlenzucht, Milchkühe und Rinder, eine grosse Schafherde und umfangreiche Schweinehaltung gehören zu diesem Betriebe. Nach der gärtnerischen Seite hin aber sind namentlich stattliche Obstpflanzungen, sowie sehr grosse Baumschulen und auch einige Weinberge als wichtige Lehrmittel vorhanden.

Das Innenleben der Kolonialschule, durch eine bestimmte Hausordnung geregelt, lässt sich mit ähnlichen deutschen Bildungsanstalten kaum recht vergleichen; am ehesten noch mit dem einer Kriegsschule. Denn das gemeinsame Leben der erwachsenen Jugend nach dem in England und Amerika üblichen und mit Recht so beliebten Kollegsystem ist ja für die deutsche studierende Jugend an Hochschulen so gut wie unbekannt. Aber die Vorzüge dieser Einrichtung zugunsten stetiger, klarer, geordneter Arbeit, ebenso wie zugunsten einer festen Charakterbildung unter der Schulung gegenseitiger Erziehung der jungen Leute waren für die Gründer der Kolonialschule gerade bei den Sonderzielen derselben so wichtig, dass sie den Schritt gewagt haben, dies Internatsleben zur Grundlage der Kolonialschuleinrichtungen zu machen. Gewiss spielten auch Nützlichkeitsgründe zur besseren Innehaltung des Tagesplanes dabei eine Rolle, es mit diesem Kollegsystem zu versuchen, aber der im letzten Grunde entscheidende Gesichtspunkt für die eigenartigen Einrichtungen, wie sie die Kolonialschule kennzeichnet, war: die zukünftigen Kulturpioniere auf ihre eigentliche Eigenart recht zu prüfen und ihre Charakterbildung in einer solchen Welt im kleinen, mit ihrem Zwang zur Übung in Menschenkenntnis und Menschenumgang möglichst wirkungsvoll zu fördern.

Dass übrigens gerade in den ernststrebenden und tüchtigsten Kreisen unseres Volkes diese Eigenart der Kolonialschule recht gewürdigt wird, dafür ist der von Jahr zu Jahr ausserordentlich steigende Andrang ebenso Beweis, wie die andere Tatsache, dass die grosse Zahl der alten, in Ehren abgegangenen Schüler draussen mit grosser Liebe an der Kolonialschule hängt und mit der nicht minder wertvollen Anerkennung, in Wilhelmshof eine zweite Heimat gewonnen zu haben, die einen wertvollen Grund für ihre praktische Lebensaufgabe in den Kolonien gelegt hat.

Als die deutsche Kolonialschule vor 10 Jahren eröffnet wurde, begann der Lehrbetrieb mit 12 Schülern. Obgleich die Auswahl vor der Aufnahme so peinlich wie möglich getroffen wird und auch namentlich während der ersten Semester eine ausserordentlich scharfe Auslese vorgenommen wurde, ist die Schülerzahl doch inzwischen auf 90 gestiegen. Die scharfe Auslese hat allerdings den erwünschten und erstrebten Erfolg gehabt, zweifelhafte oder gar gescheiterte Elemente der Kolonialschule je länger, je mehr gründlich fern zu halten und ihr von den Söhnen unseres Volkes eine erfreuliche Auswahl besonders frischer und die besten Hoffnungen erweckenden Kräfte zuzuführen.

Und so ist die deutsche Kolonialschule in der Tat geworden, was ihre Gründer beabsichtigten, eine „wirtschaftliche Hochschule für die deutschen Kolonien!“

Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht durch die Errichtung des „Kolonial-Instituts“ in Hamburg die Kolonialschule zwecklos werden müsse oder wenigstens in ihren eigentümlichen Grundzügen sich verändern und den neuen Verhältnissen in anderer Form anpassen müsse. Darauf kann der Kenner der Verhältnisse nur mit einem unbedingten „Nein“ antworten. Denn, wie oben dargelegt, handelt es sich bei dem Kolonial-Institut um ganz andere Aufgaben, als sie für die Kolonialschule gekennzeichnet sind. Schon ein Blick in den beiderseitigen Lehrplan beweist dies. Im wesentlichen finden wir auf dem Kolonial-Institut nur diejenigen Vorlesungen, welche an der Kolonialschule nur einen, und nicht einmal den überwiegenden Teil ausmachen. Für die Kolonialschule gliedern sich die Lehrfächer in

I. Allgemeinbildende: a) Kulturwissenschaften; (Kolonialpolitik, Kulturgeographie, Völkerkunde, praktische Volks- und Kolonialwirtschaft, die deutschen Kolonien, Grundzüge des Kolonialrechts, Religionsgeschichte, Kolonialgeschichte usw.) b) Naturwissenschaften; c) Sonstiges; (Tropengesundheitslehre, Sprachen).

II. Wirtschaftliche: a) Landwirtschaft, namentlich tropische Landwirtschaft, überseeische Viehwirtschaft und Tierpflege; b) Gärtnerei und Forstwirtschaft; c) Kaufmännisches.

III. Technische: Baufach, Kulturtechnik, Handwerke.

Von all diesem beschränkt sich der Plan des Kolonial-Instituts fast ausschliesslich auf die Lehrfächer, die bei der Kolonialschule unter Kulturwissenschaften und Sonstiges verzeichnet sind, nämlich: Geschichte der Kolonialvölker, Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik, Allgemeine Völkerkunde und speziell der deutschen, koloniale Verwaltung mit Recht, Tropenhygiene. Von den wirtschaftlichen Lehrfächern sind nur Nutz- und Haustiere in den Tropen und Bonitierung von Fischgewässern angegeben.

In diesem scharf ersichtlichen Unterschied der Lehrpläne kennzeichnet sich aber die grundsätzliche Verschiedenheit des Lehr- und Bildungszieles

beider Anstalten. Entgegen der Absicht der Kolonialschule, vorwiegend tüchtige Praktiker der Kolonialwirtschaft vielseitig heranzubilden, hat sich eben das Hamburger Kolonial-Institut die Aufgabe gestellt, Kolonialbeamte, Reichsbeamte und daneben noch koloniale Kaufleute in die theoretischen Studien über das Gebiet der Kolonialwissenschaften einzuführen.

Das Kolonial-Institut in Hamburg ist darum, genau besehen, nichts anderes, als eine besondere Form der jetzt so beliebten Handelshochschulen. Ja, es scheint sogar, als ob sie bewusst sich nicht einmal dieser neueren Form in unserem Bildungswesen anschliessen wollte, sondern vielmehr die Universität nach einer bestimmten Seite hin, wie sie für die kolonialen überseeischen Interessen Hamburgs am nächsten liegt, zum Muster nähme. — Während die deutsche Kolonialschule mit ihrer ganzen Art und vielfach anklingend an amerikanische und englische Einrichtungen eine durchaus moderne neuartige Erscheinung ist und sein will, sucht man in Hamburg, wo ja ursprünglich auch der Gedanke einer Universitätsgründung vorlag, die Bedürfnisse der kolonialen Neuzeit möglichst im Gewand und in Lebensform der alten Universitäten zu befriedigen. Die Kolonialschule vertritt demgegenüber den Standpunkt, der neulich auch in einer Sonderdarstellung hervorgehoben wurde, (vergl. Westermanns Monatshefte, Januar 1908) dass die Zukunftsentwicklung des deutschen Hochschulwesens verständiger-, weil sach- und zweckmässigerweise, in der Richtung des englisch-amerikanischen Universitätssystems gehen müsste, entsprechend dem Vorgang der deutschen Kolonialschule. Denn es ist und bleibt nun einmal Tatsache, dass die weit überwiegende Mehrzahl der modernen Hochschüler die Universität besuchen will und muss lediglich als Berufsbildungsanstalt für die, — sagen wir, — rein „technischen Bedürfnisse“ ihres Zukunftsberufs, um nach Schluss ihres Brotstudiums, nach bestandnem Examen und mit den staatlich abgestempelten Berechtigungen in ihren Berufserwerb überzutreten. Nur ein verschwindend kleiner Teil der grossen Masse unserer Studenten hat beim Universitätsbesuch Absicht und Beruf, die reine Wissenschaft zu pflegen und sich zu einem Förderer der Wissenschaft heranzubilden. Es ist offensichtlich, dass für alle praktischen Berufsbildungszwecke die Studienform und der alte Lehrbetrieb der Universitas literarum nicht mehr völlig zweckentsprechend ist, ebensowenig wie die Vorzüge der sogenannten „akademischen Freiheit“ noch für diese Zwecke ernstlich ins Gewicht fallen können. Darum würde es auch kein Schaden sein, wenn sich hier im modernen Geiste neue Wege Bahn brächen.“

Bezeichnenderweise und teilweise gerade nach unserem deutschen Vorbild haben die kolonialen Staaten sich Anstalten geschaffen nach Art der deutschen Kolonialschule. So die Engländer in Hollesley-Bay bei Harwich, während die Holländer daran sind, ihre Reichs-Ackerbauschule zu Wageningen nebst Gartenbauanstalt und indischer Abteilung, ähnlich wie die deutsche Kolonialschule auszubauen. Namentlich aber haben die Franzosen durch Gründung einer Anstalt, nicht nur trotz, sondern sogar in bewusstem Gegensatz zu jenen vorgenannten kolonialen Handelsakademien in ihren See- und Handelsstätten sich zwei Anstalten ganz nach deutschem Muster geschaffen, nämlich: L'Ecole Coloniale d'Agriculture in Tunis und die Ecole Coloniale d'enseignement pratique colonial in Nogent le Pont bei Paris, weil sie mit den Erfolgen ihrer alten Ecole Coloniale für die Heranbildung von Beamten (des fonctionnaires coloniaux) nicht zufrieden waren und in verschiedenen Veröffentlichungen der deutschen Kolonialschule in Witzenhausen

das Urteil gaben: „L'institut colonial le plus complet!“ und L'école coloniale de Wilhelmshof, excellent type d'école professionnelle coloniale!“ —

Neuerdings ist dann auch in Halle/Saale eine sogenannte „Kolonial-Akademie“ gegründet worden, die sich zunächst lediglich als eine Personalvereinigung kolonialwissenschaftlich arbeitender Dozenten der Universität Halle-Wittenberg darstellt. Sie hat dem Vernehmen nach das Ziel, die Dozenten für die Kolonialwissenschaften ihrerseits heranzubilden und andererseits auch denjenigen zu dienen, welche in den kolonialen Wissenschaften promovieren, den „Doktor“ machen wollen. Sie strebt wohl insonderheit — neben oder gegenüber dem Kolonial-Institut Hamburg den Aufgaben nach, die ein Mitglied der Akademie, Dr. Fleischmann im ersten Bande dieses Jahrbuches bereits andeutete.

Entgegen diesen Gründungen in Halle und Hamburg und im Vergleich mit der Kolonialschule vertritt der andere Plan, eine „Ansiedlerschule“ im Anschluss an die landwirtschaftliche Akademie Hohenheim ins Leben zu rufen, die ganz entgegengesetzten Seiten kolonialer Ausbildungsinteressen. — Die Gründer betonen dabei den Gesichtspunkt, „jüngeren und älteren Leuten eine Vorbereitung bieten zu wollen, welche in überseeischen Gebieten einen landwirtschaftlichen Betrieb im kleinen beginnen oder als Handwerker, Techniker, Beamte oder Kaufleute sich eine Stellung verschaffen wollen. — Für die Zöglinge ist ein Lehrgang von 1—1½ Jahren in Aussicht genommen, eine Zeit, die dazu genügen dürfte, Ansiedler mit geringeren Ansprüchen mit den notwendigsten Kenntnissen vertraut zu machen. Die Ausbildung soll hier billiger sein als in der Kolonialschule zu Witzenhausen, da letztere mehr einen akademischen Charakter habe.“

Auch hier muss die Erfahrung lehren, ob auf diesem Wege eine wirklich wertvolle Vorbereitung für die überseeischen Verhältnisse zu gewinnen ist. Es will scheinen, als ob diejenigen jungen und namentlich älteren Leute, welche lediglich den vorher bezeichneten Zweck verfolgen, besser täten, auf eine heimische Ausbildung ganz zu verzichten und gleich in überseeische Betriebe als Lehrlinge einzutreten. Denn wenn man von den besonderen Bildungszielen der Kolonialschule: — eine möglichst vielseitige, sowohl praktische wie theoretisch wissenschaftliche Grundlage, eine höhere, der Hochschulbildung entsprechende Allgemeinbildung und eine Charakterprüfung zu geben, — absehen will, so dürfte es dann doch unfraglich am billigsten und bequemsten sein, diese rein praktische und auf so beschränkte Ziele gerichtete Ausbildung lediglich drüben bei einem Farmer oder Ansiedler selbst durchzumachen. Es handelt sich dann bei diesen Gesichtspunkten der Ausbildung um denselben Unterschied, den wir in der heimischen Landwirtschaft zwischen Ackerbauschule und Hochschulen oder Akademien machen. Da hat aber die Erfahrung doch gelehrt, dass die Ackerbauschulen mit der Zeit meist nichts anderes als Vorbereitungsanstalten für das Einjährige-Examen geworden sind und der wirtschaftlichen Ausbildung des jungen praktischen Landwirts oft weniger als die Winterschulen nützen. Freilich ist auch das andere nicht zu leugnen: unsere landwirtschaftlichen Akademien haben ihrerseits wieder vielfach zu sehr die Fühlung mit den Bedürfnissen und Arbeiten der praktischen Landwirte verloren, namentlich, seit man die eigenen Wirtschaftsbetriebe der Akademien lediglich zu wissenschaftlichen Versuchsfeldern zusammenschumpfen liess. (Poppelsdorf ist jetzt zum alten System zurückgekehrt!). — In vollem Bewusstsein dieser Gefahr hat gerade die Deutsche Kolonialschule trotz ihres

Hochschulcharakters sich ganz bewusst mit einem grossen praktischen Wirtschaftsbetrieb eng verbunden, — eine Verbindung, wie solche besonders auch in den amerikanischen Agriculture-Colleges die besten Erfolge für die Heranbildung der praktischen Farmer und Pioniere des Westens und Nordwestens aufzuweisen hat. —

Immerhin aber verdient auch der von Hohenheim ins Auge gefasste Ausbildungsweg Beachtung und ernste Prüfung auf seine Brauchbarkeit. Mögen es die einen mit einer Ackerbauschule, System Hohenheim, die anderen mit einer wirtschaftlichen Hochschule, System Kolonialschule, versuchen; jedes Ding hat seine zwei Seiten, seine Berechtigung und seine Nachteile.

In jedem Falle aber müssen wir uns darüber freuen, dass die Frage der Ausbildung für den Kolonialdienst von Jahr zu Jahr mehr die weitesten Kreise unseres Volkes beschäftigt. Dies berechtigt uns zu der Hoffnung, dass der im Anfang betonte Gesichtspunkt in unserer deutschen Kolonialarbeit mit der Zeit der allein massgebende wird: „Nur die besten Söhne unseres Volkes und die tüchtigsten Vertreter unserer deutschen Volkswirtschaft und Kultur sind gerade gut genug für die Kolonialarbeit!“

Schiffahrtsverbindungen mit unseren Kolonien.

Von Oberstleutnant z. D. Gallus, Berlin-Friedenau.

Neben Kabeln sind Schiffahrtsverbindungen der Lebensnerv unserer Beziehungen zu den Kolonien. Nicht nur der fast unvergleichlichen geographischen Lage, sondern auch den, auf diese gegründeten, vortrefflichen Schiffahrtsverbindungen verdankt England seine Stellung als erster Rohstoffmarkt der Welt. Die erdumspannende, britische Schiffahrt verstand stets die Haupterzeugnisse aller Länder, vornehmlich und dauernd aber die seiner Kolonien in das Mutterland abzuführen. Dass hierin eine gewisse Wandlung eintreten kann, lehrt die neuere Zeit, in der die Kontinentalstaaten und Amerika es verstanden, diese Monopolstellung zu schwächen. Gute nationale Schiffahrtsverbindungen knüpfen die Kolonie an die Heimat, ohne solche nützen sie meist nur fremden Wirtschaftsgebieten. Hiermit geht aber der Hauptzweck jeder kolonisatorischen Tätigkeit verloren.

In der ersten Entwicklungszeit vermögen junge Kolonien wohl selten aus eigener Kraft Verbindungen mit der Aussenwelt zu unterhalten. Hier setzt die Unterstützung des Mutterlandes und die Einbeziehung anderer Wirtschaftsgebiete in den Verkehr ein, um rentable Unternehmungen zu schaffen. Damit diese der Entwicklung der Kolonien dienen, ist Staatsaufsicht und Subvention nötig. Letztere erschwert aber den Wettbewerb, der billige Verbindungen schafft. Staatliche Aufsicht soll die Bevorzugung fremder Häfen und das Abfliessen kolonialer Erzeugnisse dorthin hindern. Politische, militärische und Verwaltungsrücksichten lassen möglichst schnelle, pünktliche, sichere und regelmässige Verbindungen als erwünscht erscheinen; Handel, Industrie und Landwirtschaft begnügen sich mit minder schnellen und ausreichend häufigen, aber sicheren Verkehrseinrichtungen, wenn dieselben nur genügend billig sind. Dienen und nicht nur verdienen sollen die kolonialen Schiffslinien! Aber sie müssen auch bestehen können, und deshalb soll die Staatsunterstützung Leistung und Verdienst regeln. Einer Luftpumpe gleich sollen die Verkehrsmittel die Erzeugnisse der Kolonien der Heimat und von dieser wieder neue Kräfte der Entwicklung und des Aufschwungs den Kolonien zuführen. Ohne den Wettbewerb anderer Völker auszuschliessen, muss unser Streben sein, unsere überseeischen Gebiete als unsere Absatzmärkte und unsere Rohstoffherzeuger zu entwickeln. Wie diesen Zwecken die deutschen kolonialen Schiffahrtsverbindungen dienen, und wie sie sich aus kleinen Anfängen zu stattlichen Unternehmungen herauswachsen, soll die folgende Darstellung zeigen.

Kamerun und Togo.

Um die Mitte des verflorbenen Jahrhunderts hatten hanseatische Kaufleute und deutsche Missionare an der westafrikanischen Küste festen Fuss

gefasst. Nur ihrer zähen Tatkraft und ihrer kaufmännischen Gewandtheit verdanken es diese ersten Pioniere, wenn sie hier ihren Handel gegen den fremden Wettbewerb begründen und dauernd ausdehnen konnten. In stetem Kampfe mit dem Klima und der Unzugänglichkeit der Küsten erweiterten sich diese Handelsbeziehungen, insbesondere die des Hauses Woermann. Aus seiner kleinen Seglerflotte entstand gegen Ende der siebziger Jahre eine sich schnell vermehrende Dampferflotte, und aus dem Handel von den an günstigen Stellen verankerten alten Segelschiffen, entwickelten sich Faktoreien in Liberia (1852), in Gabun (1862) und in Kamerun (1868). Mit der Vermehrung dieses Handels steigerte sich die Zahl der Fahrten, sie wurden regelmässiger, so dass die deutsche Post anfangs der achtziger Jahre durch sie befördert werden konnte. Schon bis 1887 hatte die von Woermann gegründete Afrikanische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft im Wettbewerb mit zwei englischen, staatlich unterstützten Dampfschiffahrtsgesellschaften ihre Flotte auf 8 grössere und 5 kleinere (Küsten-) Dampfer vermehren können, während die Segler, zunächst noch im Reishandel bis weit nach Hinterindien tätig, allmählich verschwanden. Unter den erweiterten, zwar noch langsamen, aber immerhin regelmässigen Verbindungen hob sich der Handel mit Deutschland sichtlich. In richtiger Erkenntnis der Bedeutung schnellerer Fahrten enthielt schon das Subventionsgesetz vom November des Jahres 1884 entsprechende Vorschläge für die Umgestaltung der westafrikanischen Dampfschiffahrt und die Verbindung mit unseren neu erworbenen Kolonien in West- und Ostafrika.

Nach Ablehnung dieser geplanten Linien durch den Reichstag entwickelte sich dieser Verkehr auch ohne Subventionen in zufriedenstellender Weise. Die Bedürfnisse des Küstenverkehrs befriedigte in Kamerun neben privaten auch eine Anzahl von Regierungs-Dampfern. Als 1896 C. Woermann die Afrikanische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft kaufte, besass sie 15 Dampfschiffe mit 28000 Bruttoregistertons. Immer mehr wuchs die Zahl ihrer Fahrten und deren Schnelligkeit. Auch für die Bequemlichkeit der Reisenden wurde stetig mehr gesorgt. Unter vielfachem Wechsel des Fahrplanes und der anzulaufenden Häfen hat sich der Bestand der Woermann-Flotte einschliesslich der im Bau befindlichen Schiffe auf 48 mit ungefähr 132000 Brutto-Registertons vermehrt. Mit diesen Schiffen wird die Westküste Afrikas, welche zu diesem Zwecke in neun Bezirke eingeteilt ist, regelmässig in zwölf Linien, jeder Bezirk ein bis zweimal monatlich befahren. In früheren Jahren diente der Verkehr fast ausschliesslich der Beförderung der Waren, aber seit der Entwicklung unserer Kolonien und der Goldminenindustrie in der englischen Goldküstenkolonie hat sich das Bedürfnis nach grösseren Personendampfern geltend gemacht, von denen jetzt 10 diesem Zwecke dienstbar gemacht sind. Als im Jahre 1906 die Hamburg-Bremer Afrika-Linie in den Wettbewerb eintrat, verkaufte Woermann 8 seiner Dampfer an die Hamburg-Amerika-Linie und schloss mit ihr bezüglich des Afrikadienstes eine Betriebsgemeinschaft. Aber schon im Frühjahr 1907 traten alle am Afrikadienst beteiligten deutschen Firmen zusammen und einigten sich über die Handhabung des Verkehrs nach dort, der sich nun folgendermassen gestaltete. Nach Togo, dessen Handel sich jetzt auf 12,6 Millionen Mark gehoben hat, geht von Hamburg am 1., 10., 16. und 25. jeden Monats eine Schiffsverbindung nach dem einzigen Hafengebiete des Schutzgebietes, nach Lome. Die Dampfer treffen dort nach einer Fahrzeit von 21—27 Tagen ein. Nur die am 10. jeden Monats abfahrende Kamerun-Hauptlinie bringt Post und Passagiere in 17 Tagen nach Lome. Lediglich

für die Post kommen noch die von Marseille am 11., von Bordeaux am 25. jeden Monats nach Dahomé gehenden und die jeden Sonnabend von Liverpool nach Akkra (Goldküste) fahrenden französischen, bzw. englischen Dampfer in Betracht. Letztere laufen bei genügender Fracht Lome an, auch werden etwa 4mal im Monat Schiffe der unter der Firma Elder, Dempster & Co. vertretenen British and African Steam Navigation Co. und Afrikan Steamship Co. von Hamburg nach Lome und zurück gesandt. Für Kamerun, dessen Handel sich im Jahre 1907 sprunghaft um fast 10 Millionen Mark von 23,3 auf 33,2 Millionen Mark vergrösserte, kommen sehr verschiedene Schiffahrtsverbindungen in Betracht. Nach den Kamerunhäfen, insbesondere nach Victoria, Duala und Kribi geht von Hamburg am 10. jeden Monats die Schnelldampferlinie Kamerun I, am 25. jeden Monats die Linie II in 19—24 Tagen nach dem nächsten und in 3—6 Tagen längerer Fahrt nach dem weitesten dieser Hafenorte. Von Liverpool laufen alle 14 Tage schnellere Dampfer in 23 Tagen nach Duala und weniger schnelle abwechselnd in 26 Tagen nach dort, nach Victoria in 25, nach Batanga in 30 Tagen. Rio del Rey wird von diesen Dampfern nur alle 4 Wochen von den Mitte des Monats abgehenden, Lagos mit den alle Sonnabend fahrenden Schiffen angelaufen. Durch erstere, sowie die Dampfer der Linie II werden die nördlich des Kamerunberges liegenden Stationen besuchbar, während von Lagos, Forçados (17 Tage) über Lokodja und Yola auf dem Niger und Benue Garua, Kuseri und die Gegenden am Tschad-See zu erreichen sind. Nach Ossidinge ist von Hamburg am 30. jeden Monats über Calabar, von Liverpool jeden Sonnabend Fahrgelegenheit (19 Tage, von dort über Obokum am Crossfluss 6—10 Tage). In die Hinterlandsgebiete im Süden gelangt man mit den alle 3 Wochen von Antwerpen nach Matadi am Congo oder den am 25. jeden Monats von Bordeaux abfahrenden, ebendorthin gehenden französischen Dampfern in 19—20 Tagen¹⁾. Von Matadi bis Brazzaville werden die Eisenbahn und die Flussdampfer des Congo, Ssanga und Djah benutzt. Anschliessend an den gut organisierten, alle wichtigen Küstenpunkte berührenden Schiffsverkehr ist dem Schutzgebiet eine baldige Entwicklung der Verkehrswege, die nur zu lange unterblieben ist, zu wünschen, um die zweifellos vorhandenen Reichtümer Kameruns für die deutsche Volkswirtschaft nutzbar zu machen.

Südwestafrika.

Die unwirtlichen Küsten Südwestafrikas besuchten früher nur selten Fischer und Walfischjäger. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zogen deutsche Missionare als erste Kulturträger über den Orangetal zu den dorthin ausgewanderten Hottentotten. Von einem Handel war kaum die Rede! Nach einer kurzen Blüte der Viehausfuhr nach St. Helena zur Verproviantierung der zahlreichen, dort vorbeifahrenden Schiffe, einer ebenfalls nicht lange währenden Entwicklung des Kupferbergbaues in den 30er und 50er Jahren, setzte 10 Jahre später die Ausbeutung der gewaltigen Grosswildbestände ein. Die schnell gestiegenen Handelsumsätze fielen sehr bald nach der Ausrottung des Wildes. Auch dieses Mal sank das Land in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

¹⁾ Die Woermann-Linie entsendet auf ihrer Südlinie am 7. jeden Monats einen Dampfer nach dem Congo, der auf der Rückfahrt von Mossamedes angelaufen wird. (Fahrzeit 54 Tage auf der Hinfahrt, 50 Tage auf der Heimreise.)

Der kleine Schuner von 110 tons fand nicht einmal alle zwei Monate genügend Fracht zwischen Kapstadt, Walfischbay, Sandwichhafen und Lüderitzbucht. Die beiden letzteren Häfen besuchten auch Guano- und Fischdampfer, sowie gelegentlich auch der zwischen Port Nolloth und Kapstadt verkehrende Dampfer nach Walfischbay kam. Kein Wunder, dass ein Land, welches den Handel so wenig zu fesseln wusste, so lange unbeachtet blieb. Erst nach der Besitzergreifung durch Deutschland liefen öfters grössere deutsche und englische Schiffe das Schutzgebiet an. Eine regelmässige Verbindung dorthin bestand nur über Kapstadt im wesentlichen durch englische Schiffe. Diesem Zustande bereitete die deutsche Kolonialgesellschaft ein Ende, indem sie Woermannsche Schiffe mietete und auf diesen die in gewissen Zeiten aufgesammelte Fracht nicht mehr nach dem englischen Walfischbay, sondern zum ersten Male am 30. Mai 1891 nach dem deutschen Swakopmund versandte. Die Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika übernahm 1895 dieses Geschäft, bis es im Jahre 1900 in Woermanns Hände überging, dem vertragsmässig alle Regierungsfrachten und Passagen, welche bisher die Siedlungsgesellschaft erhalten hatte, übertragen wurden. Mit dem 1. Januar 1901 begannen auch die nach Lüderitzbucht auszudehnenden Fahrten, deren Dauer 30 Tage nicht übersteigen durfte, und auf der Ausreise sollten Monrovia und Mossamedes nicht angelaufen werden. Ferner war die Verbesserung und Vergrösserung des Schiffsmaterials, sowie die Herstellung einer Verbindung des Schutzgebietes mit Kapstadt ausbedungen, welche in früheren Zeiten durch kapstädtische Segler und Dampfer, von 1895—1900 durch den deutschen Dampfer Leutwein aufrecht erhalten war.

Die Verbindungen des Schutzgebietes waren nun in die Hände der mächtigen Woermann-Linie übergegangen, welche dieselben immer weiter entwickelte und ausdehnte, so dass es ihr möglich war, mit Hilfe ihrer befreundeten Gesellschaften, den weitaus grössten Teil der Kriegstransporte zu vollster Zufriedenheit der militärischen Behörden zu bewältigen. Mit der ganzen Last der Ausführung fielen der Rhederei aber auch reichliche Gewinne zu. Es bleibt zweifelhaft, ob der Übergang des gesamten Transportwesens an der Westküste Afrikas an die Firma Woermann für die wirtschaftliche Entwicklung ein Vorteil bleiben wird, den militärischen Interessen aber hat das Vorhandensein einer so grossartig organisierten, umsichtig und einheitlich geleiteten Gesellschaft zweifellos gedient.

Unter einer fortschreitenden Entwicklung hatte sich bis zum Jahre 1903, dem letzten Friedensjahre vor dem Aufstande, die Einfuhr auf etwa 8, die Ausfuhr auf 3,4 Millionen Mark gehoben. Mit der Wiederherstellung des Friedens und der Verringerung der Schutztruppe wird der Verkehr wieder auf das normale Mass zurücksinken. Aber die gedeihliche Entwicklung des Schutzgebietes wird fortschreiten und manche durch den Krieg entstandene Verbesserung bleibt bestehen. Das zunächst aus militärischen Gründen veranlasste Anlaufen des Schutzgebietes durch die Ostafrika-Linie, und die hiermit verbundene schnellere Verbindung mit der Heimat blieb erhalten.

Die bereits berührte Monopolisierung des gesamten Afrikaverkehrs stärkt zwar unsere grossen Rhedereien gegen fremden Wettbewerb, sie schliesst aber auch die Gefahr in sich, jede, auch deutsche, vielleicht einmal sehr notwendige Konkurrenz unmöglich zu machen. Wird diese Machtstellung durch hohe Tarife und Gebühren selbstsüchtig ausgenutzt, so leiden die Entwicklung und insbesondere die Besiedelung der Kolonie. Möge uns der rechte Geschäftssinn der Rhedereien, die Vorsorge unserer Kolonialver-

waltung und die Wachsamkeit aller Interessenten vor solchen Missständen bewahren.

Die Verbindungen mit Südwestafrika werden zurzeit durch den dreiwöchentlichen Reichspostdampferdienst der vereinigten Rhedereien von Hamburg über Bremerhaven, Antwerpen, Southhampton nach Swakopmund und Lüderitzbucht, sowie durch einen monatlichen Frachtdienst dorthin versehen (22—25 Tage). Ebensolange brauchen die Schnelldampfer der mächtigen Union Castle Line, welche alle Woche von Southhampton in 17 Tagen Kapstadt erreichen und hier Anschluss nach dem Schutzgebiet durch die Postdampfer der Woermann- oder der englischen Houston Steam Shyp Line finden. Ausserdem sei die deutsche Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft und von den zahlreichen englischen Rhedereien noch die Clan Line genannt, welche Kapstadt anlaufen und für die Reise in das Schutzgebiet in Betracht kommen können. Ab und zu sendet die Union Castle Line auch von Hamburg direkt Dampfer nach Südwestafrika.

Noch fehlt die Heimfracht, das Rückgrat jeder blühenden Schiffahrtsverbindung, aber wir hoffen zunächst auf die Erzeugnisse des Bergbaues und in einigen Jahren auf die Erträgnisse der Viehzucht und mit diesen auf lebensfähige und lebhaftere Verbindungen mit unserem Siedlungslande.

Ostafrika.

Schon seit Jahrhunderten haben die indischen Kaufleute einen beherrschenden Einfluss auf den ostafrikanischen Handel ausgeübt. Mit diesem mussten sowohl die amerikanischen und englischen Firmen, welche seit den zwanziger und dreissiger Jahren in Zanzibar sassen, wie die Hamburger Kaufleute rechnen, welche sich dort seit Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts niederliessen. Durch den scharfen Wettbewerb wurde das noch jetzt bestehende Vorschussystem für die indischen Kaufleute geschaffen. Mit der Eröffnung des Suezkanals, den verbesserten Nachrichten- und Schiffahrtsverbindungen von Zanzibar und Indien nach Europa wurden die immer zahlreicher auf dem Markt erscheinenden grossen Inderfirmen mehr und mehr von den fremden Handelshäusern unabhängig. Diese aber sind bis heute noch auf ihre indischen Beamten sowohl für den Verkehr mit den kleinen Händlern in Afrika, als mit den Grosskaufleuten in Indien angewiesen. Hierin liegt der Kernpunkt der Inderfrage und der Schlüssel zu der noch jetzt bestehenden Abhängigkeit von Zanzibar und Indien.

Anfang der achtziger Jahre vermittelten im wesentlichen nur die Segler und Dampfer der beiden grössten Häuser Zanzibars den Handelsverkehr Ostafrikas, d. h. seines Haupthafens Zanzibar mit Deutschland. Die kleineren Firmen benutzten die Schiffe der British-India-Linie, im Anschluss an die Dampfer der Union-Castle-Linie, die bis Mozambique fuhr und ihrerseits den Verkehr von dort über Zanzibar nach Aden vermittelte. Ausserdem fuhren alle Monate die Dampfer des Sultans von Zanzibar nach Kilwa, Lindi und Mikindani, nach Aden und Bombay, von wo aus sie für ihren Gütertausch die mannigfachen Gelegenheiten nach und von Europa benutzten. Der Gesamthandel Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1889/90 betrug 10,7 Millionen Mk., davon fiel auf die Einfuhr der Betrag von 5,7, auf die Ausfuhr 5,0 Millionen Mk. Dieser Handel wurde bis zum Juli 1890, der Eröffnung der Ostafrikalinie neben den Sultandampfern durch die Dhaus unter Leitung der Zanzibar-Häuser vermittelt. Zuerst machte sich die

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft von dieser Bevormundung frei, indem sie selbständige Faktoreien an der Küste anlegte, andere Firmen folgten. Seit 1892 lässt sich ein langsamer, aber stetiger Rückgang des Verkehrs von Zanzibar nach der deutschen Küste erkennen. Die Loslösung von fremden Einflüssen hätte sich schneller zum Nutzen unseres Schutzgebietes vollziehen müssen, wenn nicht gerade die deutschen Zanzibar-Häuser an der neuen Dampferlinie beteiligt gewesen wären.

Schon im Herbst 1884 hatte die Reichsregierung eine Schiffsverkehrsverbindung über Westafrika nach Süd- und Ostafrika mit staatlicher Unterstützung ins Auge gefasst. Unmittelbar nach Ablehnung dieses Planes durch den Reichstag entstanden fremde Schiffsverkehrsunternehmen nach jenen Gegenden, ohne jedoch die deutschen Häfen anzulaufen. So blieb das Schutzgebiet ohne ausreichende Verbindung mit dem Mutterland, bis uns der Araberaufstand die politische und militärische Notwendigkeit einer solchen Einrichtung klar vor Augen führte. Nur die Einbeziehung des Verkehrs nach Südafrika und die Hoffnung auf baldige Vermehrung des Handels nach dem Schutzgebiet konnten die Bewilligung der Unterstützung im Reichstage rechtfertigen. Es entstand im Juli 1890: Eine vierwöchentliche Verbindung von Hamburg nach Tanga, Daressalam, Zanzibar, Lindi, Mozambique bis nach Delagoa-Bay als Hauptlinie; eine sogenannte deutsche Zweiglinie von Daressalam nach Zanzibar, die wichtigsten Häfen der Nord- und Südküste berührend; eine sogenannte portugiesische Zweiglinie von Zanzibar bis südlich an der Küste entlang nach Inhambane. Zugleich wurde im Verein mit der Ostafrikanischen Gesellschaft im Interesse der Erhaltung und Erweiterung der oben gekennzeichneten, indischen Beziehungen die Bombay-Linie geschaffen. Schon 1892 wurde die Hauptlinie infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs in Südafrika und günstigen Vereinbarungen mit den Konkurrenzlinien bis Port Natal (Durban) verlängert und die Bombay-Linie durch das Anlaufen der kleineren ostafrikanischen Küstenhäfen erweitert. 1896 wurden auf der Hauptlinie dreiwöchentliche, 1898 vierzehntägige Fahrten eingeführt. Seit Einstellung der Gouvernementsfahrzeuge ist ein mehr oder minder regelmässiger Küstendienst auch zwischen den kleineren Häfen betrieben worden, der nach dem nicht immer eingehaltenen Fahrplan vom 1. Januar 1896 die Nordstationen regelmässig dreimal, die Südstationen zweimal monatlich im Anschluss an die Dampfer der Ostafrikalinie anlaufen sollte. Der Verkehr mit den Inseln, dem Rufyi-Delta und Mohorro geschah von Kilwa aus mit den Zollkreuzern.

Die Neuregelung der Verkehrsverhältnisse erfolgte noch vor Ablauf des Vertrages (Ende 1900) durch Sicherstellung der bisher ausservertraglichen vierzehntägigen Fahrten. Auch schien es notwendig, die Schnelligkeit der Schiffe auf 12 Knoten zu erhöhen, das Schiffsmaterial zu verbessern und den Haupthafen Südafrikas Kapstadt, in den Verkehr einzubeziehen. Die durch diese Neuerungen entstehenden Mehrkosten sollten durch Rundfahrten verringert werden, welche den Schiffsweg verkürzten und einmal die hohen Gebühren für die Benutzung des Suezkanals sparten. Durch diesen neuen, am 1. April 1901 in Kraft tretenden Vertrag, verlor die deutsche Ostafrikalinie noch mehr den Charakter einer ausschliesslich unserem Schutzgebiet dienenden Verbindung. Dies ist auch für die Beurteilung der meisten aus der Kolonie stammenden Klagen über die Schiffsverkehrsverhältnisse zu berücksichtigen. Der südafrikanische Krieg gestattete erst vom Juli 1901 ab die Ausführung der Rundfahrten. Seit dieser Zeit haben sich die Fahrpläne, die Post- und Anlaufhäfen mehrfach, den Bedürfnissen entsprechend, ge-

ändert. Seit Mai 1907 werden statt des vierwöchentlichen Verkehrs die Rundfahrten zwar alle drei Wochen, die Fahrten der Zwischenlinie (ohne Passagierverkehr) aber nur alle sechs Wochen ausgeführt.

Die Verkehrsverhältnisse nach Deutsch-Ostafrika gestalten sich zur Zeit wie folgt:

Den Hauptverkehr vermittelt die Hauptlinie der Deutschen Ostafrika-Linie dreiwöchentlich von Hamburg über Bremerhaven (nach Bedarf), Rotterdam, Dover, Lissabon, Marseille, Neapel nach Kilindini, Tanga, Zanzibar (nach Bedarf), Bagamojo, Zanzibar, Kilwa, über die portugiesischen, südafrikanischen Häfen, Las Palmas, Dover, Antwerpen, Bremerhaven nach Hamburg. (Fahrzeit Neapel-Daressalam 17 Tage.)

Ausserdem unterhält die Deutsche Ostafrika-Linie eine sechswöchentlich verkehrende Frachtlinie von Hamburg, welche in Europa nur Neapel anläuft. (Fahrzeit Neapel-Daressalam 21 Tage.)

Die nicht subventionierte Linie Bombay—Ost- und Südafrika vermittelt den Verkehr zwischen der Westküste Indiens, Lamu, Mombassa, den portugiesischen, deutschen und südafrikanischen Häfen der Ostküste, sowie nach Madagaskar.

Die Gouvernementsdampfer sollen 2 bis 3 mal monatlich alle Küstenplätze und zu allen Anschlüssen der Postdampfer Zanzibar anlaufen.

Die französischen Messageries Maritimes unterhalten am 10. j. Mts. einen Postdampferverkehr zwischen Marseille, Mombassa, Zanzibar (Fahrzeit 18 Tage) und Madagaskar. Über Brindisi sind bis Aden die Schiffe der Peninsular and Oriental Steam Navigation Co. und von hier entweder die Deutsch Ostafrika-Linie, oder die von London nach Mombassa und Zanzibar laufende British India Steam Navigation Co. zu benutzen. An Versuchen anderer Völker, auch die Haupthäfen unserer Kolonien anzulaufen, hat es nicht gefehlt. Bisher aber hat die Deutsch Ostafrika-Linie ihren Platz behauptet. Um das Bild der Schiffahrtsverhältnisse an der Küste Ostafrikas zu vervollständigen, seien die von der bekannten Inderfirma Cowasjee Dinshaw Bros. unterhaltene Verbindung Zanzibar-Benadirküste-Aden, sowie die Fahrten der Sultandampfer von Zanzibar nach Pemba erwähnt.

Aus bescheidenen Anfängen hat sich seit dem Jahre 1890 die Deutsche Ostafrika-Linie entwickelt. Bei Beginn der Fahrten war, abgesehen von den kleineren Küstendampfern, nur die Einstellung vier grösserer Schiffe in Aussicht genommen. Aber schon 1896 besass die Gesellschaft 12 Dampfer mit 29000 und im Jahre 1908 22 Schiffe mit 87700 Brutto-Registertons. Auch für den Reisendenverkehr ist mehr als in früherer Zeit Sorge getragen. Die grössten Dampfer (6300 ts) können 200 Passagiere aufnehmen und sind meist voll besetzt.

Zweifellos ist in der Deutsch-Ostafrika-Linie eine leistungsfähige Verbindung, aber nicht allein für unser Schutzgebiet geschaffen. Gewinne hat sie bisher trotz der Staatsunterstützung nicht gebracht. Entsprechend den erheblichen Einnahmen, welche der Linie aus fremden Kolonien erwachsen, pflegt sie diese Beziehungen. Die gegen die Deutsch Ostafrika-Linie aus unserem Schutzgebiete erhobenen Klagen haben seit ihrer Einrichtung nicht aufgehört, so dass das Bestehen ernster Beschwerden nicht von der Hand zu weisen ist und eine gründliche Klarlegung der Verhältnisse geboten erscheint.

Samoa.

In der Südsee haben deutsche, vornehmlich Hamburger Kaufleute und unter diesen wieder besonders das Haus J. C. Godeffroy schon seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts es verstanden, den Handel zu entwickeln. In den sechziger und Ende der siebziger Jahre überwog dieser den aller anderen Völker. Die Gelegenheit, durch Unterstützung der Deutschen Südsee-Plantagengesellschaft (früher J. C. Godeffroy) eine beherrschende politische Stellung in der Südsee zu gewinnen, wurde durch den ablehnenden Beschluss des Reichstages im Jahre 1880 versäumt. Die Zeit hat durch die empfindlichen Verluste unserer Marine, die Einbusse an Ansehen und Landbesitz, sowie durch die schweren, politischen Spannungen, die Folgen eines auf die Dauer unhaltbaren Zustandes, deutlich diese Versäumnis als einen schweren Fehler gekennzeichnet.

Durch das Aufgeben aller unserer früher so bedeutenden Interessen ist der verbliebene samoanische Rest so klein geworden, dass er sich weder selbständig entwickeln, noch in den wünschenswerten Zusammenhang mit der Heimat gebracht werden konnte.

In den Zeiten der ersten Blüte des Südseehandels vollzog sich derselbe durch eine allmählich bis auf 30 Schiffe von etwa 400 ts anwachsende Seglerflotte.

Die einzelnen Schiffe liefen auf der Ausreise Kapstadt, einen australischen oder südamerikanischen Hafen an. Hier löschten sie ganz oder teilweise und gingen dann nach Apia, dem Mittelpunkt des damaligen deutschen Südseehandels weiter. Mit der übrigen Welt stand Apia damals regelmässig nur durch zwei nach Auckland verkehrende Schuner in Verbindung, die auf ihrer langen Seereise viel von Windstillen und widrigen Winden zu leiden hatten. Neben der vorerwähnten, grossen Seglerflotte sammelten 20 Schuner verschiedenster Grösse die Frachten, meist Kopra, und warben Arbeiter für die Pflanzungen. Von der Sammelstelle Apia gingen die eingehandelten Güter entweder nach einem Ordrehafen oder nach Europa. Nach dem Rückschlage vom Jahre 1880 wurden die erfolgreichen Bemühungen der anderen Völker, unseren Handel zu schädigen, besonders unterstützt durch die im Jahre 1885 erfolgende Einrichtung einer staatlich unterstützten Dampferlinie von Auckland nach den Tonga- und Samoa-Inseln. Der amerikanische Wettbewerb veranlasste die Pacific Mail Steam Ship Co., welche zwischen San Francisco und Sydney verkehrte, auch ihrerseits, Apia und später nach der deutschen Besitzergreifung das amerikanische Tutuila wenigstens zur Besorgung der Post anzulaufen. Als nun 1886 eine Zweiglinie der deutschen Reichspostdampferlinie von Sydney, über die Tonga-Inseln nach Apia geführt wurde, besass Samoa einen Überfluss an Schiffsverbindungen.

Diese Verhältnisse liessen bei der deutschen Zweiglinie so erhebliche Betriebsverluste entstehen, dass seit 1893 der Betrieb eingestellt und der Verkehr den fremden Linien überlassen wurde. Von der Besitzergreifung Samoas ab bis jetzt hat sich die Notwendigkeit einer deutschen Verbindung weder durch die erfreulichen Fortschritte der wirtschaftlichen Entwicklung, noch durch andere Interessen erweisen lassen. Während in früheren Jahren die Subventionsdampfer der amerikanischen Oceanic Steam Ship Co. alle drei Wochen auf ihrem Wege von San Francisco nach Sydney Tutuila anliefen, von wo die Post nach Apia verbracht wurde (Fahrtzeit nach Europa 25—30 Tage), bestand die australische Verbindung der Union Steam Ship

Co. of New-Zealand von Sydney über Fiji-, Tonga-Inseln und Auckland uneingeschränkt und wie die der Oceanic nur für die Post weiter. Naturgemäss verringerte sich der amerikanische Handel. Als Anfang 1907 die Oceanic-Linie ihre Fahrten einstellte, blieb nur der weite Umweg über Sydney, der im günstigsten Falle eine Reisedauer von 50 Tagen erforderte, übrig. Nach langen Bemühungen gelang es im Februar 1908, die Australian Mail alle vier Wochen zum Anlaufen von Apia zu veranlassen und so den kürzesten Weg über Amerika mit einer Beförderungsdauer von 30—32 Tagen wieder zu öffnen. Von dem etwa 6 Millionen Mk. betragenden, im schnellen Steigen begriffenen Handelsumsatz gehen nur 2,2 Millionen Mk. = 37% nach Deutschland.

Selbst wenn die Eröffnung des Panama-Kanals uns Samoa erheblich näher rücken wird, so dürften die samoanischen Erzeugnisse allein kaum jemals die Einrichtung einer eigenen Schiffsverbindung von so grosser Fahrtenlänge rechtfertigen. Dabei kämen ausser nach Westindien kaum andere Frachten für eine solche Linie in Betracht. Samoa wird für seine Bedürfnisse auf die Benützung australischer, kanadischer und amerikanischer Linien angewiesen bleiben, auch wenn diese nicht alle Wünsche befriedigen.

Marschallinseln.

Bald nach ihrer Niederlassung auf Samoa, also um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, dehnten die deutschen Kaufleute auch ihren Handel nach den Marschallinseln aus. Die Verbindung dieser einsamen Inseln mit der übrigen Welt geschah wie bei Samoa durch die zahlreichen Händlerschiffe, welche nach San Francisco, Auckland, Sydney, Honolulu, später auch nach Neu-Guinea, nach Apia, Valparaiso, Hongkong und nach europäischen Häfen, besonders auch nach Marseille und Liverpool verkehrten. Durch die Gründung der Jaluitgesellschaft wurde der vorwiegend deutsche Handel scharf zentralisiert. Das Schutzgebiet blieb ziemlich vereinsamt.

Erst im Herbst 1894 wurde von Jaluit aus in Ponape der Postanschluss an die von dort über Manila und Singapore verkehrenden spanischen und französischen Postdampferlinien durch zweimonatliche Fahrten geschaffen. Ausserdem bestanden jedoch noch ein jährlich 3maliger, regelmässiger Postdienst und verschiedentlich Gelegenheitsverbindungen. Als bei Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges im Jahre 1899 die Dampferlinie Ponape-Manila aufhörte, musste der gesamte Postverkehr durch etwa einmal im Monat gehende Schiffe über Sydney und San Francisco geleitet werden. Seitdem von Ende Juli 1900 die Anschlusslinie des Norddeutschen Loyd Honkong-Neu-Guinea-Sydney auch die Insel Yap der neu erworbenen Karolinen sowie die Marianen anlief, wurde dorthin wieder Verbindung gesucht. Von Januar 1901 ab lief ein Dampfer der Jaluitgesellschaft von Sydney über Jaluit, Kusaie, Ponape, Truk, Yap nach den Palau-Inseln und wieder zurück, so dass auf diese Weise eine 6wöchentliche Verbindung mit dem Schutzgebiet entstand. Schon 1 Jahr später, im Januar 1902, wurde durch einen Vertrag der Jaluitgesellschaft die Beförderung der Post übertragen. Hierdurch entstand eine 4monatliche Verbindung zwischen Sydney, den Marschallinseln, den Karolinen, Honkong, dem Bismarck-Archipel und über die Karolinen, die Marschallinseln nach Sydney zurück. Somit war eine 6wöchentliche Verbindung nach Europa geschaffen. Nachdem durch die Verpachtung der Ostkarolinen der Geschäftskreis der prosperierenden Jaluitgesellschaft erheblich erweitert war, beherrschte diese fast den ganzen Lokalhandel, dessen Bedürfnisse

neben dem grossen Postdampfer durch eine Anzahl kleinerer Schiffe versehen wurden. Auch die Firma Burns, Philp & Co. lässt alle 2 Monate Dampfer über Tarawa, Butaritari und Jaluit laufen. Die Entdeckung der ausserordentlich reichen Phosphatlager auf der Insel Oceana und auf Nauru und ihre Ausbeutung durch die Pacific Phosphate Co., an der die Jaluitgesellschaft stark beteiligt ist, sowie die Verschiffung grosser Phosphatmengen (1907 bereits 190000 tons) wird den Verkehr ausserordentlich vermehren.

Neu-Guinea.

Ganz besondere Schwierigkeiten bereitete die Entwicklung der Schifffahrtsverhältnisse im Neu-Guinea-Schutzgebiet. Nachdem schon die in tiefstem Geheimnis vollzogene Erkundung und Besitzergreifung bedeutende Mittel in Anspruch genommen, sah sich die vor die wirtschaftliche Erschliessung dieses fast gänzlich unbekanntes Gebietes gestellte Kompagnie seit 1884 einer ausserordentlich schwierigen Aufgabe gegenüber. Die Kenntnis der Küsten und des schwierigen Fahrwassers musste vervollständigt und die Schiffsverbindung nach den verschiedenen Stationen ganz neu geschaffen werden. Der Anschluss an den europäischen Verkehr in dem australischen Hafen Cooktown, den die British India Steam Navigation Co., von London über Batavia kommend, anliefe, musste seit 1888 aufgegeben werden und wurde nach Soerabaja verlegt. Eine kleine Flotte von 5 Dampfern und ebensovielen Seglern vermittelte den seit 1886 vierwöchentlichen Verkehr der Stationen unter sich und mit dem europäischen Anschlusshafen. Auch für die direkte Verbindung nach Europa bei grossen Ladungen hatten diese Schiffe zu sorgen; sie legten die Fahrt in 56 Tagen zurück, während die Post nur 45 Tage brauchte. Anstatt der englischen wurde zunächst die Holländische Stoomvaart Maatschappij „Nederland“ und später die gleichfalls holländische „Sunda-Linie“ benutzt. Durch die Verlegung des Anschlusses nach Soerabaja hoffte man nicht nur die hohen Kosten zu vermindern, sondern auch die Schwierigkeiten der Umladung, welche in dem kleinen Hafen Cooktown mit seinen schlechten Ladeeinrichtungen bestanden, zu vermeiden. Andererseits aber bot die innigere Verbindung mit den hochentwickelten niederländischen Kolonien auch andere wesentliche Vorteile. Der Bezug von Arbeitern, Zuchttieren, Pflanzen und Saatgut wurde erleichtert und billiger. Für die Beamten und Pflanzer bot Java die verschiedensten Anregungen und eine unerschöpfliche Quelle der Erfahrungen. Die Last der Landesverwaltung und der Unterhaltung der Schiffsverbindungen drängte je länger, um so mehr zur Übernahme der ersteren durch das Reich und zu Minderung der Kosten für letztere. 1891 wurde der Anschluss an die Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd in Singapore eingerichtet und der Verkehr dorthin allmählich ganz Schiffen dieser Linie übertragen. Durch das Subventionsgesetz vom 20. März 1893 wurde die Anschlusslinie Singapore Neu-Guinea geschaffen, welche seit Mai desselben Jahres eine 8 wöchentliche, regelmässige Verbindung über Batavia nach der Nordküste von Neu-Guinea und dem Bismarckarchipel, über Amboina, Soerabaja und Batavia zurück nach Singapore schuf. Der Kompagnie war eine schwere Last genommen, sie hatte nur noch den Verkehr der Stationen unter sich und mit dem Anschlusshafen des Norddeutschen Lloyd zu besorgen. Noch mehr konnte sich die Kompagnie der wirtschaftlichen Seite ihrer Tätigkeit widmen, als mit dem 1. April 1899 auch die Hoheitsrechte auf das Reich übergingen und sie damit von den hohen Verwaltungsausgaben entlastet wurde. Mehr

als 14 Jahre hatte sie unter Aufwendung von beinahe 10 000 000 Mark und fast 2 000 000 Mark (bis 1892) für die Schiffsverbindungen, dem Verluste von 5 Schiffen und vielen Unfällen den Verkehr in ihrem Gebiete und zum Teil auch nach Europa unterhalten, die Verwaltung geführt, die wirtschaftliche Entwicklung angebahnt und so Aufgaben übernommen, mit denen die Gesellschaften in anderen Kolonien nicht belastet waren. Wenn unter solchen Verhältnissen die wirtschaftlichen Fortschritte in dem ausserordentlich schwierigen Arbeitsgebiet zunächst gering waren, so ist dies nach obigen Darlegungen nichts Überraschendes. Die Verbindung mit Australien, speziell Sydney, vermittelten um diese Zeit die 6 wöchentlichen Fahrten der Firma Burns, Philp & Co.

Nachdem der Norddeutsche Lloyd den Aussenverkehr des Schutzgebiets übernommen hatte, wurden verschiedene Massregeln zur Verbesserung desselben getroffen. Zunächst wurde mit Juli 1900 statt der bisherigen 8 wöchentlichen Verbindung Singapore-Neu-Guinea eine zwölfwöchentliche Fahrt bis nach Sydney eingerichtet. Anfang 1901 wurde diese nach den Karolinen, Marianen und Hongkong erweitert, jedoch schon Ende des Jahres als nicht lohnend aufgegeben. Dagegen verdoppelte man von Januar 1902 ab die Fahrten Singapore-Neu-Guinea. Die Jaluitgesellschaft übernahm gegen eine Entschädigung von 120 000 Mk. den Verkehr nach den Karolinen, Marianen und Marschallinseln mit dem Schutzgebiet, sowie nach Hongkong und Sydney. Seit dem Jahre 1902 schuf der Norddeutsche Lloyd die grossen Anlagen des Simpsonhafens, wohin er allmählich den ganzen Schiffsverkehr vereinigte. Oktober 1904 wurde die Linie Singapore-Neu-Guinea aufgegeben, die Fahrt nach Yokohama ausgedehnt und so die noch jetzt bestehende sogenannte Austral-Japan-Linie geschaffen. Dieselbe läuft von Kobe über Yokohama, Honkong, Manila, Friedrich-Wilhelm-Simpsonhafen nach Sydney und ebenso zurück. Nach Bedarf werden auch andere australische, chinesische und japanische Häfen berührt. Durch den Vertrag vom April 1905 mit den Firmen des Schutzgebietes übernahm der Lloyd auch die Verbindung der Küstenstationen im Anschluss an die Reichsdampfer in regelmässiger Fahrt und richtete eine Schleppfahrt an der Küste der Gazellehalbinsel ein. Durch diese Massregel ist der innere Verkehr im Schutzgebiet, der bisher noch immer eine Menge Segelschiffe, kleine Dampfer und Motoren beschäftigte, erheblich vereinfacht und billiger geworden. Nur der Dampfer Siar der Neu-Guinea Co. vermittelt noch einen vierteljährlichen Anschluss von Friedrich-Wilhelmshafen nach den westlichen Stationen der Küste, nach Stephansort, Finschhafen (Langemakbucht), Potsdamhafen und Tamara (Seleo). Burns, Philp & Co. hat infolge all dieser Neuordnungen seine Fahrten in das Schutzgebiet aufgegeben. Der Versuch der Reichsregierung, Mai 1908, die Linie Neu-Guinea-Singapore durch eine erhöhte Unterstützung wieder einzurichten, fand bei der schlechten Finanzlage nicht die Billigung des Reichstages. Eine entsprechende, hoffentlich eingehender begründete Vorlage, scheint beabsichtigt zu sein. Sie ist inzwischen angenommen worden.

Überblicken wir die zurzeit bestehenden Verbindungen nach Neu-Guinea, so ergibt sich folgendes Bild. Das Schutzgebiet ist zurzeit sowohl über Sydney, wie über Hongkong zu erreichen und zwar:

a) Über Sydney 1. mit den alle 4 Wochen abgehenden Schiffen des Norddeutschen Lloyd, 2. der Orient Steam Navigation Co. (Orient Royal Mail Line) von London alle 14 Tage über Neapel, 3. mit den ebenfalls alle 4 Wochen von Marseille über Aden-Bombay fahrenden Dampfern der Messageries Maritimes, 4. mit der Peninsular and Oriental Steam Navigation Co. alle

14 Tage von London über Marseille, Brindisi, (Fahrzeit bis Simpsonhafen 38), bis Friedrich-Wilhelmhafen; jedoch ist nur alle 4 Wochen Anschluss mit den Reichspostdampfern der Austral-Japan-Linie, vierteljährlich nach den Marschall-Inseln, Karolinen, Marianen und Palau-Inseln.

b) Über Hongkong 1. mit den 14tägig verkehrenden Schiffen des Norddeutschen Lloyd über Neapel, 2. den ebenfalls 14tägig fahrenden Dampfern der Messageries von Marseille, 3. der Peninsular und Oriental St. N. Co. alle 14 Tage von London über Marseille mit Schiffwechsel in Colombo, oder über Bombay mit Schiffwechsel in Port Said, 4. a) über San Francisco, mit Pacific Mail and Oriental St. N. Co. und Toyō Kisen Kaissa, b) über Vancouver mit der Canadian Pacific St. Sh. L., c) über Seattle mit Nippon Yusen Kaissa, d) ebenfalls über Seattle mit der Great Northern St. Sh. Co. bei a—d ist in Yokohama bereits ein Umsteigen auf die Austral-Japan-Linie möglich. Fahrzeit 52—56 Tage bis Friedrich Wilhelmhafen bzw. Simpsonhafen, während die Überfahrt mit dem Norddeutschen Lloyd nur 43—45 Tage dauert und von Hongkong unmittelbar über Manila in das Schutzgebiet führt.

Der Wunsch, die noch um etwa fünf Tage kürzere Linie über Singapore wieder zu eröffnen, liegt nahe und wird sich verwirklichen lassen, wenn das Schutzgebiet mit dem steigenden Ertrage der Pflanzungen genügende Frachten für eine immerhin kostspielige Verkehrseinrichtung zu tragen imstande ist. Die Belebung der Schifffahrt durch die Phosphatgewinnung wird auch für das Neu-Guinea-Schutzgebiet von erheblicher Bedeutung werden.

Kiautschou.

Als Ende des Jahres 1897 Kiautschou besetzt wurde, handelte es sich nicht um die Herstellung von Verkehrsverbindungen nach einem wilden, unkultivierten Lande, sondern nach einem Punkte, dessen Hinterland eine starke hochstehende Bevölkerung besass, und wo bereits eine rege Handelstätigkeit bestand. Ausserdem reichte seit mehr als einem Jahrzehnt eine sehr leistungsfähige Verbindung des Norddeutschen Lloyd bis Shanghai. Hier galt es nur, mit einem kurzen neuen Stück anzuknüpfen. Dies geschah zunächst durch die Rhederei M. Jebsen aus Apenrade, welche den Verkehr von Shanghai alle 4—6 Tage nach Tsingtau in 36 Stunden vermittelte. Schon 1898/99 wurden diese Fahrten nach Tschifu und Tientsin ausgedehnt. Von fremden Rhedereien verkehrten in der ersten Zeit in Tsingtau Butterfield and Swire und die Russische „Russian St. N. in The East“. Die Kriegszeit brachte ausserordentliche Verhältnisse. Den grossen Bedürfnissen entsprechend wurden schon im Jahre 1900 einzelne Frachtdampfer seitens der beiden grössten deutschen Schifffahrtsgesellschaften unmittelbar nach Tsingtau entsandt und hierfür in lobenswerter Weise nur die nach Shanghai zu zahlenden Frachten erhoben. Nachdem das ganze ostasiatische Frachtgeschäft vom Lloyd der Hamburg-Amerika-Linie überlassen worden, eröffnete sie im März 1903 eine Zweigniederlassung in Tsingtau, von wo aus sie schon seit Übernahme der Dampfer von der Firma Dietrichsen, Jebsen & Co. (1901) den regelmässigen wöchentlichen Dienst direkt zwischen Shanghai und eine gleiche Verbindung zwischen Shanghai, Tschifu und Tientsin mit Anlaufen von Tsingtau einrichtete.

Betrachten wir nun die heute bestehenden Schiffsverbindungen, so wird deutlich, wie unter den günstigen, bereits angedeuteten Verhältnissen zahlreiche und prosperierende Verkehrslinien in sehr kurzer Zeit entstanden.

Eine direkte, regelmässige Verbindung mit der Heimat konnte noch nicht geschaffen werden; in Shanghai ist der Anschluss an den europäischen Verkehr.

Die wichtigste Verbindung mit dem Schutzgebiet vermitteln die Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd jede zweite Woche abwechselnd von Bremerhaven oder Hamburg abgehend nach Shanghai. Ebendorthin gelangt man mit den Schiffen der Peninsular and Oriental St. N. Co. mit Schiffswechsel in Colombo. Abfahrt von London alle 14 Tage über Brindisi, (Fahrzeit nach Tsingtau ebenfalls, wie mit dem Norddeutschen Lloyd und den Messageries Maritimes 36 Tage.) Letztere fahren ebenfalls alle 14 Tage von Marseille ab.

Von Shanghai ist 3—4 mal wöchentlich durch Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, je 1 mal durch die Indo-China, sowie die China N. Co Anschluss nach Tsingtau. Ausserdem hat die Hamburg-Amerika-Linie 4 mal im Monat einen Frachtdienst nach Shanghai und anderen Häfen eingerichtet, mit welchem einmal im Monat auch Reisende befördert werden; daneben besteht alle 4—5 Wochen eine direkte, aber nicht regelmässige Frachtgelegenheit unmittelbar in das Schutzgebiet. Der Verbindung der H. A. L. von Shanghai über Tsingtau nach Tschifu, Tientsin, nach Bedarf auch weiter nach Weiheiwei ist schon gedacht. Dieselbe Gesellschaft schickt alle 4 Wochen einen Dampfer von Hongkong über Tsingtau nach Nagasaki und Wladiwostok. Die Indo China St. N. Co. lässt auf ihrer Linie Shanghai, Tschifu, Niutschwang ihre Dampfer nach Bedarf das Schutzgebiet anlaufen. Nach Kobe besteht eine 14 tägige Verbindung der H. A. L. (seit 1905) und eine Frachtverbindung durch eine japanische Rhederei. Ferner hat die China N. Co. in etwa 10—14 tägigen Zwischenräumen ihre Dampfer von Hongkong über Swatau, Amoy, Ningpo, Tsingtau nach Tschifu laufen lassen.

Über Amerika ist das Schutzgebiet ebenfalls auf folgenden Wegen zu erreichen:

Über New York, San Francisco und von hier mit den alle 10 Tage fahrenden Dampfern der vereinigten Pacific Mail and Occidental and Oriental St. Sh. Co. und der Toyo Kisen Kaissa über Yokohama Nagasaki nach Shanghai oder gleich von Nagasaki nach Tsingtau. Eine andere Gelegenheit ist mit der Allan Line von Liverpool nach Quebec und Montreal jeden zweiten Freitag, oder von Liverpool jeden zweiten Donnerstag über Londonderry (Irland) ebenfalls nach Quebec und Montreal oder der Canadian Pacific Railway Atlantic St. Line von Liverpool jeden zweiten Freitag ebendorthin, der Dominion Line jeden Donnerstag über Halifax nach Portland (Mc) und von dort mit der Central Pacific nach San Francisco, schliesslich von Liverpool über Belfast jeden zweiten Mittwoch. Alle diese Gelegenheiten führen dann mit der Canadian Pacific Railway nach Vancouver, Yokohama und Shanghai. Ausserdem kann man die North Pacific Railway nach Seattle benutzen, von wo aus die japanische Nippon Yusen Kaissa jeden zweiten Dienstag über Yokohama nach Shanghai fährt. Schliesslich steht die Great Northern St. Co. zur Verfügung, welche von Seattle aus über Yokohama, Kobe, Nagasaki oder Shanghai nach Tsingtau Verbindung hält.

Für Reisende ist die nach dem Kriege wieder eröffnete Sibirische Eisenbahn wichtig geworden, welche, nachdem die Möglichkeit geschaffen, über Dalny und Tschifu zu reisen, von Berlin nach Tsingtau in 18 Tagen befördert. Die Reise über Suez dauert 36, über Amerika 30 Tage.

In der schnellen Entwicklung unseres Kiautschou-Schutzgebietes können wir sehen, welche Erfolge deutscher Fleiss unter günstigen Verhältnissen

und mit ausreichenden Mitteln erzielen kann. Durch die Schantung-Eisenbahn und den vortrefflichen Hafen besitzt Kiautschau, abgesehen von den sonstigen günstigen Vorbedingungen, Grundlagen für eine glückliche Entwicklung wie keine unserer anderen Kolonien. Aber auch diese werden aufblühen, sobald nur die notwendigen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Häfen und Schifffahrtslinien ihre Wirksamkeit begonnen haben. Wie solche in kurzer Zeit den Handelsumsatz steigern können, zeigt Tsingtau, dessen Schiffsverkehr von 211000 ts im Jahre 1899 bis auf 550000 ts im Jahre 1906/07 stieg. Die schwere Krisis in Ostasien hat unser Schutzgebiet erfreulicherweise nicht schwer geschädigt, ein Zeichen, dass die geschäftlichen Grundlagen gesund sind; sie konnten es werden, weil hier von Anfang an nicht engherzig und von Verwaltung, wie Unternehmern mit ausreichenden und grossen Mitteln gearbeitet worden ist. Dies soll uns eine Lehre für die anderen Kolonien sein, wo die Arbeit eine viel schwerere und der Erfolg weniger leicht sein, aber dennoch nicht ausbleiben wird.

Die Subventionsfrage.

Die grosszügige, rücksichtslose Schifffahrtspolitik, welche England schon seit dem 16. und 17. Jahrhundert unter der Königin Elisabeth und Oliver Cromwell durchführte, und die sich in den Navigationsakten von 1650 und 1660 verkörperte, legte den Grund zur englischen See- und Handelsherrschaft. Die Niederwerfung der spanischen, holländischen und französischen Seemacht vollendete mit dem Sturze Napoleons I. das Begonnene. Nach dem Wiener Kongress im Jahre 1815 war die Überlegenheit der englischen Kriegs- und Handelsflotte überwältigend, und nur langsam erholten sich die Festlandsstaaten aus ihrer Ohnmacht.

Der Übergang zur Dampfschifffahrt fiel dem kapitalkräftigen England nicht schwer, es besass im Jahre 1840 schon 1000 Dampfschiffe, aber in der Union erhielt es einen Wettbewerber, welcher schien, ihm die Seemacht streitig zu machen. 1861 belief sich der Tonnengehalt der Handelsflotte der Vereinigten Staaten auf 5 539 000 ts und hatte somit die englische um mehr als eine Million übertroffen. Allerdings bestand diese Flotte zum grössten Teil aus Segelschiffen. Während des Sezessionskrieges schmolz diese stattliche Flotte zusammen; — auch hier half das Glück wieder einmal, wie schon oft in früheren Zeiten, seit der Vernichtung der Armada, England seine Seeherrschaft zu behaupten.

Als es im Jahre 1840 den Entschluss fasste, auf den Hochstrassen des Weltverkehrs im Interesse der schnellen Übersendung wertvoller Güter, des geregelten Personenverkehrs, sowie insbesondere auch zwecks einer raschen Übermittlung der Posten, Schnelldampferlinien einzurichten, besass es schon eine gewaltige Dampferflotte. Durch grösstmögliche Schnelligkeit in der Beförderung, grösste Regelmässigkeit in bezug auf Abfahrt- und Ankunftszeit in allen anzulaufenden Häfen wurde ein neues Moment des Übergewichts geschaffen, welches England den Vorsprung vor allen anderen handelstreibenden Völkern sicherte. Zu diesem Zwecke wurden seit dem Jahre 1840 viele Millionen Subventionen gezahlt, nicht für die schwachen, weniger befahrenen Linien, sondern sogar zuerst und besonders zur schnellen Umwandlung der stark in Anspruch genommenen atlantischen und ostindischen Linien in Postdampferlinien. So tauchte der Gedanke der Subventionen trotz des lebhaftesten und am meisten entwickelten Schiffsverkehrs und obwohl die Grundlagen der Schifffahrt nirgends besser als in England lagen,

hier auf, um schneller und vollständig den Schnellverkehr in die Hand zu bekommen. Mit scharfem Blick wurde hier rasch die Bedeutung des neuen Verkehrsmodus erkannt und mit staunenswerter Energie durchgeführt. Mutterland und Kolonien wetteiferten in der Schaffung solcher Linien, mit denen noch jetzt die erste See- und Handelsmacht in unnachahmbarer Weise den Erdball umspannt, ehe sich die anderen seefahrenden Völker entschlossen und auf diesem Wege folgten. In richtiger kaufmännischer Weise wurde die Subvention nur für wirkliche Leistungen und so lange gegeben, als es durch diese erforderlich war. Sowie die fünf in den Schnellverkehr eingetretenen transatlantischen Linien erstarkt waren und sich im Wettbewerb überboten, benutzte die englische Regierung dies zu steter Steigerung ihrer Forderungen und übergab schliesslich monatlich die Post der zurzeit schnellsten Linie. Mittlerweile waren auch die Festlandsstaaten, besonders Frankreich auf dem Wege der Subventionen gefolgt. Seit Anfang der achtziger Jahre, also seitdem 40 Jahre lang Subventionen gezahlt worden und die englischen Postdampfer die Welt beherrschten, wurde der Grundsatz verkündet, wenn auch nicht in allen Fällen durchgeführt, dass die Subventionen lediglich für geleistete Dienste, meist den Transport der Posten in bestimmter Schnelligkeit und Regelmässigkeit gezahlt werden sollten. Aber nun hatten die englischen Gesellschaften auch schon Millionen über Millionen erhalten und mit diesen den schwierigen Übergang zur Schnelldampfschiffahrt vollzogen. Zu diesem Siegeszuge aber trugen nicht nur England und seine Kolonien, sondern auch die Vereinigten Staaten und zeitweise auch eine Anzahl fremder, südamerikanischer Staaten durch Spende erheblicher Subsidien bei.

Zur Zeit, als Deutschland, abgesehen von einem kurzen, misslungenen Versuch in den Jahren 1847—1857 zum System der Staatssubventionen überging, bezahlte England an solchen Vergütungen für Beförderung der überseeischen Post 18 $\frac{1}{4}$ Millionen Mark an seine hochentwickelte Handelsflotte, Deutschland aber nur 0,32 Millionen Mark. Wenn also jetzt behauptet wird, die englische Handelsflotte müsse nun auch ähnlich der festländischen, besonders der deutschen stärker unterstützt werden, und das Blühen der letzteren allein den Zuwendungen staatlicherseits zugeschrieben wird, so scheint man zu vergessen, was England bereits seit Jahrzehnten in dieser Richtung getan hat, und dass es eigentlich nichts nachzuholen hat, wie Deutschland.

Ebenso früh erkannt, aber nicht so schnell und kräftig durchgeführt, hat Frankreich die Unterstützung überseeischer Dampferlinien. Trotzdem schon seit 1840 die gesetzliche Möglichkeit bestand, solche einzurichten, gelang es erst 18 Jahre später die Schnellpostverbindungen nach New York, Mittel- und Südamerika einzurichten, 1861 folgte die grosse Indo-Chinesische Linie. Frankreich hat sich diese Stärkung seiner Schiffahrt viel Geld kosten lassen, aber dieses Geld zum Teil nicht zweckmässig verwendet. Wenn auch ohne Zweifel die Subventionen grosse Erfolge in der Belebung des Verkehrs erzielten, einen dauernden Antrieb zu einer selbsttätigen, kräftigen Vermehrung der französischen Handelsschiffahrt vermochten sie nicht zu geben. 1885 zahlte Frankreich fast 27 Millionen, Italien 7, Österreich-Ungarn 4 Millionen Mark Unterstützungen. Selbst Belgien gab für diese Zwecke 750 000, Holland 250 000, das grosse Deutschland mit seinen schon damals weitverzweigten Weltinteressen und seinem gewaltigen Bedürfnis an schnellen, überseeischen Verbindungen nur 320 000 Mark.

Das fast überall sehr schnell nachgeahmte Bestreben, welches, wie wir sahen, in England schon vor 300 Jahren zum Ausdruck kam, die Fremden

möglichst von allen Seegewerben auszuschliessen und die heimische Tätigkeit auf diesen Gebieten zu fördern, führte zu verschiedenen Massregeln, welche mehr oder minder ihren Zweck zu erfüllen geeignet sind. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verbieten grundsätzlich den Erwerb von fremden Handelsschiffen. Mit Ausnahme der Beschränkung der Küstenschiffahrt, über deren Ausdehnung die verschiedensten Auslegungen bestehen, haben die Kulturnationen ihre Häfen einander meist zu gleichen Bedingungen geöffnet. Abgesehen von beschränkenden Bestimmungen bei Ankauf, welchen England durch Gesetze erschwert hat, unterstützt man die heimischen Gewerbe des Schiffsbaues, der Schiffahrt und der Fischerei durch Zuwendungen von Staatswegen. Von den verschiedenen Arten derselben werden die Subventionen für tatsächliche Leistungen für das wirksamste Mittel zur Hebung des Handels angesehen. Nebenher sind auch Zollfreiheit für Schiffsbaumaterial, Bau, Fischerei-Prämien und Unterstützungen verschiedenster Art in Anwendung gekommen. Ausfuhrbegünstigungen durch niedere Frachten auf dem Wege zu den Häfen, wie sie Deutschland in seinem Durchfrachtensystem auf den Staatsbahnen gewährt und Nordamerika auch durch engste Vereinigung seiner grossen Eisenbahngesellschaften mit den Schiffslinien bewilligen kann, werden jetzt wohl für eines der wichtigsten Mittel der Begünstigung der heimischen Rhederei gehalten. An diese werden aber auch Zahlungen für Besorgung des Postdienstes nach fernen Ländern unter besonderen Bedingungen, oft genug über die tatsächliche Leistung hinaus, für Überlassung der Schiffe für Transporte oder als Hilfskreuzer im Bedarfsfalle, zur Verbindung mit den Kolonien und zur Erschliessung neuer Märkte und Handelswege geleistet. Es ist allerdings von grosser Bedeutung, dass die Besorgung überseeischer Postverbindungen, noch erheblich wichtiger aber auch, dass der ganze überseeische Handel durch die eigene Flagge geschieht. Dass 200—300 Millionen Frachteinnahmen der deutschen Rhedereien den heimischen Wohlstand stärken, trägt wesentlich zur Stärkung unserer Handelsbilanz bei. Die Rhedereien aber zu immer stärkerer Entwicklung anzuspornen und dadurch ihren grossen Aufgaben und den technischen Fortschritten entsprechend auszugestalten, ist eine der tiefer liegenden Absichten der staatlichen Schiffahrtssubventionen. Die schwimmenden Paläste, welche die ausländischen Häfen regelmässig anlaufen, bedeuten nicht nur eine ständige Verstärkung unseres Ansehens und Einflussbereiches, sie bilden eine Brücke des Deutschtums zwischen Heimat und der Fremde und sind gleichsam schwimmende Ausstellungen des deutschen Gewerbefleisses, sowie die ständigen Gradmesser seiner Leistungsfähigkeit. Gewiss sind die Subventionen und Gesetzesmassnahmen nur eine Ursache des dauernden Übergewichtes der englischen Handelsmacht gewesen, Tüchtigkeit und Unternehmungslust haben die Hauptsache getan, sicher aber haben sie zur Behauptung britischen Handels und zur Erweiterung desselben mittelst der Schnelldampfschiffahrt beigetragen. Der blühende Stand englischer Schiffahrt zeigt, dass eine im rechten Augenblick angewandte und richtig durchgeführte Subventionspolitik von bedeutendem Erfolge sein kann. Ziffernmässig lässt sich ihr Einfluss nicht immer nachweisen, die befruchtende Wirkung derselben verteilt sich in viele Kanäle, aber sicher stärkt sie in den meisten Fällen den ganzen Organismus. Die immer noch stark steigende Tendenz des englischen Handels aber kann wohl als Beweis gelten, dass man sich hier bezüglich der Subventionen auf dem richtigen Wege befindet und dies findet in einer Verdoppelung des Umsatzes in den Jahren 1864—1884 auf 14 Milliarden seinen Ausdruck. Immerhin aber lassen sich auch einige

mehr in die Augen fallende Angaben für den Nutzen der Unterstützungen machen.

Nach Einrichtung der schliesslich verunglückten deutschen Subventionslinie von 1847 zwischen Bremen und New York hob sich der Handel nach den Vereinigten Staaten in 8 Jahren von 10 auf 48 Millionen Mark und schwankte in der Mitte der fünfziger Jahre zwischen 65 und 70 Millionen. Frankreichs Handel verdoppelte sich nach der Subvention (1858) in der Zeit von 1860 bis 1880 auf 6646 Millionen Mark. Die Handelsflotte von Marseille wuchs von 1851 nach Bewilligung einer erster kleineren Unterstützung für den Mittelmeerdienst im Jahre 1852 von 30 Dampfern mit 4400 tons, bis 1883 auf mehr als 205000 tons, davon 136000 tons subventionierte. Bordeaux Handel nach Brasilien und den La Plata-Staaten betrug 1850 bis 1860 durchschnittlich jährlich 15500 tons im Werte von 160 Millionen Mark, derselbe wuchs bis 1881 auf 136000 tons im Werte von 500 Millionen Mark, nach den Antillen verdoppelte er sich in 20 Jahren auf 320 Millionen Mark. Der Verkehr zwischen Havre und New York wuchs unter der Wirkung der Unterstützungen von 151 auf 800 Millionen Mark.

Auch Deutschland hat gute Erfolge mit seinen subventionierten Postdampferlinien hinsichtlich der Belegung des Verkehrs gemacht. Derselbe betrug 1886 7176 tons und stieg bis 1895 auf 124000 tons nach Ostasien. Seit 1888 stieg der Handel auf allein vom Norddeutschen Lloyd betriebenen Reichspostdampferlinien von 58500 auf 283000 tons im Jahre 1906, der Wert dieser Güter aber nahm von 74,5 auf 369 Millionen Mark zu. Die deutsche Ausfuhr nach China betrug auf den Linien des Norddeutschen Lloyd im Jahre 1889 24,2 Millionen Mark, im Jahre 1907 63 Millionen Mark, nach Japan 4,65 bzw. 102 Millionen Mark, nach Britisch-Ostasien 21 Millionen Mark bzw. 64,1 Millionen Mark. Dabei geht immer noch ein beträchtlicher Teil deutscher Waren auf anderen Wegen über England und Belgien mit nichtdeutschen Schiffen. Trotz des stetig wachsenden Verkehrs aber hob sich die nicht unterstützte Kingsin-Fracht-Linie in noch höherem Masse, ihr Güterumsatz nach China und Japan stieg von 50000 tons im Jahre 1888 auf 111000 tons im Jahre 1896, und solches geschah ohne Subvention. Dies hat den Gegnern derselben als Argument gegen die Bewilligung von staatlichen Beihilfen gedient, da die Kingsin-Linie in einem Jahre mehr Güter ausführte, als der Lloyd in 7 Jahren. Bei diesen Leistungen aber ist zu berücksichtigen, dass der Lloyd auf seinen schnelleren Fahrten in 9 Jahren noch 75000 Reisende und den Postverkehr besorgte, welcher die Grösse der Frachten dadurch beeinträchtigt, dass er nie etwaige in Aussicht stehende Gütermengen noch abwarten darf, sondern stets fahrplanmässig abfahren muss. Es hat sich deutlich gezeigt, dass die Subventionen die alten Linien nicht schädigten, und dass die unterstützten Gesellschaften ganz neue Beziehungen und Geschäftskreise schufen.

Als Deutschland 1885 in die Zahl der subventionierenden Mächte eintrat, besass England 38, Frankreich 21 Postdampferlinien; während ersteres nur seine 10 Postdampferlinien mit 320000 Mark entschädigte, verausgabten die beiden anderen Mächte das 40- und 60fache hierfür seit vielen Jahrzehnten. Die Erfahrungen derselben hatten gezeigt, dass es durchaus lohnend war, einen bereits bestehenden Handelsverkehr durch Herstellung regelmässiger Dampferverbindungen zu unterstützen, auch dass es richtig sei, noch nicht genügend entwickelte Handelsgebiete mit solchen zu versehen, sie zu unterstützen, bis sie erstarkt waren, um sie dann entweder sich selbst zu überlassen oder zu erneuten Anstrengungen durch erhöhte Anforderungen zu

veranlassen. Diese Art der Unterstützung kann man als das System der Engländer bezeichnen. Geschäftsgewandtheit, Wagemut und richtige Voraussicht sind unumgängliche Erfordernisse für die Leitung der neuen grossen Schiffahrtsunternehmen. Schwerfälligkeit, hohe Tarife und Mangel an kühnem, aber wohlwogenen Wagen machen auch grosse Unterstützungen wirkungslos.

Nicht geeignet sind subventierte Linien zur Herstellung von Verbindungen nach Ländern, mit denen überhaupt noch keine Handelsbeziehungen bestehen, und wenn nicht eine leistungsfähige Industrie zu Ausfuhr drängt. Hierzu eignet sich die wilde Fahrt mehr, welche jede Gelegenheit zur Frachtaufnahme ausnutzen kann und gezwungen ist, solche zu suchen. Durch die Erfahrung bestätigt, können wir annehmen, dass eine regelmässige Verbindung wohl einen bestehenden Handel fördern kann, aber nimmermehr imstande ist, zwischen zwei Ländern, welche bisher ausser geschäftlichem Verkehr standen, plötzlich einen solchen Handel zu schaffen. Dies ist besonders dann noch erschwert, wenn hinter den Rhedereien nicht auch eine leistungsfähige und unternehmende Industrie steht. Wo aber Fälle anscheinend diesen Erfahrungen widersprechen, erklärt sich das schnelle Blühen neuer Handelsbeziehungen auf andere Weise durch das Verlegen alter Handelswege in neue Bahnen. Als 1870/71 durch die deutschen Truppen der Landweg Calais-Marseille gesperrt war, luden die China-Theedampfer die Seide, welche früher über London nach Lyon ging, schon in Marseille ab, und dies blieb auch nach dem Kriege.

Ganz entschieden hat die staatliche Unterstützung auch ihre Gefahren. Die staatlichen Anforderungen hindern die schnelle Ausnutzung von Konjunkturen und führen gelegentlich auch wohl zu einer gewissen Gleichgültigkeit und Passivität gegenüber den Bedürfnissen der Verfrachter, besonders wenn diese auf eine Linie angewiesen sind. Bei Neubewilligung von Subventionen wird daher wohl zu prüfen sein, ob nicht auf anderem Wege, wie z. B. seitens des Syndikats der Siedlungsgesellschaft für Südwestafrika zunächst durch Garantie einer gewissen Frachtmenge allmählich eine Schiffahrtsverbindung geschaffen werden kann, die zunächst nur den einfachsten Ansprüchen genügt und erst den sich steigernden Bedürfnissen folgend, weiter entwickelt wird, anstatt gleich den ganzen Apparat einer regelmässigen Linie in Anspruch zu nehmen. Dies kann ohne Gefahr überall da geschehen, wo kein Wettbewerb ist; wo ein solcher vorhanden, muss mit diesem gerechnet werden, und da ist dann auch eine Unterstützung gegenüber vielleicht alten, durch langjährige Beziehungen gefestigte Gesellschaften nötig. Um die eigene Verantwortung und Selbsttätigkeit zu erhalten, sollte man nur so lange unterstützen, als ein neuer Handelsweg sich nicht von selbst halten kann.

Seitdem die Frage der Subventionen bei uns in die Erscheinung trat, haben die Ansichten auch der Rhederkreise stark gewechselt. Auch diejenigen Fachleute, welche Anfang der achtziger Jahre nicht für staatliche Unterstützungen waren, weil sie den freien Wettbewerb beeinträchtigen, haben sich später nicht grundsätzlich ablehnend gegen dieselben verhalten. Während noch 1881 Hamburger und Bremer Handelskreise gegen jedes Eingreifen des Staates protestierten, weil sie hierdurch eine Beeinträchtigung ihrer Interessen befürchteten, finden wir erfahrene und einsichtsvolle Rheder auf Seite der Subventionsfreunde. Jetzt, nachdem England, beunruhigt durch die Erfolge der kontinentalen, subventierten Rhederei, auch zu namhaftem Bewilligungen, ja zu Schiffbauprämien, in Form von Darlehen zu niedrigem Zinsfusse übergegangen ist, scheinen einflussreiche Kreise der Abschaffung

der Subventionen auf Grund allgemeiner, internationaler Abmachung zuzuneigen.

Dass selbst sehr reichliche Unterstützungen an und für sich und allein nicht zur Kräftigung der Schiffahrt und des Handels führen, zeigen Frankreich und Österreich. In ersterem hat das neue System der Bauprämien und Kilometergelder für die ganze Handelsflotte, sowie die Begünstigung der Segler nicht als Ansporn zur Entwicklung grösserer Leistungsfähigkeit in dem Masse gedient, wie in anderen Ländern die einfachen Unterstützungen gegen bestimmte Leistungen, wo geschäftskundige, wagemutige und unternehmende Rheder und Kaufleute dieselbe zu einer sich immer steigenden Entwicklung der Schiffahrtsverbindungen benutzten. Die Unternehmungslust im Rhedereibetriebe hat gegenüber früheren glänzenden Zeiten in Frankreich nachgelassen, und die subventionierten Linien nach Südamerika klagen, dass sie sich den deutschen, nicht unterstützten Gesellschaften gegenüber nicht halten könnten. Die Art der Unterstützung hat einschläfernd und nichts weniger als fördernd auf den Betrieb der Rhedereien gewirkt. Die englische Parlamentskommission von 1901/02 sagt: „Die Subsidien sind der geringere Faktor, die kommerzielle Tüchtigkeit, der Fleiss der Empfänger die Hauptfaktoren der Entwicklung der Schiffahrt und in dieser Beziehung zeichnet sich das Ausland und ganz besonders Deutschland aus, wo auch durch Bewilligung von Durchfrachten über die Staatseisenbahnen eine grosse Wirkung erzielt wurde. In verschiedenen Ländern haben Subsidien keinen Effekt gehabt.“

Was Österreich betrifft, so hat die Subventionierung nicht grosse Erfolge gebracht. Die geographischen Verhältnisse — mächtige Gebirgszüge, dem einzigen Ausfahrhafen vorgelagert — trennen die Industriezentren von diesem und verteuern die Bahnfrachten. Die politischen Kämpfe hindern die wirtschaftliche Entwicklung nach einheitlichen Gesichtspunkten, hohe Industriezölle schliessen das Land so ab, dass die Industrie sich selbst in Befriedigung der eigenen Bedürfnisse genügt und kein genügendes Ausdehnungsvermögen besitzt. So fehlt der Schiffahrt der Rückhalt einer auf die Ausfuhr angewiesenen, leistungsfähigen Industrie, welche ihren Überfluss durch billige Eisenbahnfrachten der Küste zuführen kann.

Die Nachteile, welche den staatlichen Förderungen anhaften, sind nicht zu unterschätzen. Die bindenden Vorschriften im Ein- und Auslaufen, das Festhalten der Geschwindigkeit, die Erfüllung mancher Bau- und anderer Bedingungen hemmen die Bewegungsfreiheit der Rheder in Abfahrt und Ankunft, im Anlaufen von Zwischenhäfen, wo vielleicht zur Zeit Fracht lagert, im Ansetzen der Tarife. Staatshilfe verringert oft genug Selbstvertrauen und Anspannung. Durch die Zuwendung des Zuschusses, staatlicher Frachten und Passagen wird der Wettbewerb erleichtert und nicht, wie es richtig, auf die Grundlage der höheren Leistung und die Selbsttätigkeit gestellt. Die Verträge müssen staatlicherseits richtig abgestimmt sein und nicht einseitige Vorteile für den Rheder und die Grossfirmen zulassen, sondern, und dies ist besonders bezüglich unserer kolonialen Verbindungslinien nötig zu betonen, auch die Interessen der kleineren Kaufleute, Siedler und Pflanzerschützen. Die Entwicklung unserer Kolonien leidet noch jetzt unter dem Drucke hoher Tarife, welche nicht nur die Überfahrt, sondern auch den Lebensunterhalt in den Schutzgebieten verteuern. Ebenso leiden alle landwirtschaftlichen, gewerblichen Unternehmungen und der Handel durch die hohen Frachten. Die Regierung kann sehr wohl im allgemeinen Interesse

ihren Einfluss einsetzen und die Benachteiligung deutscher fremden Häfen gegenüber verbieten.

Das private Interesse ist oft genug nicht ausreichend, um dem nationalen Handel neue Märkte zu gewinnen. Neue Verkehrsmittel mit staatlicher Hilfe erzielen rasch ganz ausserordentliche Wirkungen. Seit 1885, dem ersten Jahre der Subvention, wuchs der deutsche Handel mit Asien, über dessen Rückgang in der Ausfuhr man Ende der siebziger Jahre klagte, von 64,4 auf 510,10 Millionen Mark, nach Australien von 97,1 auf 203,2 Millionen Mark im Jahre 1898; seit 1890, dem 1. Jahre der ostafrikanischen Subvention, stieg der Verkehr von 73,5 auf 165,2 Millionen Mark. Wenn diese und die bereits früher erwähnten Zahlen der Steigerung des Verkehrs auf den Lloyd-Linien seit 1888 um fast 300 Millionen, wovon 215 Millionen deutscher Güter sich befinden, sehr gute Ergebnisse für die Allgemeinheit bedeuten, so darf doch nicht verschwiegen werden, dass der Lloyd sieben Jahre mit Verlust arbeitete und sich erst seit dem Jahre 1894 ein stetiger aber mässiger Gewinn ergab. Die unterstützten Linien haben auch seitdem in ihren Erträgen erheblich geschwankt. Es sind besonders die Nebenlinien (nach Neu-Guinea etc. eine Unterbilanz von 1,3 Millionen Mark) nach den noch ungenügend entwickelten Kolonien, die zurzeit noch nicht einträglich sind, aber welche, wie wir sahen, gute Aussichten auf eine fortschreitende Entwicklung bieten.

Die deutsche Ostafrika-Linie hat im allgemeinen auch keine günstigen Ergebnisse gezeitigt. Die beiden ersten Jahre brachten einen Verlust von 1,2 Millionen Mark, die folgenden einen geringen Gewinn, so dass das Kapital von 6 auf 5 Millionen Mark zusammengelegt werden musste. 1895 konnte eine erste Dividende von 6% bezahlt werden. Bis zum Jahre 1904 betrug dieselbe im Durchschnitt 3,2% und hat sich seitdem nur verschlechtert. 1906 und 1907 wurde nichts gezahlt. Demgegenüber muss hervorgehoben werden, dass die deutsche nicht unterstützte Schifffahrt — Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg-Südamerikanische, Deutsch-Australische, Hansa-Gesellschaft — ganz gute Verdienste haben und bei hohen Abschreibungen über ein vorzügliches und junges, 6—7 Jahre altes Schiffsmaterial verfügen, während man dem Lloyd nachsagt, dass er nur die ihm als Subvention gezahlte Summe als Dividende zahle.

Die augenblicklich von den seefahrenden Nationen offen oder versteckt für Schifffahrtzwecke verausgabten Summen sind recht bedeutend, die für die Beförderung der Posten angesetzten Raten sind so hoch, dass sie nicht allein für diese Zwecke gebraucht, sondern dass anzunehmen ist, dass damit auch andere Absichten verfolgt werden. Immerhin steht Deutschland in der für solche Zwecke gezahlten Summe noch weit hinter den Ländern gleich starker Seeinteressen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Mittelmeerländer bezüglich der Entfernung nach Ostasien und Afrika ebenso im Vorteil sind, wie es für England und Frankreich im atlantischen und Amerika im pacifischen Verkehr der Fall ist.

Ob mit Recht oder Unrecht wird das Gedeihen der deutschen Schifffahrt neben der unbestrittenen Tüchtigkeit ihres Personals, dem stärksten aller Subventionsmittel, dem Durchfrachtensystem zugeschrieben, auf welches England mit seiner unerreichten Küstenentwicklung, durch welche kein Punkt weiter als 120 km von der Küste entfernt bleibt, natürlich nicht in dem Masse hingewiesen ist wie Deutschland, welches ausserdem noch durch die Mündung seines Hauptstroms im fremden Lande viele Güter aus

nichtdeutschen Häfen verschiffen muss. Jedenfalls hat jedes Volk das Recht, seine Schiffahrt so zu unterstützen, wie es die natürlichen, geographischen und allgemeinen Verhältnisse erfordern, und dass England gegebenenfalls nicht zögert, dies zu tun, zeigt die ungeheure Unterstützung der Cunardlinie für die atlantische Fahrt durch 4,4 Millionen Mark und ein Bardarlehen von 52 Millionen Mark zur Erbauung von Schnelldampfern auf einer atlantischen Linie, auf der keine deutsche Gesellschaft einen Pfennig erhielt und trotzdem bisher an der Spitze marschierte. Frankreich bezahlte 1906 50 Millionen, England 28,5, Österreich 14, Italien 11,3, Japan 1902/03 35 Millionen Mark.

Das Streben der Vereinigten Staaten, welches in der Öffentlichkeit noch lange nicht genügend beachtet wird, geht dahin, nach Eröffnung des Panama-Kanals mit einer grossen Handelsflotte aufzutreten. Nach dem Wortlaut des Unterstützungsgesetzes will dasselbe das maritime Übergewicht innerhalb von 10 Jahren, zunächst im pacifischen Meere, später auf allen Seewegen begründen, für den Kriegsfall eine Hilfsflotte bereitstellen, den Schiffbau fördern, kurzum die Vereinigten Staaten nach einer Weise von allen anderen Staaten unabhängig machen, die ihrer industriellen und agrarischen Stellung entspricht. Zunächst hat Amerika 136 erstklassige englische Dampfer von 672000 tons erworben, welche noch immer die englische Flagge tragen, unter zeitweiliger Aufhebung des Gesetzes, dass kein fremdes Schiff in amerikanischen Besitz übergehen könne. Nach so ausserordentlichen Subventionen, wie sie die Amerikaner und Engländer geben, ist leider ein Kampf der einzelnen Staaten gegeneinander durch die staatlichen Zuwendungen zu befürchten. Dass auch hier nicht allein die aufgewendeten Summen entscheiden werden, ist sicher. Aber wo materielle Mittel und Tüchtigkeit, wie in England und Amerika zusammenwirken, dürfte der Erfolg nicht ausbleiben. Wir stehen vor einer ungewöhnlich ernsten Epoche unserer Schiffahrtsentwicklung, welche noch verschärft wird durch die Geschäftskrisis in der ganzen Welt. Es ist zu hoffen, dass die deutschen Rheder nicht nur ihren Platz behaupten, sondern auch ihre Tätigkeit ausdehnen, sich auf ihre Tüchtigkeit verlassen und nach dem Grundsatz weiterarbeiten, durch höchste Leistung dem Wettbewerbe zu begegnen.

Die Verdienste der deutschen Rhedereien um die Entwicklung der Schiffahrt nach unseren Kolonien sind bereits gebührend gewürdigt worden. In der Frage, wie sie das wirtschaftliche Gedeihen derselben gefördert haben, spielt die Frage der Frachten eine grosse Rolle. Aus Südwest- und besonders Ostafrika wollen die Klagen nicht aufhören. Die Südwestafrikaner klagen über Unpünktlichkeit, Überfüllung der Schiffe durch Nichtdeutsche, langsame Entlöschung der Schiffe infolge der schlechten Landungsverhältnisse, besonders aber über zu hohe Frachten und Leichtergebühren. Noch heftiger sind die Klagen aus Ostafrika über dieselben Missstände. Ausserdem aber wird der D. O. A. L. vorgeworfen, dass sie die fremden Kolonien und Indien bezüglich der Frachten besser als Deutsch-Ostafrika behandle, dass Frachten daselbst wegen Überfüllung der Dampfer liegen blieben, obgleich die Linie über Mangel an Frachten klagte. Ebenso wird behauptet, dass die grossen Firmen bevorzugt würden, während nur die kleinen Ansiedler die Preise des Tarifes zahlen müssten, und dass durch die verschiedensten Sonderbestimmungen ein vorheriger Überschlag über die Kosten unmöglich gemacht werde. So sollen die als besonders billig bezeichneten Durchfrachten durch unkontrollierbare Rhedereizuschläge um das mehrfache teurer sein als der einfache Tarif. Die darauf bezüglichen Beschwerden der Usambara-

Post liessen sich leicht vermehren. Man unterlässt dieselben vorzubringen, weil man Benachteiligungen dadurch befürchtet, und der einzigen Gesellschaft gegenüber, welche das Schutzgebiet bedient, bei anderen Versendungen noch empfindlicher geschädigt werden könnte. Die Heftigkeit dieser Angriffe und ihre stete Wiederholung auch aus glaubwürdigen Kreisen lassen die Feststellung dieser Verhältnisse durch eine Untersuchungskommission als dringend erwünscht erscheinen. In Südafrika haben die Regierungen gegen die Schifffahrtsgesellschaften gute Erfolge erzielt und die Fracht für Mais von jedem Punkte im Lande, also einschliesslich Bahnfracht, auf 20,0 Mark herabgedrückt. Klargestellt muss werden, ob die Subventionsbedingungen die Herabsetzung der Frachten hindern, denn dann wirkten sie ja geradezu schädlich. Für das Gedeihen aller kolonialen Unternehmungen sind aber die Frachtsätze von so hoher Bedeutung, dass es nötig erscheint, diese Frage baldigst zu lösen. Nur durch eine entsprechende Regelung der Frachthöhen werden unsere sonst so vortrefflichen Rhedereien wahre Förderer unserer Kolonien sein, sie einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung entgegenführen und ihrem eigenen Geschäfte am besten dienen.

Deutschlands Stellung in Ostasien.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Im Sommer 1908 habe ich im Auftrage der Preussischen Jahrbücher eine Studienreise nach unserem chinesischen Interessengebiet, Kiautschou und seinem Hinterlande, nebst anderen Abstechern in Nordchina gemacht. Das Wesentliche meiner dort angestellten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen ist in den Preussischen Jahrbüchern von September bis Dezember 1908 veröffentlicht und erscheint ausserdem in etwas erweiterter und vervollständigter Form in Sonderausgabe. Wenn ich daher auf Wunsch des Herausgebers dieses Bandes auch hier eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Tatsachen und Probleme gebe, die unsere ostasiatischen Aufgaben charakterisieren, so geschieht es einerseits um der Wichtigkeit jener Dinge und um des besonderen Leserkreises dieses Jahrbuches willen, andererseits deshalb, weil sich hier eine Gelegenheit ergibt, einen Gedanken, der in den Preussischen Jahrbüchern mehr beiläufig erwähnt wurde, etwas weiter zu entwickeln: nämlich die Frage, wie weit die Gründung von Tsingtau und was damit zusammenhängt, materiell in die deutsche Kolonialpolitik im engeren Sinne hineingehört?

Dass Tsingtau oder wie die etwas irreführende amtliche Bezeichnung immer noch lautet, das Schutzgebiet von Kiautschou, nicht unter der Verwaltung des Kolonialamtes, sondern der des Reichsmarineamtes steht, brauchte an sich noch nicht eine grundsätzlich besondere Behandlung dieses Stückes unserer überseeischen Besitzungen zu begründen. Tsingtau ist in etwas kleinerem Massstabe etwas Ähnliches, wie das englische Hongkong, und Hongkong wird ohne weiteres zum englischen Kolonialreich gerechnet, ist auch seiner rechtlichen Stellung und Organisation nach englische Kolonie. Trotzdem wird es richtig sein, wenn wir uns den grossen materiellen Unterschied klar machen, der zwischen einem Besitz wie Tsingtau auf der einen, und unseren Kolonien in Afrika und der Südsee auf der anderen Seite, besteht. Es ist bekannt, dass die formelle Öffnung Chinas für den Verkehr mit den fremden Mächten vom 26. Juli 1842 datiert, mit welchem Tage der Friedensschluss zwischen England und China nach dem Opiumkriege den Europäern die Häfen Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai zum Handelsverkehr mit den Chinesen frei gab. Derselbe Krieg hatte England auch die Insel Honkong eingebracht, die aber längere Zeit hindurch als ein wertloses Besitztum galt, dessen Aufgabe sogar erwogen wurde. Allmählich hat sich die Zahl der für den Fremdhandel geöffneten Häfen Chinas sehr vergrössert, und der Begriff des „geöffneten Hafens“ wird neuerdings sogar auf Binnenstädte angewendet, die gar keinen Seeverkehr haben, wie z. B. Tsinanfu, die Hauptstadt der Provinz Schantung — weil auch an diesen Plätzen die kaiserlich chinesische Seezollverwaltung funktioniert. Die Be-

deutung der einzelnen Häfen für den Handel ist eine ausserordentlich verschiedene. Von Welthandelsplätzen mit einem Umsatz von vielen hundert Millionen, wie Schanghai, geht die Summe der aus- und eingeführten Güter bis auf ganz unbedeutende Beträge an versteckten Küstenwinkeln Südchinas hinunter. Gemeinsam ist aber an allen diesen Plätzen das Prinzip in Kraft, dass der fremde Kaufmann ohne weiteres das Recht hat, dort einen Handelsbetrieb, welcher Art auch immer, zu gründen. Dieses Rechts entbehrt er an allen denjenigen Plätzen, die nicht ausdrücklich dem Verkehr mit den Fremden geöffnet sind. Selbst in Peking, wo das Bedürfnis der dort wohnenden Abendländer einige von Europäern gehaltene Ladengeschäfte mit Artikeln der westlichen Kultur hervorgerufen hat, wird von chinesischer Seite immer erneut darauf hingewiesen, dass diese Kaufleute im Grunde kein Recht hätten, in Peking zu handeln, da die Stadt nicht vertraglich dem Geschäftsverkehr der Fremden geöffnet sei. Eine solche Beschränkung des Fremdenhandels — die Japaner gehören in diesem Sinne wie die Europäer und Amerikaner zu den Vertragsstaaten, haben aber natürlich viel eher die Möglichkeit durch Teilhabergeschäfte mit Chinesen und auf ähnlichem Wege der Einschränkung zu entgehen — beeinträchtigt natürlich den Handelsumsatz der westlichen Völker in China sehr, und wenn nicht einige Plätze an dem für Seeschiffe befahrbaren Jangtsekiang, vor allen Dingen das grosse Hankau, gleichfalls zu den „Vertragshäfen“ gehörten, so wäre der gesamte Binnenhandel überhaupt chinesisches Monopol. Auf der anderen Seite lässt sich nicht leugnen, dass die chinesische Regierung gegenwärtig wohl noch nicht in der Lage sein dürfte, europäischen und amerikanischen Kaufleuten an beliebigen Plätzen im Innern unter allen Umständen dauernde Sicherheit des persönlichen und geschäftlichen Verkehrs zu garantieren.

Wenn wir uns nun über Tsingtaus Bedeutung in wirtschaftlichem Sinne für die Stellung Deutschland im fernen Osten klar werden wollen, so kommen wir der Sachlage am nächsten, wenn wir Tsingtau nicht so sehr als „Kolonie“, sondern einfach als sogenannten Vertragshafen betrachten. Dass die ökonomische Bedeutung des Platzes in Wirklichkeit diese ist, geht vor allen Dingen auch daraus hervor, dass Tsingtau, obwohl deutsches Schutzgebiet, ein unter chinesischer Verwaltung stehendes Seezollamt besitzt. Der Umfang der deutschen Pachtung ist aus naheliegenden Gründen so gering wie nur möglich bemessen worden: im ganzen rund 500 qkm mit etwa 100 000 chinesischen Einwohnern, wovon ein Drittel auf den chinesischen Stadtteil von Tsingtau kommt, so dass der eigene Handelsverkehr des „Schutzgebietes“ naturgemäss nur sehr gering sein kann. Ebensowenig kann die weisse Bevölkerung Tsingtaus, die einige tausend Zivil- und etwas über 3000 Militärpersonen stark ist, nach dieser Richtung hin merklich ins Gewicht fallen. Bei weitem der grösste Teil des Ein- und Ausfuhrverkehrs, der durch Tsingtau geht, richtet sich also nach dem Hinterlande, d. h. im wesentlichen nach der chinesischen Provinz Schantung, oder kommt von dort. Deshalb ist es auch unumgängliches Erfordernis gewesen, in Tsingtau ein chinesisches Zollamt einzurichten. Zwischen dem Schutzgebiet und China ist eine Zollgemeinschaft auf der Grundlage abgeschlossen, dass alle ein- und ausgehenden Waren (China erhebt sowohl Einfuhr- als auch Ausfuhrzoll) beim Passieren der Grenze des Freihafengebiets von Tsingtau unterschiedslos verzollt werden, mit der Massgabe, dass der Schutzgebietsfiskus von den Einkünften ein Fünftel, die chinesische Seezollverwaltung vier Fünftel erhält. Die Verteilungsquote im Verhältnis von 1:4 ist vor mehreren Jahren fest-

gesetzt worden, indem man annahm, dass ein Fünftel der zur Verzollung gelangenden Waren in Tsingtau und dem deutschen Schutzgebiet verblieben, vier Fünftel dagegen dem chinesischen Handel angehörten. Finanziell ist diese Quotenberechnung für Deutschland vorteilhaft, da bei dem raschem Wachstum des Gesamthandels von Tsingtau der Hinterlandsverkehr naturgemäss in höherem Grade beteiligt ist, als der Verkehr des engeren Schutzgebietes.

Genau so ist auch die handelswirtschaftliche Funktion der eigentlichen chinesischen Vertragshäfen, mit dem einzigen Unterschied, dass dort nicht vier Fünftel, sondern die Gesamtsumme der Einnahmen dem chinesischen Seezollamt gehört. Man kann eine gewisse Ähnlichkeit in äusserer Hinsicht übrigens auch noch weiter verfolgen, insofern als wenigstens die grossen Vertragshäfen wie Schanghai, Tientsin, Hankau usw. besondere europäische Quartiere, die sogenannten Settlements, mit einer weitgehenden municipalen Selbstverwaltung haben. Diese Munizipalitäten erheben von ihren Angehörigen Abgaben, sind durch ihre Vertreter bei der gemischten Gerichtsbarkeit zwischen Fremden und Chinesen beteiligt und üben vorkommendenfalls noch andere öffentliche Funktionen aus. Auch die chinesische Seezollverwaltung führt den Hafen von Tsingtau in der Liste der Vertragshäfen auf, und zwar als letzten in der Gruppe der „nördlichen Häfen“. Im Jahre 1901, als die Zahl der Vertragshäfen 36 betrug, waren die Einkünfte von Tsingtau mit etwas über 100000 Taels (der Kurswert des chinesischen Silbertaels wechselt stark; für die letzteren Jahre kann er im Durchschnitt zu drei Mark angenommen werden) noch sehr gering und rangierten an der dreissigsten Stelle. Sieben Jahre später waren sie bereits auf nahezu eine Millionen Taels gestiegen. Damit hatte Tsingtau den früheren Haupthandelsplatz der Provinz Schantung, das auf der Nordseite der Halbinsel gelegene, seit ca. vierzig Jahren dem Fremdenverkehr geöffnete Tschifu, schon um eine Stufe überflügelt und stand unter den chinesischen Häfen an der siebenten Stelle. Um eine falsche Vorstellung zu vermeiden, muss man hierzu freilich hinzufügen, dass die Gesamteinkünfte Chinas aus den Seezöllen 1907 gegen 34 Millionen Taels betragen, wovon Schanghai allein ein Drittel aufbrachte. Auch Tientsin, Hankau und Kanton haben noch dreimal so hohe Einkünfte als Tsingtau, das erst mit Plätzen wie Tschifu, Ningpo oder Amoy in einer Reihe rangiert. Von der grossen Handelskrise, unter der ganz Ostasien seit dem Ende des russisch-japanischen Krieges leidet, ist Tsingtau erst in letzter Zeit insofern mitgetroffen worden, als die bisherige rapide Steigerung seines Handelsverkehrs eine langsamere geworden ist. Das erscheint bedeutsam, wenn man dagegen hält, dass andere chinesische Handelsplätze zum Teil sehr starke Rückgänge zu verzeichnen gehabt haben; auf der anderen Seite muss aber auch erwogen werden, dass die geschäftlichen Verkehrsbeziehungen Tsingtaus mit dem übrigen Ostasien infolge der Jugend des Platzes noch gering entwickelt sind, und dass die Krise daher naturgemäss nach dieser Richtung hin keine grosse Wirkung ausüben konnte. Wie schnell Tsingtaus Handel gewachsen ist, mag folgende Statistik zeigen:

I. Ausfuhr.

1901/02	2,64 Millionen Dollars. ¹⁾
1902/03	4,45 „ „

¹⁾ Der Kurswert des Silberdollars in China schwankt sehr, von 2,40 Mark abwärts bis 1,72 Mark. Für den Zweck der obenstehenden Übersicht kann der Wert des Dollars im Durchschnitt zu 2 Mark angenommen werden.

1903/04	7,37	Millionen	Dollars.
1904/03	9,99	„	„
1905/06	10,39	„	„
1906/07	15,14	„	„

II. Einfuhr.

1901/02	6,73	Millionen	Dollars.
1902/03	12,82	„	„
1903/04	17,40	„	„
1904/05	22,44	„	„
1905/06	30,2	„	„
1906/07	36,45	„	„

III. Gesamthandel.

1901/02	9,37	Millionen	Dollars.
1902/03	17,27	„	„
1903/04	24,77	„	„
1904/05	32,43	„	„
1905/06	40,41	„	„
1906/07	51,59	„	„

Das Rechnungsjahr in Tsingtau läuft vom 1. Oktober bis zum 30. September. Zu Ende des Jahres 1907 betrug also der Gesamthandel Tsingtaus etwa hundert Millionen Mark: fast so viel, wie der Handel aller deutschen Kolonien in Afrika und der Südsee (unter Ausschluss der besonderen durch die Höhe der Schutztruppe bedingten Verhältnisse in Südwestafrika) zusammen genommen. Dieses Ergebnis ist bei aller Vorsicht im Urteil doch geeignet, um gewissen leichtfertigen und verständnislosen Nörgeleien, die gerade Tsingtau gegenüber im Schwange sind, die Spitze abzubrechen. Die Natur des Reiseverkehrs in Ostasien bringt es mit sich, dass europäische Reisende namentlich auf dem Seewege von Peking-Tientsin nach Schanghai und umgekehrt mit den Postdampfern der Hamburg-Amerika-Linie den Hafen von Tsingtau auf einige Stunden berühren. Dieser Aufenthalt wird meist dazu ausgenutzt, um eine schnelle Rundfahrt durch den Platz zu machen, dazu einen oder den anderen kurzen Besuch, und vielleicht noch ein Frühstück im Klub zu absolvieren. Diese „Studien“, die durch Gespräche mit zufälligen Mitreisenden an Bord vervollständigt werden, bilden dann nicht selten die Grundlage zu einem Urteil über die Tsingtauer Verhältnisse und womöglich über die gesamte Bedeutung Kiautschous für Deutschland — einem Urteil, das in seiner Oberflächlichkeit nur durch die Unverfrorenheit übertroffen werden kann, mit der diese Art von Reisenden ihre Weisheit nachher in Deutschland an den Mann zu bringen suchen. Leider ist ja innerhalb der deutschen Presse, sobald entferntere überseeische Verhältnisse in Frage kommen, die eigene Kritik zum grossen Teil immer noch eine so unsichere, dass es jenen „Kennern“ nur zu leicht gelingt, eine Zeitung, und mitunter keine unbedeutende, zu finden, die ihren Ergüssen Aufnahme gewährt, und die wirklichen Kenner und Freunde unserer überseeischen Schutzgebiete stehen dann immer von neuem vor der undankbaren Frage, ob sie solche Elaborate ihrem Schicksal überlassen oder sich die Mühe einer Widerlegung, die oft genug nicht einmal mit Dank angenommen wird, geben sollen. Für Tsingtau ist diese Art von Besuchern geradezu ein Verhängnis.

Diese kurze Skizzierung der kommerziellen Bedeutung Tsingtaus wird hinreichen, um den äusseren und inneren Unterschied in der Bedeutung des Platzes gegenüber Hongkong klar zu legen. Die Insel Hongkong ist 79 qkm gross und nicht wie Kiautschou staatsrechtlich Pachtgebiet, sondern unmittelbar britischer Besitz. Gegenüber auf dem chinesischen Festlande besitzt aber auch England ein sogenanntes Pachtgebiet, dessen Hauptort Kaulun nur durch eine ganz schmale Meerenge von der Insel getrennt ist und mit der Stadt Viktoria auf Hongkong zusammen einen einzigen Handelsplatz bildet. Das englische Pachtgebiet ist doppelt so gross als das deutsche um Tsingtau und hat mit Hongkong zusammen etwa 600 000 Einwohner, wovon 97% Chinesen, 2% Europäer und 1% Inder sind. Rein geographisch betrachtet nimmt also Hongkong zu Südchina eine ähnliche Stellung ein, wie Tsingtau zum Norden des Reiches. Wirtschaftlich ist aber seine Bedeutung eine ganz andere, weil es sich dank seiner Lage an dem wichtigsten Strahlungspunkt der ostasiatischen Handelswege zu einem Verkehrsplatz grössten Stils entwickelt hat. Die Zahl der aus- und eingehenden Schiffe im Hafen von Hongkong wird auf der ganzen Welt nur noch von London übertroffen. Dabei ist es nicht uninteressant, dass, obwohl das äussere Bild der Handelsstadt Hongkong ganz und gar ein englisch-chinesisches ist, in Wirklichkeit etwa drei Fünftel des Eigenhandels dieser englischen Kolonie in den Händen deutscher Firmen sind. Gleichzeitig ist Hongkong eines der wichtigsten Glieder in der Kette englischer Flottenstationen auf dem Wege von Europa durch das Mittelländische und Rote Meer, über Aden, Kolombo und Singapore, nach Ostasien. Es ist sehr stark befestigt, in den Forts mit den modernsten schweren Geschützen, mit Torpedobatterien an der Hafeneinfahrt, Vorkehrungen zum Minenlegen und allen anderen Mitteln der Verteidigung ausgerüstet. Hongkong ist für England eine schlechthin unentbehrliche Position für die Aufrechterhaltung seiner kommerziellen und maritimen Machtstellung in Asien. Die Aufwendungen, die für die Sicherung Hongkongs gemacht werden, sind infolgedessen so bedeutend, dass sie nicht entfernt aus den eigenen Mitteln der Kolonie gedeckt werden können, diese vielmehr nur einen prozentual nicht bedeutenden Zuschuss zu ihrem Gesamtbudget leistet.

Auch Tsingtau hat, wenn auch vergleichsweise in viel bescheidenerem Sinne als Hongkong, neben seiner wirtschaftlichen Bedeutung eine solche als Flottenstation und politischer Stützpunkt für Deutschland in Ostasien, und insofern können wir es auch unter dem Gesichtspunkt des Kolonialbesitzes betrachten. Wir müssen uns aber nach dieser Richtung ganz besonders vor einer Überschätzung hüten. Die Gefahr einer solchen liegt nahe, wenn wir an die Ideen denken, die bis vor kurzer Zeit in allen politisch interessierten Kreisen Europas über die Zukunft des chinesischen Reichs gehegt wurden. Der chinesisch-japanische Krieg 1894—95 und die Boxerunruhen hatten in Europa, wo man über die inneren Zustände des Landes und der Nation immer schlecht unterrichtet gewesen ist, die Vorstellung erzeugt, als ob China vor dem politischen Zerfall stände. Dieser Gedanke war, wie die weitere Entwicklung der Verhältnisse bald zeigen sollte, vollkommen falsch; er führte aber alle in Ostasien vorzugsweise beteiligten Mächte dazu, sich für die erwartete Eventualität bestimmte Stützpunkte auf chinesischem Gebiet zu sichern. Den Anstoss zu dieser Politik gab das Vorgehen Russlands im Norden. In Russland betrachtete eine schon gegen Ende der Regierung Alexanders III. und namentlich seit dem Regierungsantritt Nikolaus II. sehr einflussreiche Richtung womöglich ganz China, mindestens aber den Norden des Reichs bis zum Jangtse, als ein der russischen Politik in

besonderem Sinne vorbehaltenes Betätigungsgebiet. Das Schlagwort „Russlands Hand über Asien“ charakterisiert diese Politik. Einer ihrer Hauptvertreter war der Reisebegleiter des damaligen Thronfolgers Nikolaus auf seiner Reise nach Ostasien und Sibirien, Fürst Uchtomski. Die Erbauung der sibirischen Bahn, die Gründung der russisch-chinesischen Bank, deren Präsident Uchtomski wurde, das Erzwingen einer bevorrechtigten Stellung Russlands in der Mandschurei, die chinesische Ostbahn, die Gründung des Kriegshafens Port Arthur und der Handelsstadt Dalnij auf der Liautung-Halbinsel am Eingang des inneren Gelben Meeres, und einer Reihe weniger an die Öffentlichkeit gedrungener Eisenbahnpläne, wie z. B. einer russischen Linie Kiachta-Peking, ja sogar einer Schienenverbindung durch das Herz von Nordchina, vom russischen Mittelasien her durch das Tal des Weiho, und Ähnliches, zielte samt und sonders in diese selbe Richtung. Man musste darauf gefasst sein, dass Russland die erste sich bietende Gelegenheit benutzen würde, um das ganze nördliche China in sein ausschließliches Einflussgebiet zum Schaden aller übrigen Nationen zu verwandeln. Noch bevor die russische Politik ihren letzten und wichtigsten Schritt in dem Erwerb von Port Arthur tat, sah sich daher auch Deutschland genötigt, einen Fuss nach Ostasien zu setzen. Im Prinzip waren die Chinesen zweifellos darauf vorbereitet, dass die drei Mächte, die es vor den übertriebenen Ansprüchen Japans im Frieden von Schimonoseki gerettet hatten, Deutschland, Russland und Frankreich, dafür gewisse Gegenleistungen fordern würden. Formell bot die Ermordung der deutschen katholischen Missionare im Innern von Schantung im Herbst 1899 den Anlass, den Anspruch Deutschlands in der Richtung auf die Bucht von Kiautschou zu präzisieren. Beiläufig mag hier bemerkt werden, dass der alte chinesische Handelsplatz Kiautschou durch die vollständige Versandung der Mündung des Kiaufusses schon seit Jahren für den Verkehr nur noch sehr wenig in Betracht kommt, und dass daher die chinesische Stadt Kiautschou bei der Festsetzung der Grenzen des deutschen Pachtgebiets ausserhalb derselben und bei China verblieb. Es ist also im Grunde falsch, von dem Schutzgebiet Kiautschou statt Tsingtau, zu sprechen. Die deutsche Gründung Tsingtau hat ihren Namen von einem kleinen Felseiland am Eingang der Bucht erhalten, auf dem jetzt ein Leuchtturm steht. Der Name Tsingtau bedeutet soviel wie grüne Insel; in chinesischer Zeit standen an dem Platz der heutigen deutschen Stadt einige unbedeutende Dörfer, von denen eins bereits den Namen Tsingtau führte, sowie ein chinesisches Militärlager. Unmittelbar nach der Pachtung von Tsingtau erwarben auch die Franzosen auf dem gleichen Wege Kwangtschou gegenüber der Insel Hainan, in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer Kolonie Tongking, und die Engländer Weihaiwei auf der Nordseite der Schantunghalbinsel. Ausserdem erhielten sie eine bedeutende Erweiterung ihres früher sehr beschränkten Besitzes auf dem chinesischen Festlande gegenüber Hongkong. Von seiten der übrigen Nationen, namentlich der Engländer und Russen, hat man aus der Tatsache, dass Deutschland, chronologisch betrachtet, die erste Macht war, die sogenanntes „Pachtgebiet“ von China erwarb, Kapital zu schlagen versucht, um uns damit den Chinesen gegenüber in der Rolle der uranfänglichen Friedenstörer zu verdächtigen. Diese Darstellung ist, soweit sie von einigermaßen orientierten Politikern ausgeht, bewusst tendenziös und unwahr, denn sowohl Russland als auch England und Frankreich waren fest entschlossen, ihre Anwartschaft auf das vermeintliche chinesische Erbe mit voller Entschiedenheit geltend zu machen und sich die dazu nötige Position

in Ostasien auf jede Weise zu sichern. Bekanntlich hat auch Italien den Versuch gemacht, eine Pachtung von China zu erwerben: die Bai von Sanmun südlich der Mündung des Jangtsekiang, doch scheiterte der Plan an der Weigerung der Chinesen und dem Fehlen des Entschlusses auf italienischer Seite, eventuell Machtmittel dafür einzusetzen. England hat später zur Zeit des Burenkrieges sogar versucht, sich durch einen Handstreich des wichtigsten Handelsplatzes von China, Schanghai, zu bemächtigen, um, gestützt auf die Herrschaft über die Jangtsemündung, jene alte Idee des Imperialismus, die Proklamierung des gesamten Jangtsegebiets als besonderer britischer Interessenssphäre, zu verwirklichen. Unter dem Jangtsegebiet in diesem Sinne wird nach der ausdrücklichen Interpretation von Lord Beresford nicht nur das Tal des grossen Flusses selbst, sondern auch alles Land, das seine Zuflüsse durchziehen, verstanden. Nur die Festhaltung der englischen Macht durch die Buren ermöglichte es damals den übrigen Nationen, unter Vorantritt Deutschlands, den englischen Plan dadurch zu hintertreiben, dass auch andere fremde Truppen nach Schanghai gelegt und in der Folge ein Abkommen über die allgemeine Zurückziehung des fremden Militärs von Schanghai erzielt wurde.

Es liegt in der Natur der Verhältnisse begründet, dass den Interessen Deutschlands unter allen Umständen am wenigsten mit einer Zerlegung Chinas in bestimmte, den einzelnen Völkern zugewiesene politische Einflussgebiete gedient ist. Russland, Frankreich und Japan sind unmittelbare Grenznachbarn Chinas; England ist durch seine überragende Stellung zur See und durch die unmittelbare Nähe Indiens gleichfalls in einer ähnlichen Lage wie jene drei. Deutschland dagegen kann seine Flotte unmöglich in den heimischen Gewässern entbehren und vermag auf auswärtigen Stationen nur ein bescheidenes Kreuzermaterial zu unterhalten, dessen Abwesenheit die Gefechtskraft der Heimatflotte nicht wesentlich beeinträchtigt. Daraus ergibt sich, dass wir bei einer wirklichen Aufteilung Chinas unter allen Umständen am schlechtesten hätten abschneiden müssen und mehr oder minder genötigt gewesen wären, uns mit dem zu begnügen, was unsere Konkurrenten uns gutwillig zu überlassen willens waren. Wie wenig dabei auf freundschaftliche Behandlung zu rechnen war, beweist unter anderem der scharfe, nur missmutig fallen gelassene Protest Russlands gegen die Pachtung des Kiautschougebietes, weil dieses zu weit nach Norden, d. h. innerhalb der von Russland beanspruchten Interessenszone, läge! Es liegt also auf der Hand, wie wenig wir daran denken konnten, in Wirklichkeit die Initiative zu der vor einem Jahrzehnt vermeintlich bevorstehenden Zerstückelung Chinas zu ergreifen. Es war im Gegenteil nur die Einsicht in die Pläne der andern, die uns dazu nötigte, wenn wir nicht überhaupt an die Wand gedrückt werden wollten, uns für alle bevorstehenden Eventualitäten gleichfalls einen Stützpunkt zu sichern. Jetzt haben die Ereignisse selbst alle beteiligten Nationen gelehrt, wie voreilig der Gedanke an den Zerfall Chinas war. China ist im Gegenteil in eine Periode entschiedener und kräftiger Regeneration auf dem Wege der Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur eingetreten, und das politische Selbstbewusstsein und staatliche Einheitgefühl der Chinesen, das noch im Kriege mit Japan so wenig vorhanden zu sein schien, dass die Südchinesen sich offen über die Misserfolge Lihungtschangs gegen die Japaner freuten, hat sich seitdem in einem ganz erstaunlich positiven Sinne entwickelt. Gewiss sind sehr grosse Unterschiede zwischen den einzelnen Reichsteilen Chinas vorhanden. Diese Unterschiede sind allein in sprachlicher Beziehung so gross, dass sprach-

wissenschaftliche Kenner des Chinesischen überhaupt nicht mehr von verschiedenen Dialekten, sondern von verschiedenen Sprachen in China reden, die einander so fern ständen, wie z. B. das Deutsche und die skandinavischen Sprachen. Schon bei Reisen aus einer Provinz in die andere entstehen unter den Chinesen selbst mitunter erhebliche Schwierigkeiten der Verständigung, wenn sich auch grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen dem Nordchinesischen auf der einen und dem Südchinesischen auf der anderen Seite zeigen sollen. Das politische Einheitsgefühl der gesamten chinesischen Nation ist aber unter dem Einfluss des überwältigenden Beispiels der Japaner, die sich durch Annahme der technischen abendländischen Kultur den Russen überlegen erwiesen haben, ein so starkes geworden, dass der innere Zusammenhalt Chinas und seine Geschlossenheit gegenüber allen fremden Abbröckelungsversuchen nicht weiter in Frage kommen. Wenn China, was keineswegs unmöglich ist, innerhalb der nächsten Zukunft trotzdem noch schwere Erschütterungen durchmachen sollte, so werden sich diese weniger aus der Verschiedenheit der Landschaften und der Bevölkerung ergeben, als aus dem inneren Gegensatz zwischen dem nationalen Chinesentum und der in weiten Kreisen als Fremdherrschaft empfundenen Mandschu-Dynastie. Die Mandschus haben um die Mitte des 17. Jahrhunderts China eingenommen und die letzte national-chinesische Dynastie der Mingkaiser, die sie ursprünglich als Hilfstruppen in inneren Kriegen herbeigerufen hatten, vertrieben. Seitdem herrschte eine strenge Scheidung zwischen Chinesen und Mandschus. Allerdings haben sich die Mandschus im Laufe ihrer zweieinhalbhundertjährigen Herrschaft sprachlich und kulturell den Chinesen assimiliert, aber der Hof, der hohe Adel und die Mitgliedschaft der höchsten Zentralbehörden in Peking sind von Anfang an bis in die Gegenwart teils ausschliesslich, teils überwiegend eine Domäne der Mandschus geblieben. Heiraten zwischen Chinesen und Mandschus sind bis in die letzten Jahre hinein verboten gewesen und in allen Teilen des Reiches bestanden die Mandschugarnisonen in besonderen Quartieren gewisser Städte, deren Angehörigen samt ihren Familien staatlicher Unterhalt gereicht wurde. Erst die jetzt verstorbene Kaiserin-Regentin hat versucht, durch verschiedene Edikte, durch Freigabe der Ehe zwischen Mandschus und Chinesen, durch verstärkte Berufung von Chinesen in den Staatsrat und dergleichen, den inneren Ausgleich zwischen beiden Teilen herbeizuführen. Es lässt sich noch nicht absehen, ob der jüngste Thronwechsel, der schwerlich auf rein natürliche Weise zustande gekommen sein wird, nicht auch eine erneute Betonung der Mandschuvorherrschaft im Gefolge haben wird. Eine andere Quelle innerer Krisen kann für China der Gegensatz zwischen den liberalen, zum Teil ultraradikalen Reformern und dem konservativen Altchinesentum werden. Über diese Dinge ist es mir aber an dieser Stelle nicht möglich, innerhalb des gegebenen Rahmens ausführlicher zu handeln, und ich bitte, hierfür auf meine jüngsten Veröffentlichungen in den Preussischen Jahrbüchern verweisen zu dürfen.

Wie wir sehen, ergibt sich also deutlich genug, dass unseren Interessen mit der staatlichen und nationalen Konsolidierung Chinas besser und aufrichtiger gedient ist, als das bei irgend einer anderen der in Ostasien beteiligten Grossmächte, mit Ausnahme der Amerikaner, der Fall sein kann. Weil wir in Ostasien die geringsten Machtmittel einsetzen können, so fahren wir dort am besten, wenn China innerlich und äusserlich soweit erstarkt, dass es allen fremden Mächten gegenüber gleichmässig seine politische und wirtschaftliche Autonomie wahren kann. Nur auf diesem Wege ist es

möglich, dass der Grundsatz der „offenen Tür“ und des gleichen Rechts für alle hinreichend gewahrt bleibt. Trotzdem wäre es aber ein grosser Fehler, wenn wir, wie von verschiedenen Seiten angeregt worden ist, den Chinesen nunmehr Tsingtau gegen Ersatz der aufgewandten Kosten einfach zurückgeben wollten. Erstens werden das weder die Japaner mit Port Arthur, noch die Engländer mit Weiheiwei, noch die Franzosen mit Kwangtschou tun. Soll die Rückgabe fremden Pachtgebietes an China ernsthaft in Frage kommen, so kann das nur in dem Falle geschehen, dass alle beteiligten Mächte die von ihnen besetzten Plätze wieder an China überlassen. Davon aber wird für absehbare Zeit ernsthaft nicht die Rede sein. Die Chinesen sind, wenn sie auch in anderer Beziehung zweifellos den Anspruch erheben können, ein Kulturvolk zu sein, in politischer Hinsicht insofern doch vollkommene Asiaten, als Konzessionen von ihnen immer als ein Beweis von Schwäche aufgefasst werden. Wenn also gesagt wird, wir könnten uns der moralischen Dankbarkeit Chinas versichert halten und auf eine bevorzugte Behandlung in Eisenbahnfragen und anderen wirtschaftlichen Dingen rechnen, wenn wir Kiautschou den Chinesen zurückgeben, so ist genau das Gegenteil davon richtig. Die chinesischen Politiker werden sagen: Deutschland fühlt sich nicht stark genug, den Besitz, den es sich genommen hat, auf alle Fälle zu behaupten, darum gibt es ihn uns zurück. Folglich ist es überhaupt nicht stark genug, seine Interessen in Ostasien in ähnlicher Weise wie Russen, Engländer, Franzosen und Japaner zu verteidigen, folglich brauchen wir auf seine Wünsche, sei es nach welcher Richtung auch immer, weniger Rücksicht zu nehmen, als auf diejenigen der anderen Nationen. Abgesehen von dieser politisch-psychologischen Motivierung kommt aber auch noch die weitere Erwägung in Frage, dass kein Mensch imstande ist, vorauszusagen, welche politische Entwicklung die Verhältnisse in Ostasien in Zukunft nehmen werden, und ob es für uns unter Umständen nicht von der höchsten Bedeutung sein kann, im Streit der Mächte, sei es untereinander, sei es mit den Chinesen, ein Objekt wie Tsingtau in der Hand zu haben. Tsingtau kann einmal auch politisch von hoher Wichtigkeit für uns werden. Einweilen ist seine wirtschaftliche Bedeutung als „Vertrags-hafen“ unter deutscher Kontrolle, als Ausgangspunkt der mit deutschem Kapital gebauten Schantungsbahn und als zukünftiger Kohlenplatz für einen grossen Teil Ostasiens — die Bergwerke der deutschen Schantung-Bergbaugesellschaft nehmen neuerdings eine sehr wichtige Entwicklung — die grössere.

In politischer Beziehung kann unsere gegenwärtige Stellung in Ostasien am ehesten dahin charakterisiert werden, dass es unsere Aufgabe ist, China gegenüber so eindrucksvoll wie möglich die Tatsache zur Geltung zu bringen, dass, weil wir unter allen grossen Nationen diejenige sind, die das aufrichtigste Interesse nicht nur an der wirtschaftlichen, sondern auch an der politischen Erstarkung und Selbständigkeit der Chinesen hat, die chinesische Regierung und das chinesische Volk aus diesem Grunde uns gegenüber in jeder Beziehung weniger ängstlich mit der Anknüpfung von Verbindungen und der Gewährung von Konzessionen zu sein brauchen. Wenn der gebildete Chinese von den auswärtigen Völkern spricht, so unterscheidet er auf der einen Seite die „sechs Mächte“, auf der anderen die kleinen Nationen. Die sechs Mächte sind Russland, England, Frankreich, Deutschland, Nordamerika und Japan. Von diesen Staaten hat wenigstens die obere Schicht des Chinesentums eine gewisse Vorstellung. Es sind diejenigen, auf die nach chinesischer Auffassung politische Rücksichten ge-

nommen werden müssen. Alles übrige in Europa und Amerika verschwimmt in einer gemeinsamen, politisch bedeutungslosen Unbestimmtheit. Unter den sechs Mächten verfolgen die ausgesprochenste Chinapolitik Russland, Frankreich und Japan. Russlands Absichten gingen, wie wir sahen, ursprünglich auf das politische Protektorat und die wirtschaftliche Monopolisierung mindestens für ganz Nordchina. Frankreich erstrebt von Tongking aus einen ausgesprochenen politischen Einfluss in Südchina, namentlich in den Provinzen Yünnan, Kwangsi und Kwangtung. Es ist ein lebhafter Wunsch der französischen Politik, dieses grosse Gebiet ganz oder zum Teil in ähnlicher Weise dem französischen Einfluss zu unterwerfen, wie es den Russen seinerzeit in der Mandschurei gelungen war. Japan verfolgt weniger das Ziel, nach dem Erwerb von Port Arthur und Dalnij noch weiteres chinesisches Gebiet direkt zu annektieren, als vielmehr die gesamte chinesische Politik den japanischen Interessen dienstbar zu machen. Es möchte den massgebenden Einfluss auf die Modernisierung der chinesischen Truppen gewinnen, es möchte seine Vertrauenspersonen in der Pekingener Zentralregierung haben, und es möchte vor allen Dingen eine solche innerpolitische Konstellation in China schaffen, dass entweder die gegenwärtige Mandschu-Dynastie sich ihm als dem Beschützer gegen die nationale Revolution in die Arme wirft oder die chinesischen Revolutionäre, um siegen zu können, für japanische Hilfe einen entscheidenden politischen Preis zahlen. Auf welchem von beiden Wegen ihr Einfluss in China massgebend gemacht werden kann, wird der japanischen Politik prinzipiell gleichgültig sein. England hat einmal den Versuch gemacht, durch den Schanghai-Handstreich eine politische Vorzugsstellung im Jangtsebecken einzuleiten. Es hat diesen Weg unter den veränderten Verhältnissen wieder aufgegeben und bemüht sich jetzt, China gegenüber in der Rolle des zugleich mächtigsten und uneigennützigsten Freundes zu erscheinen, der vor allen anderen imstande ist, die Unabhängigkeit Chinas zu garantieren. Bei diesem Streben kommt der englischen Politik natürlich der grosse Einfluss des englischen Wesens, der angelsächsischen Sprache und Kultur, dem indirekt auch alle amerikanischen Unternehmungen in China dienen müssen, und das weit verzweigte Netz der anglo-amerikanischen Missionen und Missionschulen zugute. Wollen wir ähnliches erreichen, wie die Engländer, so müssen auch wir uns klar machen, dass auch für uns der sicherste Weg zur dauernden Beeinflussung Chinas durch die deutsche Kultur über die deutsch-chinesische Schule geht. In dieser Beziehung geschehen jetzt ja auch amtliche Schritte durch die Gründung einer deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau. Amerika ist gleich Deutschland in China nicht so sehr politisch wie wirtschaftlich interessiert. Es braucht den chinesischen Markt für seine Industrie, für sein Petroleum, seine Eisenwaren, Maschinen und Gewebe. Diesem Ziele, der Eroberung des chinesischen Marktes für die amerikanische Ware, streben die Amerikaner mit bewunderungswürdiger Energie und mit grossem Verständnis für die richtige Auswahl der Mittel nach. Jeder amerikanische Konsul in China weiss, dass seine Beförderung, abgesehen vom Partei- und Begünstigungswesen, zu Hause allein davon abhängt, welche praktischen Erfolge die Tätigkeit, die er in seinem Konsularbezirk ausübt, die Informationen und Winke, die er sendet, die Propaganda, die er macht, für die Erhöhung der amerikanischen Wareneinfuhr an dieser Stelle bedeuten. Es wäre nützlich, wenn auch in unserem Konsulatswesen einmal dieser Massstab für Beförderungen und für Vergünstigungen angewendet würde.

Handelswirtschaftlich sind die Aussichten Deutschlands in China für

den gegenwärtig noch wichtigsten Einfuhrartikel, baumwollene Gewebe und Garne, leider nicht günstig. Die englische Industrie hat durch ihre besondere Technik und durch andere Vorteile, die teils in der Natur der Verhältnisse liegen, teils in dem besseren Zusammenarbeiten zwischen Industrie und Banken in England ihren Grund haben, einen kaum je einzuholenden Vorsprung auf diesem Gebiet. Dagegen sind die Aussichten gut für unsere elektrische Industrie, für unsere Farbwaren, für Maschinen und Lehrmittel und für die meisten Spezialartikel, in denen es auf Qualität ankommt. Leider wird von deutscher Seite nicht selten der Fehler gemacht, dass man minderwertige Dinge als gut genug für China betrachtet, oder dass man, so z. B. bei elektrischen Bestellungen, an den Installationskosten, an Ingenieurgehältern bei der Aufstellung der Maschinen und der Leitungen und an ähnlichen Dingen sparen will. Auf diese Weise ist z. B. die neuerdings eingerichtete elektrische Stadtbeleuchtung in Peking alles andere eher geworden, als eine Empfehlung für die deutsche elektrische Industrie. Dergleichen ist sehr zu bedauern, weil es den bisher unbestrittenen Ruf der Führung Deutschlands auf diesem Gebiet und der deutschen Solidität schädigt, und geeignet ist, andere Bestellungen zu den konkurrierenden Nationen, namentlich nach Amerika oder Belgien, abzulenken. Die Chinesen haben im Geschäfts- und Geldverkehr, bei Lieferungen und bei Anleihen, Europa gegenüber teilweise sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Es ist vorgekommen, dass ihnen im Vertrauen auf ihr geringeres technisches und materielles Prüfungsvermögen minderwertige Waffen, minderwertige Munition, minderwertige Bagger, minderwertiges Material verschiedenster Art zu sehr hohen Preisen und schwierigen Zahlungsbedingungen geliefert worden ist. Es galt dabei das Prinzip, aus dem einen gerade im Gange befindlichen Geschäft einen so hohen Gewinn wie möglich herauszuholen, ohne Rücksicht darauf, dass sich später bei dem Kunden Enttäuschung und Abneigung gegen den Lieferanten einstellen mussten. Ein solches Verfahren ist nicht nur moralisch, sondern auch geschäftlich höchst unklug, zumal da die Schar der Konkurrenten nur darauf wartet, sich jede Schwäche in der Position des andern nutzbar zu machen. Die Chinesen haben auch neuerdings in ihrem Beurteilungsvermögen gegenüber der Qualität der Lieferungen erhebliche Fortschritte gemacht. Sie haben ihre Vertrauensleute und Sachverständigen, die sie auf Fehler und unvorteilhafte Bedingungen aufmerksam machen, und in den höher gebildeten chinesischen Kreisen, wo die Übervorteilung durch die Europäer und die Gefahr einer wirtschaftlichen Unterwerfung Chinas unter Europa einen dauernden Gegenstand des Interesses und der Sorge bildet, wird viel und bitter über diese Dinge gesprochen. Man weiss in Europa noch kaum, dass sich in China während des letzten Jahrzehnts ein, man möchte sagen, täglich wachsendes Zeitungswesen ausgebildet hat, und dass dadurch nicht nur der enge Kreis der Regierenden und Gebildeten, sondern auch die breite Masse des Volks immer mehr und mehr in die Betätigung weiteren politischen Interesses hineingezogen wird und öffentliche Angelegenheiten mit steigender Anteilnahme, ja mit Leidenschaftlichkeit zu verfolgen anfängt. Das Verhältnis zu den Fremden ist dabei ein besonders wichtiges, allgemein interessierendes Thema, und es ist bezeichnend für diese Seite der neuen Ära in China, dass die japanische, aber auch die englische Politik sich bereits das chinesische Zeitungswesen für ihre Interessen dienstbar zu machen beginnt. Die Japaner haben es dabei vermöge ihrer allgemeinen geistigen und sprachlichen Verwandtschaft leichter, als alle übrigen Nationen. Nächst den Japanern aber ist der Engländer durch die weite Verbreitung seiner Sprache in Ostasien

und durch seine alte und stets als wirksam erprobte Gewohnheit, Politik und Geschäft durch Zeitungseinflüsse vorwärts zu bringen, im Vorteil. Leider gilt die Fähigkeit, innerhalb der Presse eines fremden Landes durch geeignete Mittel für die Interessen des eigenen zu wirken, bei unserer Auslandsvertretung immer noch nicht als ein notwendiges Erfordernis zur diplomatischen Qualifikation.

Es ist nicht uninteressant und braucht keineswegs ironisch aufgefasst zu werden, dass die Kommissare der chinesischen Regierung, die neuerdings nach den wichtigsten europäischen Staaten und nach Amerika zum Studium der dortigen Einrichtungen entsandt waren, in ihrem amtlichen Bericht an den Thron bemerken, „dass die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Deutschlands von allen europäischen Ländern am meisten annehmbar für die chinesische Geisteswelt seien“. Was den Chinesen in Deutschland von ihrem Standpunkt aus gewissermassen mit ihrer Heimat wesensverwandt erschien, ist nicht nur unsere zum Teil stark formalistische äussere Regelung der sozialen Verhältnisse, sondern auch der allgemeine Sinn der Nation für staatliche Ordnung, und die Bereitwilligkeit, sich öffentlichen Organisationen einzupassen, die bei uns in der Tat stärker als anderswo, namentlich stärker als bei den romanischen und slavischen Völkern, vorhanden ist. Dieses Prinzip scheint wenig mit den zu erstrebenden wirtschaftlichen Fortschritten und Erfolgen in Ostasien zu tun zu haben, aber es kann, wie leicht zu sehen ist, trotzdem in dem Sinne fruchtbar werden, dass China bei den im Gange befindlichen politischen Reformen sich Deutschland vorzugsweise zum Muster nimmt und mit der deutschen Geisteswelt in nähere Beziehungen als bisher zu treten versucht. Die wichtigste Vorbedingung dafür ist aber eine solche Haltung unsrer gesamten ostasiatischen Politik, dass das Vertrauen zu unserer Uneigennützigkeit bei den Chinesen gepflegt und gestärkt wird. Da die tatsächliche politische Lage, was uns betrifft, durchaus auf den entsprechenden Voraussetzungen ruht, so handelt es sich hier im wesentlichen um die Frage, ob unsere diplomatische Vertretung in China geschickt genug ist, die nützlichen Tatsachen kräftig zu unterstreichen und gegnerische Verdunklungs- und Durchkreuzungsversuche unschädlich zu machen.

Die Einwirkung der deutschen Herrschaft auf die Schwarzen in Ostafrika.

Von Oberstleutnant z. D. Richelmann.

Die Entwicklung unserer afrikanischen Schutzgebiete, insonderheit Ostafrikas, ist in den letzten Jahren in ein Stadium energischerer, zielbewussterer Förderung getreten, und die segensreichen Folgen liegen so klar zutage, dass selbst eine missgünstige Kritik den vielfach geradezu grossartigen Fortschritt wohl oder übel zugeben muss. Die Darlegungen des Herrn Staatssekretärs Exz. Dernburg stellten das erst kürzlich in dankenswertester Weise fest, und wer mit einigen Vorkenntnissen ausgestattet unser Deutsch-Ostafrika heutzutage bereist, die Dinge draussen nicht einmal mit Vorliebe, sondern nur vorurteilsfrei betrachtet, dem drängt sich mit packender Gewalt die Überzeugung auf: Ostafrika ist ein ungemein entwickelfähiges Gebiet, ein Land, das einer schönen, für afrikanische Verhältnisse vielleicht sogar grossen Zukunft entgegengeht.

Mir selbst bot sich in diesem Jahre Gelegenheit, jenes Schutzgebiet, in welchem ich einst unter Wissmanns Führung gearbeitet hatte, nach achtzehnjähriger Trennung wiederzusehen. Wohl war ich dem Gang der Dinge mit Aufmerksamkeit gefolgt, wohl hegte ich weitgehende Erwartungen, aber ich muss offen bekennen: diese meine Erwartungen wurden durch das, was ich fand, doch ganz unendlich übertroffen! Wer draussen mitten in den Geschehnissen lebt, dem fallen die Fortschritte bei weiten nicht so auf als demjenigen, welcher nach langer Trennungszeit wieder mit einem Schlage, sozusagen plötzlich allem Neugeschaffenen gegenübersteht. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage: das Ostafrika von ehemals und von heutzutage ist an vielen Stellen grundverschieden, oft überhaupt nicht wieder zu erkennen. Natürlich gilt das in der ersten Linie für die Hauptplätze mit ihrer nächsten Umgebung und einige Teile des küstennahen Hinterlandes.

Tiefer im Innern sind die Veränderungen in weit geringerem Masse vorhanden, aber selbst dort gewahrt der Kenner Wandlungen, welche ihm das Urteil abnötigen: es ist deutscherseits mit Fleiss, mit sehr viel Fleiss und Verständnis gearbeitet worden.

Dass mit Fleiss gearbeitet wurde, ist eigentlich fast selbstverständlich, denn mag man über uns Deutsche urteilen wie man wolle, die Eigenschaft des Fleisses kann selbst der Missgünstigste unserem Volke nicht absprechen. Wohl aber gab es und gibt es manche, die unser Verständnis für kolonisationsarbeit bestreiten, ja sogar aus dem Munde der eigenen Stammesgenossen hört man zuweilen diesen Vorwurf. Bisweilen waren die Klagen in dieser Beziehung so laut und scheinbar so begründet, dass ich selbst als

alter Afrikaner mich oft unangenehm berührt fühlte, dass ich zu fürchten begann, es würden vielfach Fehler begangen, welche vermieden werden könnten. Besonders schien dies bezüglich der Eingeborenen der Fall zu sein, denn gerade auf diesem hochwichtigen Gebiete vernahm man aus der Kolonie selbst oft die lebhaftesten Klagen.

Die Berechtigung dieser Klagen aus der Ferne zu beurteilen, ist unendlich schwer, oft unmöglich. Um so mehr begrüßte ich es deshalb, dass mir meine Reise Gelegenheit bot, nicht nur an Ort und Stelle selbst zu hören, sondern vor allen Dingen dort mit eigenen Augen Umschau halten zu können. Um jedoch über die mannigfaltigsten Dinge ein möglichst klares Urteil zu gewinnen, wählte ich für die Heimreise einen weiten Umweg und warf dabei einen Blick in fremde, zum Teil schon alte Kolonien, z. B. Kapland, Natal und Portugisisch-Ostafrika.

Naturgemäss sind diese schon längst in Angriff genommenen Gebiete in vieler Beziehung Ostafrika voraus, denn was dort im Laufe von Jahrhunderten (Natal ausgenommen) geschaffen ist, das können wir nicht in zwei Jahrzehnten fertig bringen. Aber gerade wenn man unser junges Ostafrika mit jenen alten Besitzungen vergleicht, dann brauchen wir uns seiner wahrlich nicht zu schämen. Im Gegenteil, wir können stolz auf das sein, was unsere Landsleute in so kurzer Zeit, mit noch dazu verhältnismässig recht geringen Geldmitteln schufen.

Als ich dann, von Südafrika kommend in Daressalam an Land ging, beschäftigte mich lebhaft die Frage: wie wirst du wohl die Eingeborenen finden? Wie wird unsere deutsche Herrschaft auf sie eingewirkt haben? Manches, was ich in Artikeln der Tagespresse, aber auch in direkt an mich gelangten Mitteilungen gelesen hatte, liess mich befürchten, bei unseren schwarzen Schutzbefohlenen ähnlichen Erscheinungen zu begegnen, wie man sie schon vor Jahrzehnten in Sansibar antraf. Die schwarze Bevölkerung Sansibars galt damals schon als ein ausgesprochen unangenehmes Volkselement, welches besonders Europäern gegenüber zu Diebereien und Frechheiten geneigt sei. Ich selbst hatte seinerzeit diese Behauptung allerdings als übertrieben gefunden, aber andererseits stand es auch für mich fest, dass der vom Europäertum unberührte Schwarze des gegenüberliegenden Festlandes ein unvergleichlich besserer und brauchbarer Mensch sei.

Sollte nun wirklich die nähere Berührung mit dem Europäertum, speziell uns Deutschen, auch an der Küste und schon tiefer im Innern, wie manche Leute behaupten, ungünstig eingewirkt haben?

Nun, ich kann mich kurz fassen und sagen: meine diesbezüglichen Befürchtungen wurden schnell zerstreut. Ich fand die Eingeborenen in ihrem Benehmen den Europäern gegenüber eigentlich wenig verändert, d. h. sie sind auch heute noch bescheiden. Natürlich suchen sie bei ihren Arbeiten und Dienstleistungen möglichst viel herauszuschlagen, sie sind in dieser Beziehung vielleicht anspruchsvoller geworden, aber man sei in der Beurteilung dieses leider auch „kulturellen“ Fortschrittes gerecht und vergesse nicht, dass die Mehrzahl der Menschen, auch daheim bei uns, es liebt, genau ebenso zu handeln, was der Volkswitz mit den drastischen Worten kennzeichnet: Mitnehmen ist Christenpflicht.

Wenn ich den Neger bescheiden nenne, so meine ich damit: Er erkennt meiner Ansicht und meiner Erfahrung nach im Europäer ganz selbstverständlich und allgemein den ihn überragenden Menschen an. Gewiss kommen Ausnahmen vor, und es treten Fälle auf, in welchen der Neger es an der zu seinem eigenen Heil nötigen Achtung gegenüber dem Weissen

fehlen lässt. Aber in neunzig unter hundert solchen Fällen trifft dann den Europäer selbst eine Schuld, indem er sich eine unrichtige Handlungsweise zu Schulden kommen liess. Wer dem Eingeborenen als Herr, als wirklicher Herr gegenübertritt, d. h. als ein Mann von vornehmer, ruhiger Bestimmtheit, die zugleich das Menschentum des anderen achtet, der imponiert ihm, dem ordnet er sich unter. Wohlverstanden gilt dieser Satz nur von friedlicher, ruhiger Zeit, von welcher hier allein die Rede ist.

Es ist erstaunlich, ein wie feines Gefühl diese einfachen Menschen für vornehm und unvornehm haben. Wenn man Steppe, Wald und Gebirge durchzieht, dann sieht die Kleidung oft nicht gerade salonfähig aus, aber auch dann erkennen die Eingeborenen ebensogut wie wir selbst sehr schnell an der Art des Handelns und Sprechens, wes Geistes Kind der betreffende Europäer ist, und danach richtet sich fast ausnahmslos ihr Verhalten. Ich kann nur sagen, dass ich über das Verhalten jener Leute mir gegenüber keine Klage erheben kann, und diese meine persönlichen Wahrnehmungen wurden mir durch die Äusserungen der meisten in der Kolonie tätigen Landsleute bestätigt. Die nötige Achtung, wenn man will, der nötige Respekt, ist also nicht verloren gegangen, verschwunden ist nur die früher sehr häufige Scheu.

Wie schwer war es früher oft, mit den Leuten nur die nötigste Fühlung zu gewinnen! Der Weisse war dem Schwarzen eine ungewohnte Erscheinung, welche ihm in erster Reihe ein unbehagliches Gefühl einflösste. Wie unendlich ward uns hierdurch die Arbeit erschwert, wie habe ich es oft verwünscht, wenn ich die Dörfer leer fand, obgleich ich friedlich durchs Land zog, gerade um mit der Bewohnerschaft Verbindung zu suchen. Von solcher Scheu ist jetzt, vielleicht einzelne entlegene Landstriche ausgenommen, kaum noch die Rede.

Sehr angenehm berührte mich vor allem eins: die Leute grüssen vielfach! Von einem Zwang ist hierbei keine Spur vorhanden, es ist vielmehr ein durchaus natürlicher Vorgang. In den grösseren Städten wie z. B. Daresalam, Tanga usw. gewahrt man allerdings selten einen Gruss, das verbietet sich indessen ganz von selbst. Geht man dagegen hinaus aufs Land, dann rufen einem die Leute fast regelmässig ihr: „jambo Bwana“! (guten Tag, Herr!) zu. Geschieht es nicht, dann kann man ziemlich sicher darauf rechnen, dass Ungeschicklichkeit oder Stumpfsinn die Hand im Spiele haben, oder dass es ein „Mschensi“ (ungebildeter Mensch, Wilder) ist, mit dem man es zu tun hat. Aber auch diese Leute werden es schwerlich versäumen dem Europäer auszuweichen, auf schmalem Fusspfad sich so an den Busch zu drücken, dass er bequem vorbeigehen oder reiten kann.

Ich weiss wohl, dass es Leute gibt, die über das eben Gesagte lachen und sagen werden: „na das wäre noch besser, wenn so ein dreckiger Schwarzer mir nicht aus dem Wege ginge“, und ich selbst stimme ihm darin bei, dass der Neger dem Europäer ausweichen, dass er überhaupt seine Achtung durch solche Äusserlichkeiten zum Ausdruck bringen muss. Aber dass es geschieht, sozusagen von selbst und als ganz selbstverständlich geschieht, das muss uns trotzdem freuen, denn es ist ein Beweis dafür, wie vortrefflich die Deutschen der verschiedensten Berufsstände es verstehen die Eingeborenen zu beeinflussen.

In fremden Kolonien habe ich diese erzieherische Einwirkung, an welcher, wie gesagt, jeder einzelne beteiligt ist, ungleich weniger bemerkt und in Britisch-Ostafrika ist die eingeborene Bevölkerung sehr viel weniger angenehm. Teilweise liegt das ja an dem wesentlich anderen Menschen-

material, teilweise aber auch an der mangelnden richtigen Einwirkung. Die Engländer, denen ich übrigens gerade in Ost-Afrika uns gegenüber grosse Vorurteilsfreiheit nachrühmen muss, erkennen das selbst an, und mehr als einer sagte mir: „Ich habe am liebsten mit Leuten aus Deutsch-Ost-Afrika zu tun, die sind ganz anders, viel besser als bei uns gezogen.“

Bei dieser scheinbar nebensächlichen Sache habe ich länger verweilt, weil sie eben nur dem Laien unbedeutend erscheint, während sie für den Kenner von weittragender Bedeutung ist. In sehr vielen älteren afrikanischen Kolonien hat sich eben die eingeborene Bevölkerung in ihrem Wesen unter europäischem Einfluss in unangenehmer, ihr selbst schädlicher Weise entwickelt, wir dagegen haben in Ost-Afrika bisher diesen grossen Fehler vermieden. Brechen wir daher nicht mit dem jetzt schon bewährten Verfahren, verhätscheln wir die Menschen nicht, zu ihrem eigenen wie zu unserem Schaden. Ich betone das ganz besonders, denn es gibt, zumal hier in der Heimat, eine Strömung, welche in völliger Verkennung der wahren Sachlage darauf abzielt, die Einwirkung besonders der in den Kolonien tätigen Privatpersonen möglichst zu beschränken. Hierdurch verringert man das Ansehen der Betreffenden in den Augen der Eingeborenen, man erschwert die Arbeitsleistung, und später haben wir es bitter zu büssen. Was Reden und Federn in dieser Beziehung sündigen, das muss einst mit Blut wieder gut gemacht werden.

Ich sage das nicht nur, weil ich für uns den ausgesprochenen Herrenstandpunkt beanspruche, sondern weil ich ein aufrichtiger Freund des schwarzen Volkes bin, mit dem zu verkehren, es dabei in seinem Gefühlsleben zu beobachten für mich stets eine Freude war. Gerade deshalb aber haben mich auch zahlreiche andere Wahrnehmungen, die ich während meiner Reise machen konnte, mit Freude und Genugtuung erfüllt. Um den Wechsel, der sich vollzogen hat, leichter veranschaulichen zu können, bitte ich den Leser, mich etwas ins Land hinein zu begleiten, zunächst mit der Bahn bis hinauf nach Morogoro.

Die Gegner afrikanischer Eisenbahnbauten — heute sind diese Leute ja etwas stiller geworden — hatten früher auch behauptet, dass auf Personenverkehr, so weit Eingeborene in Frage kämen, kaum zu rechnen sei. Da hiess es mit Vorliebe: „Der Neger hat so entsetzlich viel Zeit und so wenig Geld, dass er gar nicht ans Eisenbahnfahren denkt!“ Aber siehe da, das gerade Gegenteil ist eingetreten, und die für Eingeborene bestimmte unterste Wagenklasse ist in jedem Zuge nahezu überfüllt. Obgleich zu überraschenden Marschleistungen befähigt, die ihm nicht einmal unangenehm sind, zieht der Schwarze das Fahren dem Gehen vor, und den Fahrpreis zu entrichten wird ihm auch nicht schwer. Er hat sogar stets noch einige Heller zur Verfügung, um unterwegs durch Ankauf von Esswaren die Reise zu verschönern. An den Haltestellen der Bahn gewahrt man deshalb überall Händler und Händlerinnen, welche Apfelsinen, Bananen, Mangos, Brot u. dergl. in Körben oder auf Matten zusammengeschichtet zum Verkauf anbieten.

Früher wäre das überhaupt kaum möglich gewesen, denn der auf Tauschverkehr angewiesene Handel war recht umständlich, während er nunmehr durch den Geldverkehr vereinfacht ist. Und wie schnell haben die Eingeborenen sich an das Geld gewöhnt, wie genau kennen sie den Wert der einzelnen Münzen. Das alles wurde nur möglich, weil sie es mehr und mehr gelernt haben, Geld zu verdienen, eine unmittelbare Folge unserer Einwirkung.

Als mich die Bahn durch das Land trug, war ich nicht wenig über den Wechsel erstaunt, der sich im Aussehen der Bevölkerung vollzogen hatte. Bei der Arbeit auf dem Felde sahen die Leutchen allerdings noch ebenso aus wie früher, das heisst sie tragen hierbei höchstens einen Schurz aus blauem Stoff. Früher besaßen sie jedoch überhaupt nichts anderes, heutzutage dagegen verfügt eine sehr grosse Anzahl aller derjenigen, welche mit uns Deutschen in nähere Berührung kommen, auch über bessere Gewänder. Das Kanzu (langes Hemd) der Männer, die malerische Kanga (buntgedruckte Umschlagetücher) der Weiber waren einst fast nur das Attribut der besser gestellten städtischen Bevölkerungskreise. Jetzt hat diese ungemein malerische, die Neger ausgezeichnet kleidende Tracht ihren Einzug auch draussen im Lande, in den Dörfern gehalten.

In Morogoro, dem Endpunkte der Bahn — 230 Kilometer von der Küste — trat mir der ganze Wechsel so recht augenfällig entgegen. Wie gewaltig war der Unterschied zwischen jener Bevölkerungsschicht, die mit uns Deutschen in ständiger Berührung steht, und den aus entlegenen Gebieten Kommenden! Die ersteren gut gekleidet, in bestem Ernährungszustand, die anderen mässig, sehr mässig in der Kleidung und leider oft genug auch mangelhaft ernährt. Ich hatte besonders gute Gelegenheit, das zu beobachten, begann doch damals der Weiterbau der Eisenbahnstrecke. Infolgedessen waren tausende von Männern herbeigeströmt, um Arbeit zu suchen, denn die einfache, rein mechanische Arbeit, bei welcher man nicht besonders aufpassen und nicht zu denken braucht, ist dem Neger besonders sympathisch, soweit ihm Arbeit überhaupt sympathisch sein kann. Dass dem so ist, darüber soll man jedoch nicht die Nase rümpfen, nein man soll sich darüber freuen, ist es doch der erste Ansatz zur Weiterbildung.

Ein solcher Anfang war auch bei den noch ziemlich scheuen Bewohnern des Uluguru-Gebirges, den Waluguru zu erkennen. Dieselben hatten in ihrem Feldebau einen ersten Schritt vorwärts getan, indem sie im kühlen Höhenklima dazu übergingen, neben den Bataten auch europäische Kartoffeln zu ziehen. Der Bezirksamtman von Morogoro, Herr Lamprecht, ein ebenso feiner Beobachter, wie ruhig aber rastlos schaffender Herr, machte mich speziell darauf aufmerksam, und er hatte recht, sich dieses Umschwungs zu freuen. Allerdings bauen die Waluguru diese Kartoffeln vorläufig nur für ihren eigenen Bedarf, in den Handel bringen sie dieselben noch nicht, das wird sich indessen später ganz von selber finden.

Fiel mir der Fortschritt der Eingeborenenkulturen schon bei der Fahrt nach Morogoro und in der Umgegend dieses Ortes auf, so war dies in anderen Gebieten in noch weit höherem Masse der Fall und zwar besonders in jenen Landstrichen, die ich von früher her gründlichst kannte. Meine einstige Station Bagamoyo zeigte allerdings wenig Leben, der Handel ist wesentlich zurückgegangen, aber wie erstaunte ich über den Fortschritt im Feldebau. Bagamoyos Hinterland ist von der Natur keineswegs ärmlich bedacht, ich hatte mich als Stationschef eifrig bemüht die Bewohner zu regerer Feldarbeit, besonders zum Anbau von Reis zu bringen. Reis ist die Lieblingsspeise der gesamten Küstenbevölkerung, aber trotzdem blieben meine damaligen Bemühungen ohne jeden Erfolg. Als ich jetzt hinausritt, um die Stelle wieder zu sehen, an der einst Buschiris festes Lager stand, durch dessen glänzende Erstürmung Wissmann den ersten Grundstein zur festen Begründung der deutschen Herrschaft legte, wie staunte ich da über das, was ich sah! Wo einst auf feuchtem Grunde nur nutzloses Savannengras grünte,

da wogten vor meinen Augen ausgedehnte Reisfelder. Und wie freuten sich meine Begleiter, der liebenswürdige Bezirksamtman Dr. Humann und einige andere Herren über dieses Erstaunen eines alten Afrikaners. Ja, ja, was uns allen Wissmannleuten einst schon vor Augen stand, was wir, von manchem Philister und Bierbankpolitiker daheim belächelt, prophezeiten und erstrebten, das fängt jetzt durch rastlose, vorbildliche deutsche Einwirkung an zur Wirklichkeit zu werden.

Durch Kulturen sowohl, als durch die herangewachsenen Bäume — Kokospalmen und fruchtspendende Mangobäume — hatte sich die Gegend so verändert, dass ich mich, ganz offen gestanden, nicht zurecht fand, und Herr Dr. Humann liess einen alten Jumben (Dorfhauptling) rufen, der uns nähere Auskunft erteilen sollte. Der Alte wusste vortrefflich Bescheid, und als er merkte, dass uns sein Erzählen gefiel, da ging er ganz aus sich heraus, und zeigte uns haarscharf, wo die Umwallung des Lagers, wo Buschiris Haus, die festen Tore, alten Geschütze und dergleichen gestanden hatten. Diese Angaben waren, wie ich aus eigener Anschauung wusste, richtig, so genau konnte das aber nur der wissen, der selbst im Lager gewesen war. Als ich ihm dies jedoch sagte, bekam er einen ziemlichen Schreck und beteuerte sofort: „O nein ich war nicht mit im Lager, ich war nach Sansibar geflohen“. Natürlich! denn misstrauisch wie die Schwarzen sind, fürchtete der Biedermann, man könnte ihm jetzt noch etwas am Zeuge flicken. Daran dachte natürlich keiner, im Gegenteil, ich habe dem einstmaligem Gegner kräftig die Hand geschüttelt, warum auch nicht? Dass er zu jener Zeit zu seinen arabischen Herren hielt, dass er mit ihnen gegen uns gefochten, tapfer gefochten hatte, gefiel mir an ihm.

Je mehr ich im Lande Umschau hielt, um so mehr wuchs mein Staunen: Hinter Tanga, bis weit ins Innere hinein, Kulturland, Plantage bei Plantage. Wo aber zwischen den Plantagen freies Land blieb, da gewahrt man Felder der Eingeborenen, und wie sehen diese Felder jetzt aus! Einst unregelmässig begrenzt, höchst mässig bepflanzt, sind sie nunmehr gradlinig abgesteckt und im allgemeinen sorgfältig gepflegt. Wer den indolenten Küstener von altersher kennt, nur der begreift, was für ein Fortschritt das ist.

Und dann oben in Usambaras herrlichem kühlen Berglande, was bekam ich da wieder zu sehen! die stets friedfertigen, aber deshalb doppelt scheuen Waschambaa haben sich an regelmässige Arbeit beim Europäer gewöhnt. Allerdings hat hier ein gewisser Druck zum Ziele führen müssen. Das Bezirksamt führte einen Arbeitszwang ein, durch welchen sie genötigt sind in 4 Monaten immer je 30 Tage bei einem Europäer zu arbeiten, natürlich gegen entsprechenden Lohn. Jeder Arbeitstag wird dann in eine Karte, die der Eingeborene in Händen hat, eingetragen. Da die Leute diese Arbeitszeit nach eigenem Ermessen ableisten können, so sind sie in bezug auf ihre Freiheit nur wenig beschränkt. Der jetzige Staatssekretär Exz. Dernburg hat diese Einrichtung während seiner Reise geprüft und mit klarem Blick ihre Vortrefflichkeit erkannt. Wir haben es hier nicht mit einem selbstsüchtigen Arbeitszwang, sondern mit einer segensreichen Massnahme zu tun. Auch in einem von der Natur so reich gesegnetem Lande wie Usambara kommen doch ab und zu Missernten vor. Traten solche ein, so nagte früher die Bevölkerung am Hungertuche, während sie nunmehr gerade durch die Arbeit beim Europäer vor Elend geschützt bleibt.

Was sich in Usambara so glänzend bewährt, das kann man nun freilich nicht verallgemeinern, es muss vielmehr in den verschiedenen Landschaften und entsprechend den oft ganz anders gearteten Menschen auch

anders gehandelt werden. Aber gerade das habe ich auch wahrgenommen: Es wird dort draussen von unseren Landsleuten keineswegs so schematisch verfahren, als man daheim häufig glaubt. Wie geschickt und den verschiedenartigsten Verhältnissen angepasst deutscherseits gearbeitet wird, das hatte ich schon nach kurzer Zeit einsehen und erkennen lernen, aber nirgends kam es für mich augenfälliger zutage als in den küstenfernen Uferlandschaften am Viktoria-See. Das erst von uns Deutschen geschaffene Muansa ist jetzt schon ein blühender Handelsplatz, und die klare Besonnenheit des dort waltenden Regierungsrats Gunzert, die Tätigkeit der Kaufleute verbürgen es, dass die Entwicklung des Landes, welche dort mehr als anderwärts durch die Arbeit der Eingeborenen eingetreten ist, nicht ins Stocken gerät. In Muansa ist die Zahl unserer Landsleute bereit ziemlich beträchtlich, in der Residentur Bukoba dagegen findet man erst sehr, sehr wenige Europäer, und doch wie geordnet ist dort alles. Der Resident, Hauptmann von Stuemmer, ist eine kolonisationskraft ersten Ranges. Von den ihm unterstehenden Beamten, Offizieren und Unteroffizieren verständnisvoll unterstützt, hat er geradezu Erstaunliches geleistet. Ich gebe zu, dass die Verhältnisse in jenem Gebiet eigenartig günstige waren, aber diese Eigenartigkeit ist mit so hervorragendem Geschick und so zielbewusst erkannt und benutzt worden, dass ich aus dem Staunen gar nicht herauskam. Leutnant Winterer, der während meines Aufenthaltes den Residenten vertrat, versteht durchaus in seinem Sinne zu handeln. Ich kann ohne Übertreibung sagen, ich habe Augen und Ohren so weit als möglich geöffnet, um alles das in mich aufzunehmen, was es dort zu sehen und zu hören gab.

Von der mustergültig angelegten, festen Station soll hier nicht gesprochen werden, aber wie bewunderungswert erschien mir die Einwirkung auf die Eingeborenen. Es wird nicht viel regiert aber geherrscht, d. h. ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, hat der Resident es verstanden, die wirklich mächtigen Häuptlinge (dort als Sultane bezeichnet) in die Hand zu bekommen, und indem er diese beeinflusst und lenkt, leitet er die grosse Volksmasse. So möchte ich die Sache kurz kennzeichnen. Und was ist erreicht? Es sind Wege gebaut, Wege, auf denen ein Auto fahren kann — und durch wen? Durch eben jene Sultane und ihre Untertanen, und diese halten die Wege in Ordnung. Mehrfach verfügen die Sultane, sowohl in Bukoba, wohin sie sich ab und zu zur Verhandlung begeben, als in ihrem Hauptplatz über Häuser, die nach Europäerart gebaut sind, aber nicht etwa von Europäern, sondern von den Eingeborenen selbst. Daneben breiten sich Volkskulturen und Viehzucht mehr und mehr aus, kurzum es ist eine Schöpfung, die meine äussersten Erwartungen weit übertraf. Dazu ist das Volk in seinen Sitten und Bräuchen noch ursprünglich und einfach geblieben. Gerade in dieser Beziehung lässt man den Leuten, ebenso wie dies übrigens auch anderwärts geschieht, volle Freiheit. Eine durchaus kluge Handlungsweise, denn der Neger ist konservativ, hängt oft zäh am Hergebrachten, und wir haben keinen Grund, wo nicht Aufgaben kultureller und zivilisatorischer Art dazu zwingen, ihnen lästige, vielleicht auch unverständliche Neuerungen aufzudrängen.

Denke ich an das zurück, was ich in Ost-Afrika nach 18jähriger Abwesenheit wiederfand, dann bin ich freudig bewegt, und wenn man mich fragt: „Wem gebührt denn das Verdienst für die günstige Entwicklung?“ Dann kann ich nur sagen: „der deutschen Gesamtheit“. Der eine hat vielleicht mehr, der andere weniger geleistet, gewiss, aber jeder trug sein Scherflein bei, der Kaufmann, der Soldat, Arzt, Beamte, Pflanzer und An-

siedler (in dieser Reihenfolge zogen die Berufsarten allmählich ins Land), sie alle haben ausgezeichnet eingewirkt, sie wirken jetzt noch und werden es auch fernerhin tun. Bisweilen hörte man schon sagen: „Ach was, wir Deutschen verstehen nicht zu kolonisieren“. Wenn mir das jemand sagen sollte, dann würde ich ihn auslachen und erwidern: „Freund, du hast keine Ahnung, ziehe hinaus und sieh dir Ost-Afrika an, sieh dir an, was dort auch jetzt schon mit dem spröden, schwierigen Material der Eingeborenen geleistet wird. Und wenn du wieder heimkommst, dann wirst du sagen: Ich bin stolz auf meine Landsleute draussen und ihre kolonisationsische Leistung“.

So gross unsere Einwirkung auf die Eingeborenen aber auch jetzt schon ist, so sehr sie noch steigen mag, vor einem möchte ich dringend warnen: Vor einer Überschätzung. Wir werden die Neger auf eine höhere Kulturstufe heben, das steht ausser Frage, aber an ihrem innersten Wesen werden wir hierdurch nichts oder doch nur herzlich wenig ändern. Dieses Wesen ist dem unsrigen so fremd, die Leute sind in dieser Beziehung so anders geartet, dass wir uns leider nie voll begreifen und verstehen können. Wollen wir nicht eines Tages böse Überraschungen erleben, so müssen wir jederzeit die Augen offen halten. Der Neger, sich selbst überlassen, wird stets rückfällig, das lehrt uns die Geschichte, das zeigen uns Haiti und Liberia. Die Einwirkung und Leitung durch den Europäer darf nicht nachlassen, fest und sicher muss die leitende Hand sein, klar der Kopf, aber daneben: Warm das Herz.

Zeittafel zur Übersicht über die deutsche Kolonial- bewegung 1908.

- | | |
|-------------|--|
| 1. Januar. | Neue Hafenordnung in Tsingtau.
Eröffnung der Telegraphenstation Aruscha für den internationalen Verkehr. |
| 3. „ | Eine Bande Bondelzwarts beraubt die Farm Aussenkehr. |
| 4. „ | Kartell der deutschen Schiffahrtsgesellschaften zur Sicherung regelmässigen Verkehrs nach Afrika. |
| 6. „ | Dammköhler erreicht vom Huongolf her über Land Constantinshafen. |
| 8. „ | Eröffnung einer Postkarrenverbindung Warmbad-Ukamas. |
| 10. „ | Hinrichtung der Mörder des Sanitätsunteroffiziers Brückner in Ostafrika. |
| 11. „ | Hauptmann von Erckert bricht zur Verfolgung Simon Coppers von Windhuk nach der Kalahari auf. |
| 12. „ | Professor Hasse †, der verdienstvolle Präsident des Alldeutschen Verbandes. |
| 13. „ | Deutsch-chinesisches Übereinkommen über den Bau einer Eisenbahn von Tientsin zum Yangtse in Peking. |
| 14. „ | Letztes Urteil in dem Verfahren gegen den Gouverneur von Puttkamer. |
| 16. „ | Urteil in dem Beleidigungsprozesse Schmidt gegen Roeren.
Eröffnung des Reichstelegraphenbetriebes auf der Strecke Lüderitzbucht-Keetmannshoop. |
| 18. „ | Tagung des Flottenvereins in Kassel und Rücktritt des Präsidiums. |
| 19. „ | Überfall auf deutsche Reiter durch Simon-Copper-Hottentotten. |
| 22. „ | Urteil im Prozesse Dr. Peters gegen von Bennigsen in Köln, abgeändert am 26. 5. |
| 25. „ | Oberleutnant Grätz erreicht mit dem Automobil Udjidji. |
| 1. Februar. | von Liebert und Gen. beantragen im deutschen Reichstage die Zulassung der Deportation in die deutschen Kolonien.
Aufnahme regelmässiger Dampfschiffahrt mit deutschen Schiffen zwischen Bukoba und Ussui auf dem Viktoriasee. |
| 3. „ | Hauptmann Merker †, bekannt besonders durch sein Studium der Sitten der Massai. |
| 4. „ | Enthüllung des zur Erinnerung an die Entsetzung der Feste durch Hauptmann Franke in Omaruru erbauten Turmes. |
| 13. „ | Verhandlung über Südwestafrika im Landwirtschaftsrat in Gegenwart S. M. des Kaisers. |

14. Februar. Die Kommission des Reichsgesundheitsamtes beschliesst mit 31 gegen 1 Stimme, dass nichts dagegen spreche, dass die weisse Rasse imstande ist, unbeschadet ihrer Gesundheit und Eigenart in tropischen Hochländern zu leben und sich fortzupflanzen.
15. „ Einführung eines Ausfuhrzolls für Sisal-Pflanzgut in Ost-Afrika.
17. „ Aufhebung des Kolonialrats.
18. „ Dernburgs Programmrede in der Budgetkommission.
19. „ Gründung des Berliner Vereins für ärztliche Mission.
25. „ Rede S. Exzellenz des wirklichen Geheimrats Dr. Koch in Berlin über seine Erfahrungen in Ostafrika.
29. „ Erbohrung von Wasser in der Namib bei Garub.
1. März. Erdbeben in der Gegend des Kilimandscharo.
Die Reichswährung wird in Kamerun gesetzliches Zahlungsmittel.
3. „ Die Bahn von Otavi erreicht Grootfontein.
4. „ Verordnungen über das Trägerwesen, das Wandergewerbe und die Ausübung der Jagd in Kamerun.
5. „ Hauptmann Glauning fällt bei Muntucki in Kamerun. Er war als erfolgreicher Bezirksleiter und geographischer Forscher gleich hoch geschätzt.
6. „ Major von Simons, hervorragender Kolonialpolitiker †. Besonders verdienstvoll war seine Tätigkeit in dem Unterstützungskomitee für Südwest-Afrika.
8. „ Überfall auf deutsche Reiter bei Kubub.
Eröffnung des Antonius-Hospitals in Swakopmund.
12. „ Aufnahme des Postverkehrs nach Samoa über S. Franzisco.
Eröffnung des Bahnverkehrs nach Grootfontein.
16. „ Hauptmann von Erckert fällt im siegreichen Gefechte gegen Simon Copper. Seine Taten und sein Charakter sichern ihm ein dauerndes Andenken.
Eröffnung von Reichstelegraphenanstalten in Gross-Barmen und Osona, Südwestafrika.
20. „ Vollendung der Telegraphenlinie Mombo-Aruscha.
Einführung der Fleischschau und des Schlachtzwanges in Lome.
- 22.—25. März. Heftiger Orkan in Samoa.
25. „ Verordnung über die Bekämpfung der Tsetsefliege in Kamerun.
28. „ Rechtsanwalt Dr. Scharlach, ein bekannter Kolonialpolitiker und Vertreter der Landgesellschaften †.
—8. April. Tagung des Gouvernementsrats in Windhuk.
30. „ Hauptversammlung des deutschkolonialen Frauenbundes in Berlin.
31. „ Annahme des Etatsgesetzes mit dem Kolonialetat durch den Reichstag.
Entdeckung von Schlafkrankheit in Togo.
- Ende „ Konferenz zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in Brüssel.
1. April. Wiedereröffnung der Europäerschule in Daressalam.
Neuer Pachtvertrag über die Usambara-Bahn.
Inkrafttreten der neuen Gewerbesteuer in Ostafrika.

1. April. Auflösung der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg.
Eröffnung der ersten Missionsstation im Songu-Gebiet.
Aufhebung der Kriegsgefangenschaft der Herero.
Aufhebung der Handelssperre über Ebolowa in Kamerun.
Errichtung des Bezirksamts in Atakpame (Togo).
2. „ und 17. Februar. Vertrag über das Bergrecht zwischen der Regierung und der Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika.
Die Hamburger Bürgerschaft beschliesst die Errichtung eines Kolonialinstituts.
Protest der deutschen Wirtschaftler in Usambara gegen die amtliche Kolonialpolitik.
3. „ Stabsarzt Dr. Panse †, bekannt durch sein Studium der Tsetsekrankheit.
8. „ Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg erklärt sich zum Schutzherrn der Kolonialschule in Witzenhausen.
13. „ Amtliche Rechtfertigung des Hauptmanns Dominik gegen die Verleumdungen während des Wahlkampfes.
18. „ Unterzeichnung des Vertrages über die Grenze zwischen Kamerun und Französisch-Kongoland.
— 6. Mai. Rufiji-Expedition des Hauptmanns H. Fonck.
19. „ Grundsteinlegung zur evangelischen Kirche in Tsingtau.
21. „ Justizrat Wasserfall, der Herausgeber der ersten deutschen Zeitung in Südwestafrika und warmherzige Vertreter der deutschen Ansiedler †.
25. „ Eröffnung des Elisabethhauses in Windhuk.
„ der Station Seeheim.
„ einer Reichstelegraphenanstalt in Itsawisis, Südwestafrika.
Tagung der Kommission zur Besserung des Wildschutzes in Ostafrika in Berlin.
28. „ Eröffnung einer internationalen Konferenz über die Waffeneinfuhr nach Afrika in Brüssel.
Der deutschfeindliche Ovambohäuptling Nechale †.
3. Mai. Einrichtung der Polizeistation Noru auf den Admiralitätsinseln.
4. „ Eröffnung der Frauenschule in Witzenhausen.
5. „ bis 3. Juni. Ausstellung von Baumwollberei- tungsmaschinen in Berlin.
6. „ Errichtung einer Reichstelegraphenanstalt in Ho, Togo.
Verbot der Jagd auf Gorillas in Kamerun.
Die deutsch-portugiesische Grenzkommision zur Regelung der Südgrenze Deutsch-Ostafrikas tritt in Kionga zusammen.
7. „ Annahme der Kolonialbahn-Vorlagen im Reichstage.
8. „ Neuordnung der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten Afrikas und der Südsee durch Verordnung des Reichskanzlers.
10. „ Staatssekretär Dernburg reist nach Süd-Afrika ab.
Wiederbeginn stärkerer vulkanischer Tätigkeit auf Sawai.
11. „ Hauptmann Franke unternimmt eine diplomatische Reise in das Ovamboland.
17. „ Abreise der Hamburger Südsee-Expedition.

19. Mai. Eröffnung einer internationalen Telegraphenanstalt in Mkumbara.
20. „ Neuer Zolltarif in Südwest-Afrika.
23. „ Gründung der deutschen Südsee-Phosphat-Aktiengesellschaft.
23. „ Genehmigung der neuen Statuten der deutschen Kolonialgesellschaft durch Allerhöchsten Erlass.
25. „ Stabsarzt Dr. Stephan, Leiter einer Südseeexpedition und bekannter Ethnologe †.
28. „ Eröffnung einer Reichstelegraphenanstalt in Nyanga (Kamerun).
- Mai. Hungersnot am Westufer des Viktoriasees.
1. Juni. Die Militärstation Yoko in Kamerun wird Regierungsstation. Station Lolodorf wird aufgelöst.
- 1—4. Juni. Errichtung einer Reichstelegraphenstation in Seeheim. Internationaler Baumwollkongress in Paris.
2. „ Eröffnung des Kolonialkongresses in Paris.
- „ Abschluss des Vertrages über die Fortsetzung der Bagdadbahn.
5. „ Staatssekretär Dernburg in Kapstadt.
5. „ Eröffnung der Reichstelegraphenanstalten auf Farm Voigtland und Hohewarte.
6. „ Beginn des Eisenbahnbaus von Morogoro nach Tabora.
7. „ Exzellenz Dernburg in Natal.
9. „ Erster Jahr- und Viehmarkt in Keetmanshoop.
- 10.—13. Juni. Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft in Bremen.
11. Juni. Rückkehr des Gouverneurs Rechenberg nach Daressalam.
14. „ Enthüllung des Wissmann-Denkmal in Weissenbach in Kärnten.
18. „ Hauptmann Frankes Rückkunft nach Ontjo nach erfolgreicher Durchführung seines Auftrages im Ovambolande.
19. „ Staatssekretär Dernburg in Transvaal.
21. „ Die Bahn erreicht Keetmanshoop, Eröffnung des Betriebes.
- „ Verbot der Vieheinfuhr nach S.-W.-Afrika aus Rhodesia, Britisch-Betschuanenland und Angola.
- „ Staatssekretär Dernburg vereinbart in Pietermaritzburg mit dem High Commissioner von Britisch-Südafrika gemeinsame Massnahmen gegen die Grenzüberläufer.
23. „ Die englische Regierung erklärt, Walfischbai niemals verkaufen oder verpachten zu wollen.
27. „ Diamantfund in Kotmanskop bei Station Grasplatz nahe Lüderitzbucht.
30. „ Heimkehr des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg von seiner grossen Forschungsreise.
1. Juli. Ausdehnung der Deutschen Kolonial-Briefportosätze auf China.
2. „ Erteilung der Konzession zum Abbau von Phosphatlagern auf Angaur und Pilitju in der Südsee.
3. „ Eröffnung des Charlottekrankenhauses in Lome.
4. „ 10jähriges Jubiläum der Deutschen Kolonialschule.
10. „ Ihre Hoheit die Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, die hochherzige Förderin aller wohltätigen Bestrebungen für die Kolonien †.

12. Juli. Generalversammlung der Wirtschaftlichen Vereinigung am Kilimandscharo.
15. „ Im Schutzgebiete Neu-Guinea tritt die neue Zollverordnung vom 10. Juni in Kraft.
17. „ Das Parlament von Natal verbietet die Erteilung von Handelskonzessionen an Inder.
18. „ Südwestafrikanische Turner werden auf dem Turnfeste in Frankfurt a. M. begrüsst.
- 19.—24. Juli. Durchquerung der Insel Bougainville durch Professor Sapper und Gouverneur Dr. Hahl.
20. Juli. Eröffnung des Gouvernementsrates in Daressalam.
21. „ Errichtung einer Reichstelegraphenanstalt in Kanus, S.-W.-A.
21. „ Staatssekretär Dernburg in Keetmanshoop. Übergabe der Bahn zum öffentlichen Verkehr.
22. „ Vertrag über die Postdampfschiffsverbindung mit Neu-Guinea.
22. „ Vereinbarung über das Verbot der Einfuhr von Waffen, Munition und Schiesspulver nach einer Zone Westafrikas, einschliesslich Kamerun.
24. „ Ihre Majestät die Kaiserin besucht die Kolonialschule in Witzenhausen.
25. „ Staatssekretär Dernburg besichtigt Lüderitzbucht und das Diamantenfeld.
26. „ Enthüllung des Denkmals für die Marinetruppen in Swakopmund.
27. „ Ankunft der Deutschen aerologischen Expedition des Prof. Bersu am Viktoriasee.
29. „ Ausscheiden der Deutschen Mitglieder aus dem Direktorium der South African Territories-Gesellschaft.
1. August. Oberstleutnant von Estorff verlässt S.-W.-Afrika.
3. „ Unruhen in den Landschaften Iraku, Turu und Iramba werden im Keime erstickt.
4. „ Staatssekretär Dernburg trifft in Windhuk ein.
4. „ Professor Sapper findet Kohle auf Neu-Mecklenburg.
6. „ Studienreise der Kölner Handelshochschule nach Ostafrika.
6. „ Generalversammlung des Kolonialwirtschaftlichen Instituts.
6. „ Abreise der Expedition Fülleborn von Simpsonhafen nach den Mathias-Inseln.
9. „ Abreise der Grenzregulierungskommission nach Kamerun.
9. „ Eröffnung einer Reichstelegraphenanstalt in Sitsun und im Mecklenburghaus.
- 10.—19. August. Staatssekretär Dernburg bereist den Norden des Schutzgebietes.
18. August. Die Entstehung von Unruhen im Makonde-Hochland in Deutsch-Ostafrika wird bekannt; ihre schnelle Unterdrückung ist am 21. beendet.
21. „ Die Brüsseler Kammer beschliesst die Übernahme des Kongostaates durch Belgien.
21. „ Staatssekretär Dernburg schildert in einer Abschiedsrede in Swakopmund seine Reiseindrücke.
22. „ Staatssekretär Dernburg und der Quellenfinder Landrat von Uslar verlassen S.-W.-Afrika.

27. August. Der Gouverneur wiederholt das Verbot des Reisens im Ovambolande.
2. September. Der Oberhäuptling von Duala Manga Bell †.
3. „ Generalversammlung des Wirtschaftlichen Verbandes der Nordbezirke in Tanga.
Ausstellung von Arbeiten der Missionszöglinge in Wugu, Westusambara.
4. „ Enthüllung des Wissmanddenkmals in Lauterbach.
Die Expedition Sapper-Friederici tritt die Rückreise von Herbertshöhe aus an.
5. „ Unterstaatssekretär von Lindequist reist nach Ostafrika zum Studium der Besiedlungsfähigkeit der Hochländer.
Gouverneur von Puttkamer tritt in den Ruhestand.
Grundsteinlegung zur deutschen Schule in Maltahöhe.
Der Alldeutsche Verband empfiehlt unter anderem Versuche mit der Deportation.
Verordnung über die Ausserkurssetzung der Neuguinea-Münzen.
7. „ Eröffnung einer Reichstelegraphenanstalt in Bethanien.
Erklärung der Schürffreiheit im Gebiete der Irangi-KonzeSSION.
9. „ Der belgische Senat nimmt den Vertrag über die Abtretung des Kongostaates an.
10. „ Vereinbarung mit der Vereinigung Kameruner Pflanzer in Victoria über eine Arbeiterordnung.
13. „ Dammköhler reist nach Neu-Guinea zur Anstellung von Kulturversuchen in den neu erforschten Teilen.
- 13.—20. Sept. Internationale Kautschukausstellung in London.
16. September. Staatssekretär Dernburg nimmt die Leitung des Kolonialamtes wieder auf.
22. „ Sperrung der Schürffreiheit im Diamantengebiet.
27. „ General von Ziegner, bekannter Kolonialpolitiker in Halle a. S. †.
Regierungsrat von Branchitzsch, Erbauer von Duala und hochverdienter Bezirkshauptmann †.
1. Oktober. Wiedereröffnung des Sanatoriums Wugiri.
Einführung einer Branntweinsteuer in S.-W.-Afrika und einer Wagensteuer in Samoa.
2. „ Allerhöchster Erlass über die Ausprägung von Fünf- und Zehnhellerstücken.
- 3.—12. Oktob. Volkstümliche Kolonialausstellung in Lippstadt.
6. Oktober. Eröffnung der Schule in Okahandja.
7. „ Vereinbarung des Kolonialamtes mit der Togo-Hinterlandbahngesellschaft über die Arbeiterfrage.
10. „ Rückkehr der landeskundlichen Expedition Hassert und Thorbecke aus Kamerun.
Ausreise der Professoren Dr. Büsgen und Dr. Jentsch zur Erkundung der Holzbestände Kameruns.
10. u. 11. Oktob. Deutsches Turnfest in Swakopmund.
12. Oktober. Eröffnung der Reede von Eitape für den Auslandverkehr, Neu-Guinea.

13. Oktober. Die Bahn Seeheim—Kalkfontein eröffnet die Station Gawachab.
16. „ Der sogenannten Caprivi-Zipfel östlich vom Okavango wird gesperrt.
18. „ Oberst von Glasenapp wird an Stelle des Oberstleutnants Quade Kommandeur der Schutztruppen.
20. „ Verurteilung des in der Wahlbewegung vielgenannten Bürovorstehers Wistuba.
Eröffnung des Hamburger Kolonialinstituts.
21. „ Verordnung des Gouverneurs von Schuckmann über den Verkehr mit rohen und ungeschliffenen Diamanten.
Der Gouverneur von Schuckmann verlässt S.-W.-A. und reist nach Europa.
22. „ Gründung einer Kolonialabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft.
23. „ Pestfälle in Daressalam.
24. „ Ermordung des Farmers Dewenish in S.-W.-Afrika.
27. „ Deutsch-englisches Abkommen über die Bekämpfung der Schlafkrankheit.
28. „ Ausdehnung der Baupolizei-Ordnung auf 20 weitere Orte in S.-W.-Afrika.
29. „ Neuordnung des Münzwesens in Ostafrika.
30. „ Verordnung über die Kreditgeschäfte Eingeborener in S.-W.-afrika.
1. November. Die Ortskommandantur Swakopmund wird aufgelöst, die neue Hafenordnung tritt in Kraft.
2. „ Überreichung südwestafrikanischer Diamanten an S. M. den Kaiser durch Staatssekretär Dernburg.
5. „ Neue Jagdverordnung für D.-Ostafrika mit Geltung vom 1. Januar 1909.
6. „ Begründung einer Kolonialakademie an der Friedrich Wilhelms-Universität in Halle.
7. „ Verordnung über die Besteuerung der Wanderhändler in S.-W.-Afrika.
10. u. 11. Nov. Herbstverhandlungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees.
12. November. Ermordung von Eingeborenen durch räuberische Hottentotten.
14. „ König Leopold sanktioniert den Übergang des Kongostaates von Belgien.
15. „ Hauptmann Streitwolf reist von Gobabis in den Caprivi-Zipfel, um dort deutsche Verwaltung einzurichten.
16. „ Einweihung der evangelischen Kirche in Rehoboth.
21. „ Tagung des Gouvernementsrat in Daressalam.
22. „ Eröffnung von Angaur in der Palaugruppe für den Auslandsverkehr.
23. „ Gouverneur Dr. Solf übernimmt wieder die Leitung von Samoa.
26. „ Die Bahn Seeheim—Kalkfontein erreicht Holoog an den kleinen Karasbergen.
27. „ Unterstaatssekretär von Lindequist in Aruscha.
28. „ Auflösung des Wissmann-Denkmal-Komitees.
Gründung einer Wirtschaftlichen Vereinigung von Daressalam und Hinterland.

30. November. Erdbeben in Usambara.
2. Dezember. Vortrag des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Leipzig.
Neues Erdbeben in Usambara.
2.—8. Dez. Die Otavibahn wird durch Wolkenbrüche beschädigt.
3. Dezember. Leutnant Reuter in Kamerun fällt.
4. „ Die Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin erklärt sich für eine entschiedene Ansiedlungspolitik.
7. „ Unterstaatssekretär von Lindequist in Moschi.
9. „ Erklärung des Staatssekretärs Dernburg im Reichstage, dass er niemals Angebote auf Überlassung der Walfischbay an Deutschland gemacht habe.
10. „ Gründung einer Gesellschaft zur Erschliessung der Ebony-Mine, nordöstlich von Swakopmund in Gera-Untermhaus.
16. „ Einführung eines Ausfuhrzolls von 10% auf Diamanten in S.-W.-Afrika.
18.—20. Dez. Überfälle und Ermordung von Weissen durch Hottentotten bei Ukamas.
27. Dezember. Kampf der deutsch-englischen Grenzkommission gegen die Muntschis.
Errichtung einer Reichstelegraphenanstalt in Grootfontein.
28. „ Gründung der Kotmanskop-Diamantgesellschaft in Kapstadt.
26.—31. Dez. Exzellenz von Lindequist in Wilhelmsthal und Umgegend.

Alphabetisches Personen- und Sachregister.

A.

Acker, Pater, 119/134.
Ackerbauschulen 147.
Adabion 31.
Adamaua 35, 92, 103.
Aden 153, 155.
Adolf Friedrich zu Mecklenburg 38, 39.
Adolfhafen 60, 61.
Adventisten 113.
Afrikan St. Sh. Co. 151.
Afrikaverein, ev. 115.
Agriculture-Colleges 143, 148.
Akwastadt 90.
Albert-Edward-See 38.
Alkasom-Muntschi-Bascho-Expedition 103.
Alkohol 28, 66, 74, 76, 77, 90, 124.
Allan Line (Liverpool-Quebec-Montreal) 161.
Alldeutscher Verband 69.
Allgemeiner ev. prot. Missionsverein 118.
Alligatoren siehe Krokodile.
Aluminiumboote 99, 100.
Amani 27.
Amboina 158.
Amboland 37, 59.
Ambronn, Prof. Dr. 41.
American Board 118.
American Oeconomic-Association 6.
Aminuis 107.
Amoy 171.
Anecho 92, 93, 116.
Angaur 65.
Angola 59.
Anir 44.
Anopheles 93.
Anri ja mungu (Gottesfügung) 39.
Ansiedler 7, 8, 10, 16-18, 24, 26, 147.
Antilopen 65.
Anton, G. K. Prof. Dr. 12-29.
Anthropophagen siehe Menschenfresser.
Apia 67, 156.
Araber 26.
Arbeiter-Anwerbung in Ovambo 106.
Arbeiter, Chinesen als 21, 22.
Arbeiter-Fragen 19.
Arbeiter-Kommissare 19, 22, 23, 63, 75.
Arbeiter, Kroaten als 23.
Arbeiter-Mangel 8, 10.
Arbeiter, Schwierigkeiten, Hilfe der Regierung bei — 21.

Arbeiter-Syndikat 19.
Arbeiter-Verträge 19, 22.
Arbeitskompagnien (der Deportierten) 57.
Arbeitszwang 9, 188.
Argentinien 24.
Aristoteles 125.
Arkona 65.
Aruscha 85, 101.
Askari (farbige Soldaten in D. O. A.) siehe Militaria.
Assessorismus 136.
Atakpame 15, 61.
Atoxyl 83.
Aucland 156.
Aufstände siehe Kriege.
Auplatz 38.
Aussatz 82, 91, 94, 95.
Australian-Mail Line 67, 157.
Austral-Japan-Linie 159, 160.
Auswanderung 55, 56.
Aya Bake 34.

B.

Babinga 37.
Badja 93.
Bagida (Aussätzigenheim) 94.
Bagamoyo 26, 187.
Baja 37.
Bajele 34.
Bakogo 34, 35.
Bakteriologisches Laboratorium 82.
Balbi 44.
Bali 115.
Bamenda 33, 34, 36.
Bangassu 123.
Bania 36.
Bansso 34.
Banum 34, 50, 104, 115.
Banyo-Gaschaka-Beli (Handelsstrasse in Kamerun) 103.
Baptisten 115.
Bare 34.
Barua 103.
Bascho 36, 103.
Basler Mission 115.
Bastards 23.
Bata 128.
Batanga 151.
Batavia 158.

Bathurst 88.
 Baumwollenkultur 14, 27, 35, 64.
 Becker, Hauptmann 106/108.
 Behanzin 122.
 Beli 103.
 Bellstadt 90.
 Benadirküste 155.
 Beni 39.
 Benue 151.
 Bergbau 25, 33, 65.
 Bergelefant 38.
 Beriberi 95, 96.
 Berkè, Oberarzt Dr. 36.
 Berliner Mission 118.
 Betriebssteuer 73.
 Betschoa 104.
 Betschuanaland 24, 59, 78, 89.
 Bezirkskommandoverbände 63.
 Bezirksrat 63, 64.
 Bezirksrichter 71.
 Bezirksverbände 63.
 Bezirksverwaltung 63.
 Bielefelder Mission (früher Berlin III) 115.
 Bilharziakrankheit 85.
 Binder 36, 60.
 Biologisch-landwirtschaftliches Institut 27.
 Bischoff, F. 45.
 Bismarck 54, 77.
 Bismarckarchipel:
 Arbeiterverhältnisse 23.
 Kaffee 28.
 Kautschuk 28.
 Kunst 44.
 Missionen 117.
 Sanitätswesen 95/96.
 Schiffahrtsverbindungen 157.
 Bismarckburg 83, 84.
 Blaugrund 38.
 Bleiglanz 34.
 Bohrkolonnen 24.
 Bombay 153, 155.
 Bome 34 (Fluss in Kamerun).
 Bondels 13, 77, 106.
 Bondjo 122.
 Borassuspalmen 39.
 Bordeaux-Dahomé-Linie 151.
 Bornhardt 39, 42.
 Bougainville-Insel 44.
 Brandeis, Antonie 46.
 Braunfäule 28.
 Brazzaville 151.
 British and African St. Co. 151.
 British-India Line 153, 158.
 Brüdergemeinde 113.
 Brüsseler Antisklaverei-Akte und Konferenz 77.
 Brussaüy 36.
 Buddu 83.
 Buea 26, 83, 189.
 Büffel 65.
 Bugabu 83.
 Bugana 44.
 Bugere 83.
 Burghersdorf 88.
 Buka 44.
 Bukoba 26, 83, 189.

Bulu 116.
 Bumbide 38.
 Bumbuli 115.
 Bungtirei 35.
 Burns, Philp & Co. 158, 159.
 Buschiri 187, 188.
 Buschmänner 49, 50.
 Buschkrieg 98.
 Butam 45.
 Butterfield and Swire (Rhederei in Tsingtau) 160.

C.

Calabar 151.
 Canadian Pacific Railway Atlantic St. L. (ab Liverpool) 161.
 Caprivi 59.
 Caprivizipfel 25, 37, 59, 78.
 China:
 Arbeiter in den Kolonien 21, 22, 24, 96.
 Aufteilung 176, 177.
 Bank (Russisch-Chinesische) 176.
 Erschliessung für den Verkehr 171.
 Grundsteuer 73.
 Heiraten zwischen Mandschu und Chinesen 178.
 Krieg (Chinesisch-Japanischer) 175.
 Landerwerbsverbot 23, 24.
 Mandschu-Dynastie 178.
 Ming-Dynastie 178.
 Münzwesen 68.
 Selbstbewusstsein 177, 178.
 Sprachen 178.
 Zeitungswesen 182.
 Zollgemeinschaft 172.
 Chininprophylaxe 87, 90.
 Chiwata 102.
 Christ. Church Missionary Society 113.
 Church Mission 115.
 Cradock 88.
 Cross 34, 37, 49, 60, 78, 103, 151.
 Cunardlinie 169.

D.

Dahomé 31, 60.
 Dalny 176.
 Dampierinsel 117.
 Dankelmann, Frhr. v. 37, 42.
 Dantz, Dr., Bergassessor 42.
 Daressalam 7, 14, 63, 70, 81, 82, 84, 97, 102, 153, 184.
 Darmstädter Bank 3.
 De Aar 88.
 Denguefieber 91.
 Dennert, R. F. 50.
 Deportation 57, 58.
 Deportationsverband 58.
 Dernburg, Bernhard 1-12, 38, 53, 61, 62, 124, 134, 183 f.
 Deutschland in Ostasien 171, 182.
 Deutsch-Ostafrika:
 Adolf Friedrich-Expedition 38/39.
 Alkohol 66.
 Arbeiterfragen 19, 20.
 Ausfuhr und Einfuhr 26, 153.

- Auswanderung nach — 55.
 *Bewegung der weissen Bevölkerung 17.
 *Baumwolle 27, 64.
 Bezirkskommandoverbände 63/64.
 Bezirksräte 63/64.
 Deutsch-Russen 27.
 Distriktskommissare 20, 75.
 Eingeborene 183/190.
 Eisenbahnen 14, 15, 26, 41, 66, 67, 187.
 Elefanten 26.
 Elfenbein 26.
 Geographisches 38 f.
 Gesamthandel 26, 153.
 Gesundheitsverhältnisse
 a) der Menschen 79/85, 96 (Lepra), 127.
 b) des Viehs 85, 86.
 Grenzregulierungen 41, 60.
 Islam 26.
 Kaffeebau 26.
 Kautschuk 27.
 Kartoffelbau 187.
 Meteorologisches 41.
 Militaria 97/102.
 Mineralien 39.
 Missionen 25, 27, 113 fl.
 Münzwesen 68.
 Negerleben 40, 183—190.
 Plantagenkultur 26.
 *Rechtspflege 70 fl.
 Reichszuschuss 72.
 Reisbau 188.
 *Quellen, heisse 39.
 Schulwesen 68.
 Selbstverwaltung 63/64.
 Siedelung 17, 26.
 Steuern 73.
 Verkehrs-(Schiffahrts-)Linien 153/157.
 Viehzucht 18, 19, 26.
 Vulkanismus 39.
 Wahehe 40.
 Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft 154.
 Deutsch-Ostafrika-Linie 155, 168.
 Deutsch-Südwest-Afrika:
 Alkohol 66.
 Ambo 37, 59.
 Arbeiterfragen 23, 24.
 Ausfuhr und Einfuhr 24, 152.
 Auswanderung nach — 55.
 Bergbau 25, 65.
 Bewegung der weissen Bevölkerung 17.
 Buschmänner 48, 49, 51.
 Chinesen als Arbeiter 24.
 Diamanten 25, 37, 38, 65, 73, 76.
 Eingeborenen-Kommissare 23, 63, 75.
 Eingeborenen-Rechte 63.
 Eingeborenen-Verordnungen 58.
 Eisenbahnen 14, 15, 38, 59, 66.
 Farmerbund 56, 62/63.
 Gartenbau 25.
 Gemeindeverbände 63.
 Gemeindeweiden 25.
 Geographisches 30, 37, 38.
 Gouvernementsrat 63.
 Grossfarmen 24, 25.
 Holländische Sprache 69.
 Kleinsiedelung 25.
 Krankheiten
 a) der Menschen 87—89.
 b) des Viehs 89.
 Kreditverordnungen 76.
 Kroaten als Arbeiter 23.
 Landgesellschaften 59.
 *Militaria 106/108.
 *Meteorologisches 37.
 Mineralien 25, 37, 65.
 Missionen 25, 37, 117.
 Namensänderungen von Ortschaften 38.
 Ovambo 24, 59.
 Polizeitruppe 61.
 Rechtspflege 70 fl.
 Reichszuschuss 72.
 Sanitätswesen 86/87.
 Schiffahrtslinien 151, 153.
 Schulwesen 69.
 Selbstverwaltung 59, 62, 63.
 Siedelungsgesellsch. 25, 152.
 Steuern 73, 74.
 Strausse und Straussenzucht 37.
 Telegraphen 59.
 Teuerungszulagen 59.
 Wassererschliessung (Wünschelrute, Bohr-
 kolonnen) 24.
 Wirkungen des Aufstandes 24, 58, 59.
 Wirtschaftsleben 24.
 Deutsch-Russen 27.
 Dhau (Arabisches Fahrzeug) 153.
 Djah 151.
 Diamanten 25, 37, 38, 65, 73, 76.
 Dienstverträge 23.
 Dietrichsen, Jebesen & Co. 160.
 Distriktskommissare 20, 75.
 Dominik, Hauptmann 32.
 Dominion Line 161.
 Domvulkane 33.
 Druse (Pferdekrankheit) 92.
 Dschang 33, 34.
 Duala 33, 34, 70, 89, 91, 116, 151.
 Dume 35.
 Durchfrachtensystem 168.
 Dwykokonglomerate 37.

E.

- Ebolova 28, 61.
 Eckert, Max, Prof. Dr. 30/46.
 Ecole Coloniale d'Agriculture (Tunis) 146.
 Ecole Coloniale d'enseignement pratique
 colonial (Nogent) 146.
 Edea 61.
 Eingeborene:
 Alkoholverbot 66.
 Arbeitszwang 9.
 Buschmänner 48/49, 51.
 Dämonen- und Zauber-Vorstellungen 51.
 Dankbarkeit 52.
 Deutsch-Unterricht 112.
 Dienstverträge 23.
 Erziehung 6, 52, 111.
 Einwirkung der Deutschen-Herrschaft auf
 die E. in D.-O.-A. 183—190.
 Familienleben 50, 121.
 Gesetzgebung 74 f.

Kolonialgeographisches
 Seminar
 der Universität Leipzig.

Handwerker 115.
 Hebung (soziale und ethische) 7.
 Herrenstandpunkt der Weissen 186.
 Hottentottenlokationen 78, 108.
 Klimawechsel (für in die Ebene versetzte Bergbewohner) 21.
 Kommissare 10, 23, 63, 75.
 Kongress für die Eingeborenen-Frage 75.
 Kulturen 8, 17, 19, 20, 23, 187.
 Kunstfertigkeiten 49, 50.
 Leben, gesellschaftliches und religiöses 113 134.
 Massai 51.
 Mischehen 75.
 Missionswesen siehe Missionen.
 Negerchristen 113.
 Passpflicht 23.
 Rechtsgrundsätze und Rechtsleben 51, 70—72, 74.
 Regierungsschulen 76.
 Seelenleben 18, 47 52.
 Sprachenverhältnisse 50.
 Sudanesen 99.
 Tierversehrung 49.
 Trachten 187.
 Unberechenbarkeit 99.
 Verhalten gegen Weisse 185.
 Waffenhaltung 77.
 Weule, Negerleben in D.O.-A. 40.
 Wohlleben 9, 187.
 Einwanderung 11.
 Eisenbahnen 6, 7, 8, 12—16, 20, 23, 35, 66, 67, 108.
 Canadian Pacific Railway 161.
 Kiachta-Peking 176.
 North Pacific Railway 161.
 Schantung-Eisenbahn 162.
 Sibirische 161, 176.
 Eitapé 43.
 Ekeuland 34, 35.
 Elder, Dempster & Co. 151.
 Elefanten 26, 28, 38, 59, 65.
 Elefantenkot (Zaubermittel) 122.
 Elefantenreservate 65.
 Elisabethhafen 117.
 Elisabethhaus 87.
 Elisabeth, Königin v. England 162.
 Emin-Pascha-Expedition 38.
 Erdnüsse 26.
 Erkert 107.
 Erzberger 10.
 Erze siehe Mineralien.
 Esudan 33.
 Ethnographisches 30.
 Ewestämme 110, 116.

F.

Fabarius, E. A. Prof. 135—148.
 Fahrradsteuer 73.
 Falealupo 46.
 Familiengebräuche der Neger 50, 121.
 Farbigen Kommissare 75.
 Farmen 139.
 Farmerbund 56, 62—63.

Fetisch 48, 122, 123, 130, 133.
 Feuerproben 122.
 Ficus 117.
 Fidschiinsulaner 29.
 Fieber 81, 87, 91, 93, 95.
 Finisterre-Gebirge 44.
 Fleischmann, Max, Dr. 53—79, 147.
 Flusspferde 49, 65, 122.
 Förster, Dr. 134.
 Fonjonge 34.
 Forçades 151.
 Formosa 91.
 Frambösie 84, 90, 95, 96.
 Franke, Hauptmann 37, 59, 106.
 Frankreich (in Ostasien) 176.
 Franzisko-Sidney-Linie 161.
 Französische Kolonialschulen 146, 147.
 Freigold 25.
 Freiwillige 102.
 Freizügigkeit 23.
 Friedensrichter 71.
 Friederici Dr. 43, 44.
 Friedrich-Wilhelmshafen 43, 70.
 Fullah 34.
 Funkentelegraphie 55, 106.
 Futschan 171.

G.

Gabun 127, 150.
 Gairo 85.
 Galleriewälder 31.
 Gallus, Oberstleutnant z. D. 149—170.
 Garega 34.
 Garnisonlazarette 87.
 Gartenbau 24, 139, 140.
 Garua 104, 151.
 Gaschaka 103.
 Gaza 36.
 Gazelle-Halbinsel 45, 159.
 Gazellen 65.
 Gebührenwesen 71.
 Geflügel 91, 92.
 Gefühls-Isohypsen 43.
 Geinab 107.
 Geister 121.
 Gelbfieber 92—94.
 Gelsterhof 144.
 Gemeindeverbände 63.
 Gemeindevorsteher 71.
 Gemeindeweiden 25.
 Geographisches 30/46.
 George 88.
 Gerberakazie 18, 26.
 Gerichtstage 70.
 Geschlechtskrankheiten 84, 91, 94, 95, 96, 127.
 Gesundheitsverhältnisse in den Kolonien siehe Krankheiten.
 Gewerbesteuer 73.
 Gibeon 69.
 Giftproben 122.
 Giraffen 65.
 Glauning, Hauptmann 36, 42, 103.
 Glimmer 33, 41.
 Glossina palpalis 77, 83, 92.
 Gobabis 37.

Godeffroy, J. C. 156.
 Göhring, Hauptmann 97—102.
 Götze, Botaniker 42.
 Golderze 25, 61.
 Gorilla 65.
 Goromia 44.
 Gouvernementsrat 63.
 Graben:
 Westafrikanischer 32.
 Zentralafrikanischer 39.
 Grassalz (in Kamerun) 33.
 Greath Northern St. C. 161.
 Grenz-Fragen und -Regulierungen:
 Deutsch-Ostafrika 41, 60.
 Jola-Crossschnellen 103.
 Kamerun 35, 36, 37, 59, 60.
 Togo-Dahomé 31, 59, 60.
 Walfischbay 60.
 Grootfontein 14, 69, 70.
 Grossfarmen 24.
 Grundsteuer 73.
 Guano 24.
 Guatemala 140.
 Guillemain 33.
 Gunzert 189.
 Guttapercha 29, 43, 44, 64.

H.

Habo 31.
 Hahl, Dr. 44.
 Haifischinsel 23.
 Hainan 176.
 Halle a./S. (Kolonialakademie) 56.
 Hamburger Kolonial-Institut 145, 137, 156.
 Hamburg-Amerika-Linie 151, 160, 161.
 Hamburg-Bremen-Afrika-Linie 150.
 Handel 8, 66.
 Handwerker und -Schulen 115.
 Hankau 172.
 Hansemann-Berg 44.
 Harmattan 95.
 Hartmann, Dr. 37.
 Hassert 32.
 Hausabgabe 73.
 Hausa 34.
 Heidengottesdienst 113.
 Heidke, Dr. 37, 41.
 Heliograph 97, 101.
 Helmholtzspitze 117.
 Herbertshöhe 61, 70.
 Herero 23, 107.
 Herodot 47.
 Herrenhuter 27.
 Hohenfriedeberg 115.
 Hohenheim 147, 148.
 Hohenwarte 69.
 Holländische Kolonialschulen 146.
 Hollesley-Bay 146.
 Hongkong 171.
 Hossere 35.
 Hottentotten 23, 107, 151.
 Hottentottenlokationen 78.
 Hubert, Lucian 77.
 Hüttensteuer 9.
 Humann, Dr. 188.

I.

Jabassi 104.
 Jagdordnung 65.
 Jaluit 70, 157.
 Jaluitgesellschaft 55, 61, 157.
 Jangsekiang 172.
 Jap (Yap) 29, 46.
 Japanisch-Chinesischer Krieg 175.
 Jaunde 35, 61, 89, 91.
 Java 140, 158.
 Jebsen, M. (Rheder) 160.
 Jetsang 104.
 Jita ja Nalitoke-Uukualuitzi 59.
 Ikoma 85.
 Inder 10, 26, 153.
 Indo-China St. N. C. 161.
 Influenza 96.
 Inhambane 153.
 Johann Albrechts-Höhe 34, 73.
 Johann Albrecht zu Mecklenburg 1.
 Johannes Christian 108.
 Jola 103.
 Ipumbo-Uukuambi 59.
 Iraku 86, 97, 101.
 Irangi 65.
 Irrenpflege 115.
 Irungatscho 39.
 Issansi 86.
 Islam 25, 26, 105, 127, 132, 133.
 Italien (in China) 177.
 Jue 60.
 Justiz siehe Recht.
 Iyambi 101.

K.

Kabelverbindungen 55.
 Kadei 35, 60.
 Kaffee 26, 117.
 Kagera 39.
 Kaiser Wilhelmsland 28, 43, 65.
 Kaiser Wilhelmsspitze 42.
 Kaka 37.
 Kakao 28.
 Kalahari 37, 50, 107.
 Kalkfontein 14.
 Kalkstein (neuer Name für Okuwakuatjiwi) 38.
 Kambonde-Ondonga 59, 106.
 Kamelreiter 107.
 Kamerun
 Arbeiterfragen 21, 22, 106.
 Aufstände 12, 106—108.
 Aus- und Einfuhr 27, 28.
 Baumwolle 35. Eisenbahnen 35.
 Elefanten und Elfenbein 28.
 Farbigen-Kommissare 75.
 Gebirge 32, 33.
 Geographisches 30, 32—34.
 Grenzregulierungen 35—37, 60.
 Jagdordnung 65.
 Industrie 34.
 Kakao 28.
 Kautschuk 28, 35.
 Militaria 103—105.
 Mineralien 33.

- Missionswesen 115.
 Münzwesen 68.
 Palmkerne 28.
 Polizeitruppe 61.
 Petroleum 33.
 Rechtspflege 70 f.
 Reichszuschuss 72.
 Sanitätswesen 89—92, 96.
 Schifffahrtsverbindungen 149.
 Schriftzeichen 50.
 Steuern 73.
 Trägerwesen 76.
 Verwaltung 61.
 Waffeneinfuhr 28, 77.
 Wald, versteinertes 34.
 Wanderhändler 76.
 Wasserreichtum 35.
 Wegenetz 67.
 Wirtschaftliche Lage 27.
 Kannibalismus siehe Menschenfresserei.
 Kanga 187.
 Kanzu 187.
 Kanton 171.
 Kapjungen 23, 24.
 Kapkolonie 24, 78, 88, 107, 152, 184.
 Karagos 83.
 Karagwe 39.
 Karawanenwesen 76.
 Karema 83.
 Karibib 69.
 Karissimbe 39.
 Karolinen:
 Arbeiterfragen 21.
 Geographisches 46.
 Kokuspalmen 28.
 Missernten 29.
 Missionen 118.
 Reichszuschuss 72.
 Sanitätswesen 96.
 Tuberkulose 96.
 Verwaltungsbezirke 61.
 Karru (als Lungenheilstätte) 88.
 Karstphänomen 34.
 Kartoffelbau (in D.-O.-A.) 187.
 Kartographie 31—34, 36, 37, 42—45, 60.
 Katarrhalfieber 86.
 Katjapfja 25.
 Kaulun 175.
 Kautschuk 26—29, 35, 37, 43, 44, 64.
 Keetmannshoop 6, 14, 24, 63, 69, 70.
 Keuchhusten 96.
 Kiachta-Peking 176.
 Kiamtwara 83.
 Kiautschon siehe Tsingtau.
 Kibata 101.
 Kibo 41.
 Kibomoto 85.
 Kigarama 83.
 Kigoma 83.
 Kilema 85.
 Kilimandscharo 40, 41, 65.
 Kilimatinde 86, 101.
 Kilossa 85.
 Kilwa 83, 85, 101, 153.
 Kimberley 88.
 Kingsley, Mary 47.
 Kingsin-Frachtlinie 165.
 Kirchstein, J. Dr., 38, 39.
 Kirungu 83.
 Kisiba 83.
 Kiwu 38, 41.
 Klein-Jakobus 78.
 Kleinsiedler 9, 24, 27.
 v. Kleist, Hauptmann 42.
 Koch, R. 85.
 Kohle 25, 33, 34.
 Kohlschütter, Dr. E. 42.
 Kokuspalmen 26, 28, 117, 188.
 Kolonial-Amt 3, 4, 7, 38, 54, 65, 171.
 „ Akademie 56, 147.
 „ Anleihen 67, 72.
 „ Beamte 61, 62, 135—138.
 „ Bewegung 110.
 Koloniale Ausbildung 56, 57, 135, 138.
 „ Landwirte, Zusammenschluss mit
 den heimischen 56.
 Ausbildung 139 f.
 Koloniale Wirtschaft 64—68.
 Koloniales Aktionskomitee 5, 6.
 Kolonialfinanzen 72, 74.
 Kolonialgesellschaft 1, 5, 27, 34, 57, 65, 87,
 152.
 Kolonialinstitut, Hamburger 56, 137, 145 f.
 Kolonialkongress 1.
 Kolonialorganisation 60, 61.
 Kolonialpolitik 5, 6, 53, 145, 171.
 Kolonialpresse 64.
 Kolonialrat 9, 54.
 Kolonialschulen:
 Deutsche 138 f.
 Lehrplan derselben 143—144.
 Kolonialschule — Kolonial-Institut; Praxis
 — Theorie 143, 144.
 Englische }
 Französische } 146.
 Holländische }
 Kolonialtruppen 7, 61.
 Kolonialunterricht an den Universitäten 56.
 Kolonialverwaltung 53—78.
 Kolonialverwaltungsbezirke 61.
 Kolonialzentralorgane 54.
 Kongo, Kongostaat 26, 60, 91.
 Kongress für die Eingeborenenfrage 77.
 Kotscha 103.
 Konzentrationslager 84.
 Kopra 26, 28, 61.
 Krankheiten 79—96.
 a) der Menschen:
 Aussatz 82, 91, 94.
 Beriberi 95, 96.
 Denguefieber 91.
 Dysenterie 92.
 Fieber 81, 87, 91, 92, 93, 95.
 Frambösie 84, 90, 95, 96.
 Gelbfieber 92, 93.
 Genickstarre 95.
 Geschlechtskrankheiten 84, 91, 94, 95, 96.
 Influenza 96.
 Keuchhusten 96.
 Kindersterblichkeit 84, 87, 90.
 Lepra 82, 91, 95.
 Lungenkranke 87, 88, 96.

Magen- und Darmkrankheiten 87.
 Maltafieber 91.
 Pest 82, 95.
 Pocken 81, 91, 95.
 Ringwurm 96.
 Rückfallfieber 82.
 Ruhr 81, 87, 91, 93, 95, 96.
 Schlafkrankheit 21, 76, 77, 83, 84, 91, 92, 95.
 Schwarzwasserfieber 81, 91, 93, 95.
 Skorbut 87.
 Wurmkrankheit 85.
 b) der Tiere:
 Geflügelkrankheiten 89, 92.
 Küstenfieber 85, 92.
 Lungenseuche 89.
 Milzbrand 86, 89, 95.
 Räude 89, 92.
 Rauschbrand 92.
 Rotz 89.
 Schweineseuche 95.
 Tsetsekrankheit 85, 92, 95.
 Krämer Aug., Prof. Dr., Marineoberstabsarzt
 45, 46.
 Krater Robert Meyer (im Kamerungebirge)
 32, 33.
 Krater Ekonde 32.
 Kreditverordnung 76.
 Kribi 61, 70, 89, 90, 151.
 Krieg und Aufstände:
 Buschkrieg 98.
 Chinesisch-Japanischer 176.
 Deutsch-Ostafrika 12, 40, 97-102, 154.
 Deutsch-Südwest-Afrika 4, 6, 12, 106-108.
 Kamerun 12, 103-105.
 Neuguinea 12.
 Spanien-Amerika 157.
 Togo 12.
 Kroaten (als Arbeiter in D.-S.-W.) 23.
 Krokodile 83, 92.
 Kronprinzengebirge 44.
 Kuamata 106.
 Kub 69.
 Kubub 14.
 Küstenfieber 85-89.
 Kuhn, Prof. 79, 96, 127.
 Kulturwissenschaften 145.
 Kunde 36, 60.
 Kupfer 24.
 Kussaie 157.
 Kusseri 103, 151.
 Kwai 85.

L.

Lagos 151.
 Laienmoral 133.
 Lambertbande 107.
 Lame 36.
 Lamprecht 187.
 Landesrat 63.
 Landkonzessionen 1, 65.
 Landolphia Stolzii Busse 27.
 Landwirtschaftskammern 56.
 Landwirtschaft, koloniale 64/65.
 Landwirtschaftsrat 56.
 Langenburg 27, 82, 115.

Las Palmas 24.
 Leichenverstümmelung 48.
 Leipziger Missionsgesellschaft 113.
 Lepraheime 82, 91, 95, 96, 115.
 Le Roy (Bischof) 127.
 Leue, Hauptmann a. D. 40.
 Leutwein 24.
 Liantung 176.
 Liberia 105, 150.
 Libutitu 107.
 Liebenzeller Mission 118.
 Lihungtschan 177.
 Likombe 32.
 v. Lindequist 7, 55, 106.
 Lindi 101, 153.
 Linke, F. Dr. 46.
 Lippert (Landmesser) 34.
 Literatur:
 Ewe 116.
 Neuguinea 117.
 Unsittliche 125.
 Liverpool-Goldküste 151.
 Lobodorf 61.
 Löwenklauen (als Heilmittel) 122.
 Logobaba 33.
 Lokodja 151.
 Lom 60.
 Lome 13, 66, 92, 93, 150.
 Londoner Mission 118.
 Lüderitzbucht 25, 37, 69, 70, 152.
 Lukalanga 83.
 Lukuledi 102.
 Lune 60.
 Lungenkrankheiten 87, 88.
 Lungenseuche 89.
 v. Luschan, F., Prof. 49.

M.

Maclayküste 117.
 Madai ja Uleia (Schnaps) 125.
 Mafia 101.
 Majimoto 39.
 Mais 28.
 Makagegebiet 36.
 Makonde 40, 102.
 Makoschera 101.
 Makua 40.
 Malagarasi 83.
 Malaria siehe Fieber.
 Maltafieber 91.
 Maltahöhe 69.
 Mandschu-Dynastie 178.
 Mandschurei 176.
 Manengubagebirge 32.
 Mango-Baum 188.
 Manihot-Glazovii 27.
 Mansfeld, Dr. 34, 47, 48, 49 f.
 Marianen:
 Kokus 28.
 Bevölkerung 29.
 Schiffsverbindungen 157.
 Marine 31, 44, 97, 105.
 Marschallsinseln:
 Arbeiterverhältnisse 21.
 Aussenhandel 20.

- Geographisches 45.
 Gesundheitszustände 96.
 Missionswesen 118.
 Schifffahrtsverbindungen 157, 158.
 Martin, Dr. 94.
 Massai steppe 40, 51.
 Massaua 99.
 Matadi 151.
 Mbo 34.
 Menenge 83.
 Meinhof, Karl, Prof. 47-52.
 Mekka 99.
 Melanesier 22.
 Menschenfresserei 48, 122 f.
 Meruberg 26, 40, 41.
 Messageries Maritimes 155, 159, 161.
 Methodisten 117.
 Metzger, Forstassessor 31.
 Mexiko 140.
 Meyer, H., Prof. Dr. 41.
 Meyer, Robert-Krater 32, 33.
 Mikindani 101, 153.
 Mildbraed, J., Dr. 38.
 Militaria 97-108.
 Milner, Lord 135.
 Milzbrand 86, 89, 95.
 Milztumor 93.
 Minerale:
 in Deutsch-S.-W. 37.
 Diamanten 25, 37, 65, 73, 76.
 Eisenerze (Magnet-, Braun-, Rot-) 34, 35.
 Golderze 25, 61 (Adolfhafen).
 Kohle 25.
 Wolframerze 25.
 Zinkerze 25.
 Zinn 25.
 Mineralquellen 33.
 Mingkaiser 178.
 v. Miquel 1.
 Mischehen 75.
 Missionswesen, ev. 25, 109-118.
 Missionsanstalten:
 Adventisten 113.
 American Board 118.
 Baptisten 115.
 Baseler M. 115.
 Berliner M. 115, 118.
 Bremer (Norddeutsche) M. 116.
 Brüdergemeinde 113.
 Christ. Church Missionary Society 113.
 Finnische Gesellschaft 117.
 Leipziger Missionsgesellschaft 113.
 Liebenzeller M. 118.
 Methodisten 116, 117.
 Neuendettelsauer 117.
 Londoner M. 118.
 Presbyterianer 115, 116.
 Rheinische M. 116, 117.
 Erziehung der Eingeborenen:
 sittlich-religiös 111, 113.
 zur Arbeit 110, 111.
 Heidengottesdienst 113.
 Wirken der M. in:
 Bismarckarchipel 117, 118.
 Deutsch-Ostafrika 113.
 Deutsch-Südwest-Afrika 117.
 Kamerun 115.
 Samoa 118.
 Togo 116.
 Ziele der M. 111.
 Zöglinge der M. 111.
 Missionswesen, kath.:
 Missionsanstalten:
 Väter vom Heiligen Geiste 132.
 Aufgaben der kath. M. 119, 120.
 Bete und arbeite 128.
 Ermordung der kath. Missionare in Schantung 176.
 Erziehung durch die M. 128 f.
 Fetisch und Zauber 123, 129, 130.
 Im Namen der Zivilisation 124 f.
 Intellektuelle Erziehung und Moral 125.
 Laienmoral 133.
 Leben, gesellschaftliches und religiöses, durch die M. 121, 124.
 Menschenfresserei 122, 123.
 Religionslose Schulen 126.
 Superiorität der christlichen Religion 130.
 Unterricht und Moral 126.
 Verschwindende Volksstämme 127.
 Zivilisation — Kultur 134.
 Miwali 102.
 Mjungu 120.
 Mlali 85.
 Moba 95.
 Möwe, S. M. Schiff 45.
 Moisel, M. 34, 42, 44, 45.
 Mombe 34.
 Mombo 15.
 Monrovia 115, 152.
 Montreal 161.
 Monufluss 31.
 Morenga 12, 78, 107.
 Morgenstern (Missionsdampfer) 118.
 Mori 83.
 Morogoro 14, 15, 84.
 Mortlock-Inseln 46.
 Moschi 21, 85, 86.
 Mossamedes 152.
 Motard 2.
 Mtagata 39.
 Mtegi 83.
 Muansa 15, 20, 70, 82, 83, 99, 189.
 Münzwesen 68.
 Muliama 45.
 Mulifamua 46.
 Mungu (Mjungu) 120.
 Muntschi 36, 103.
 Mwiti 102.

 N.
 Nairobi 18.
 Nama 51.
 Namlagira 39.
 Nande Uukuanjama 59.
 Nashörner 65.
 Nashornvögel 44.
 Nauru:
 Bewohner 46.
 Krankheiten 96.
 Pacific Phosphate Comp. 96, 158.
 Phosphate 29, 158.

Ndjoja 50.
 Nechale 106.
 Nederland (Stoomvaart Matschappy) 158.
 Neger siehe Eingeborene.
 Neuendettelsauer Mission 117.
 Neuguinea:
 Aufstände 12.
 Aus- und Einfuhr 29.
 Compagnie 23, 68, 158.
 Grenzfragen 59, 60.
 Guttapercha } 29, 43, 64.
 Kautschuk }
 Missionen 117.
 Ortsgemeinden 63.
 Prähistorische Funde 43.
 Rechtspflege 70.
 Reichszuschuss 72.
 Sanitätswesen 95.
 Schiffsverbindungen 158—160.
 Steuern und Zölle 73, 74.
 Verwaltungsbezirke 61.
 Neuhannover 44.
 Neumecklenburg 43, 44.
 Neuschwaben (neuer Name für Okongawa-West) 38.
 Ngako 60.
 Ngamba 33.
 Ngamisee 59.
 Ngaremtoni 85.
 Ngome 34.
 Njassasee 41.
 Nigerian 77.
 Nigmann 40, 42.
 Nilpferde 49, 65, 122.
 Ningpo 172.
 Ninong 34, 35.
 Njong 35, 36.
 Nippon-Yusen Kaissa 161.
 Nogent le Pont 146 (Schule).
 Nola 36.
 Norddeutscher Lloyd 157—161.
 North Pacific Railway 161.
 Nossob 107.
 Nssakpé 34.
 Nssanakang 34.
 Nusebi 115.
 Nyamtang 115.

O.

Obatschi 49.
 Obokum 151.
 Oelpalmennutzung 14, 36.
 Okahandja 63, 69.
 Okongawa-West 38.
 Okuwakuatjiwi 38.
 Oliver Cromwell 162.
 Olonono 46.
 Omaruru 25, 69.
 Ondonga 106.
 Opfer 122.
 Opiumkrieg 171.
 Opossum 44.
 Orangefluss 151.
 Orient Royal Mail Line 159.
 Orient-Steam N. Co. 159.
 Ortmannde 78.

Ortsgemeinden 63.
 Osona 25.
 Ossidinge 33, 34, 103, 151.
 Ostafrikalinie 18, 153—155, 168.
 Ostasien, Amerika in O. 180.
 Aufteilung Chinas 176, 177.
 Deutschland in O. 171—182.
 Englisch in O. 177, 180.
 Frankreich in O. 176, 180.
 Japan 180.
 Italien 177.
 Russland 176, 177.
 Otavi 14.
 Otavigesellschaft 65.
 Otjiwarongo 25.
 Otjizatu 25.
 Oudtshoorn 88.
 Ovambo 24, 59, 106, 117.

P.

Pacific Mail St. Sh. Co. 156, 169.
 " Sh. Co. 161.
 and Occidental and Oriental St.
 " Sh. Co. 161.
 Pacific Phosphate Co. 96, 158.
 Palau:
 Kokuspalmen 28, 29.
 Bevölkerung 29, 46.
 Geographisches 46.
 Missionswesen 118.
 Phosphate 29, 65, 158, 160.
 Palime 14, 94.
 Panama 157, 169.
 Papageien 44.
 Passarge, S., Prof. 30, 37, 48 f.
 Passpflicht 23.
 Peking 172, 176.
 Pelete 37.
 P. and O. 155, 159, 160, 161.
 Pepo 121.
 Pest 82.
 Peters, C., Dr. 74.
 Petroleum (in Kamerun) 33.
 Pflanze 9, 139 f.
 Pferdesterbe 86.
 Phosphataktiengesellschaft 55, 65.
 Phosphate 29, 65, 158, 160.
 Pililju 65.
 Planetexpedition 45.
 Plantagenkultur 26.
 Pleasant Island 46.
 Pocken 81, 91, 94.
 Poech, R., Dr. 43, 44.
 Polizei, Englische 78.
 Polizeitruppe 61, 98 f.
 Ponape 61, 70.
 Poppelsdorf 147.
 Port Arthur 176.
 Portugiesische Zweiglinie Zansibar-Inhambané 154.
 Portugiesisch-Ostafrika.
 Prähistorische Funde 43 (Neuguinea).
 Presbyterianer 115, 116.
 Preussische Jahrbücher 171 f.
 v. Prittwitz und Gaffron 42.

Prospektoren 25.
Prügelstrafen 7.
Public Schools 138.

R.

Räude 89.
Ramsey, Hauptmann 42.
Raseneisenerze 39.
Ratten 44, 82.
Ratzel, Fr. 33.
Rauschbrand 92.
Realschulen 69.
Rechtsanschauungen der Eingeborenen 51,
70—72.
Regierungskrankenhaus 87.
Regierungsschulen 76.
Reichsfinanzreform 15.
Reichsgesundheitsamt 11.
Reichskanzler 60, 61, 70.
Reichsmarineamt 171.
Reichszuschüsse 60—64, 69, 70, 72, 73 (Sub-
ventionen 162—170).
Reiskulturen 20, 187, 188.
Residenturen:
in Ambo 59.
in Kaprivizipfel 59, 61.
Revierkrankenstuben 87.
Rhodesien 59.
Richelmann, Oberstlt. z. D. 124, 183—190.
Rio de Rey 151.
Robben 24.
Rockefeller 69.
Roeren 5.
Rohrbach, Paul, Dr. 171—182.
Rotes Kreuz 86.
Rotz 89.
Ruanda 113.
Ruck 157.
Rückfallfieber 82.
Rufizi 85, 152.
Ruhr 81, 87, 91, 92, 93, 95, 96.
Russian St. N. 160.
Russland (in Ostasien) 175 f.
Ruwendzorigebirge 38.

S.

Sabyino 38.
Sale Aula 46.
Saluafata 46.
Samassa, Prof. 8.
Samoa:
Arbeiterverhältnisse 22.
Eingeborenenbevölkerung 29.
Farbigenkommissare 75.
Gesundheitsverhältnisse 96.
Missionen 118.
Rechtspflege 70.
Regen 46.
Reichszuschuss 72.
Schiffahrtsverbindungen 156, 157.
Steuern 73.
Strassenverkehr 66.
Vulkane 46.
Sanaga 36.

Sanga 60.
Sanitätsrat 3.
Sanitätswesen 79—80, 86, 87, 89, 90, 92, 93.
St. Helena 151.
St. Mathias 46.
Sanmun 177.
Sansanne-Mangu 95.
Sansevieren 27.
Sansibar siehe Zanzibar.
Sapper, Prof. Dr. 43, 44.
Saprolbegiessung 90, 93.
Sassawara 101.
Sattelberg 44.
Sawaii 46.
Schambala 52.
Schankerlaubnis 66.
Schari 36.
Schibutterbaum 35.
Schiedsmann 71.
Schiffahrtsverbindungen: 67, 149—170.
der Jaluitgesellschaft 55.
Staatliche Aufsicht 149.
Subventionen 149, 150.
Subventionsgesetz 150—158.
Schiffahrtsverbindungen nach Deutsch-Ost-
afrika:
British-India Line 153, 155.
Bombay-Linie 154 f.
D.-O.-A.-L. 155, 168.
Dhau (Arabische Fahrzeuge) 153.
Hamburg-Tanga-Delagoabay 153 f.
M. M. (Marseille-Madagaskar) 155.
P. and O. (Brindisi-Aden) 155.
Portugiesische Zweiglinie (Zanzibar-Inham-
bane) 153.
Sultandampfer (Zanzibar-Pemba) 153, 155.
Zanzibar - Benadirküste - Aden (Besitzer
Cowasjee Dinshaw ^{bros}) 155.
Schiffahrtsverbindungen mit Deutsch-Süd-
westafrika:
(1) Union Castle Line 153.
(2) Vereinigte Rhedereien von Ham-
burg 153.
(3) Woermannlinie 152.
Kamerun und Togo:
(1) African St. Sh. Co. 151.
(2) Bordeaux-Dahomé 151.
(3) British and African St. N. Co. 151.
(4) Elden, Dempster & Co. 151.
(5) Hamburg-Amerika-Linie 150.
(6) Hamburg-Bremen-Afrika-Linie 150.
(7) Liverpool-Goldküste 151.
(8) Lome 150.
(9) Woermannlinie 150.
Kiautschou:
Allan-Line (Liverpool, Quebeck, Mont-
real) 161.
Canadian Pacific Railway.
Atlantic St. L. 161.
Butterfield and Swire 161.
China N. C. 161.
Dietrichsen, Jepsen & Co. 160.
Greath Northern St. N. C. 161.
H.-A.-L. 160, 161.
Japanische Rhedereien 161.
Indo China Nav. Co. 161.

- M. M. 161.
 Norddeutscher Lloyd 160, 161.
 Pacific Mail and Occidental and Oriental
 St. Sh. Co. 161.
 P. and O. 161.
 Russian St. N. 161.
 Shangai-Tsingtau-Tschifu, Tientsin 161.
 Schiffsverbindungen mit den Marschalls-
 inseln:
 Burns, Philp & Co. (zwischen Tarawa
 und Jaluit) 158.
 Händlerschiffe 157.
 Ponape-Manila 157.
 Spanische und Französische Postdampfer-
 linien 157.
 Neuguinea:
 Austral-Japan. Linie 159.
 British-India St. N. C. 158.
 Burns, Philp & Co. 159.
 Canadian Pacific St. Sh. L. 160.
 Great Northern St. Sh. C. 160.
 M. M. 159, 160.
 Neuguinea-Co. 159.
 Norddeutscher Lloyd 158, 159.
 Orient. St. N. C. 159.
 Pacific Mail and Oriental St. N. C. 160.
 P. and O. 159, 160.
 Schleppfahrten an der Küste der Gazella-
 halbinsel 159.
 Stoomvaart Mattschappy Nederland 158.
 Sundalinie 158.
 Samoa:
 Australian Mail 156.
 Franzisko-Sidney-Linie 156.
 Oceanic St. Sh. C. 156.
 Pacific Mail St. Sh. C. 156.
 Reichspostdampferlinien 159.
 Union St. Sh. C. 157.
 Schilling, Photogr. 45.
 Schirati 20, 27, 83.
 Schimonoseki 176.
 Schio 31.
 Schlachthäuser 66.
 Schlafkrankheit 21, 76, 77, 83, 84, 91, 92, 95.
 Schlaginhausen, Dr. 45.
 Schlechter, R., Dr. 43, 44.
 Schleinitzgebirge 44.
 Schmuggel 73.
 Schubolz, H., Dr. 38.
 v. Schuckmann 37.
 Schürffreiheit 65.
 Schulverbände 69.
 Schulwesen 114.
 Schultze, Prof. 50.
 Schutztruppe 7, 61, 97, 152.
 Schwarzwasserfieber 81, 91, 92, 93, 95.
 Schweinekrankheit 95.
 Schwindsucht 87, 88, 96.
 Seefrachttarife 18.
 v. Seefried, Frhr. 31.
 Seeheim 14.
 Selbstverwaltung 59, 62-64.
 Selke, Landmesser 42.
 Seminar für orient. Sprachen 139.
 Sesam 26.
 Settlements 173.
 Sezessionskrieg 162.
 Shangai 172.
 Shantung, Bergbaugesellschaft 179.
 Shantung, Eisenbahn 162.
 Sharpe, Alfred 41.
 Sibirische Eisenbahn 161, 176.
 Siedlungsgesellschaften 25, 152.
 v. Siemens, Georg 2.
 Signalabteilungen 101 f.
 Simon Copper 78, 106, 107.
 Simpsonhafen 67.
 Sisalhanf 27.
 Sklaverei 121, 124.
 Skorbut 87.
 Soerobaja 158.
 Somali 99.
 Songea 12.
 Soppo 104, 115.
 South West-Afrika Co. 65.
 Spieth 49, 110.
 Spirituosen siehe Alkohol.
 Spirrochäte (Erreger der Frambösie) 84.
 Sprigade 31.
 Ssanga 35, 151.
 Ssingida-See 102.
 Stadlbaur, Leutnant 42.
 Statistik 16, 17, 28, 29, 72 (der Rechtspflege)
 88, 92, 165 (der Schifffahrt).
 v. Stein zu Lausitz, Frhr., Hauptmann 35.
 Stephan, Dr. 45.
 v. Stephani, Oberleutnant 37.
 Steuerarbeit 21, 27.
 Steuern 73, 116.
 Strafverschiebung 57, 58.
 Straussenfedern und -Zucht 24, 37.
 Streitwolf, Hauptmann 37.
 Strumpell, Oberleutnant 35.
 Strudeltöpfe 41.
 v. Stuemmer, Hauptmann 189.
 Stuhlmann 38.
 Subventionen 149, 150.
 Subventionsfragen 162-170.
 Subventionsgesetz 150, 158.
 Sudanesen 99.
 Südseeschutzgebiete 28, 29, 31, 43-45, 55,
 65, 67, 156.
 Suellaba 90.
 Suezkanal 153.
 Sumatra 140.
 Sunda-Linie 158.
 Swakopmund 11, 63, 69, 70.
 Syostedt, Prof. 40.

T.

- Tabora 7, 14, 81, 86.
 Tanga 7, 15, 63, 70, 84, 85.
 Tanganjika 41, 83.
 Tarawa 158.
 Tarife 15, 18, 167.
 Tauben 44.
 Technische Fertigkeiten der Neger 49 f.
 Tensch-Inseln 46.
 Texasfieber 86.
 Thilenius, Prof. Dr. 43.

- Thomasius 56.
 Thorbeeke 32.
 Tjaanika-Ongandjera 59.
 Tientsin 160.
 Tierkultus 49.
 Togo:
 Arbeiterfragen 21.
 Aus- und Einfuhr 27.
 Eingeborenen-Kulturen 17.
 Eisenbahnen 14, 15, 28, 67.
 Farmland 31.
 Flüsse 31.
 Galleriewälder 31.
 Geographisches 31.
 Grenzfragen und -Regulierungen 31, 59, 60.
 Handel und Verkehr 28.
 Kalk 31.
 Maispflanzungen 28.
 Missionen 110, 116.
 Oelpalme 31.
 Polizeitruppe 61.
 Rechtspflege 70.
 Reichszuschuss 72.
 Satzschrift 50.
 Sanitätswesen 92, 93, 94, 95, 96.
 Schiffahrtsverbindungen 145—151.
 Schlachthäuser 66.
 Veterinärwesen 95.
 Wege 67.
 Wirtschaftliche Lage 27.
 Tojo-Kisen Kaissa 161.
 Tokpli 31.
 Tongainseln 156.
 Totemismus 35.
 Totenopfer 48.
 Totensee 35.
 Tovega 93.
 Trägerwesen 76, 100 f., 104.
 Tropfsteinhöhlen 43.
 Truk 46, 61.
 Tschabschi 35.
 Tschadsee 151.
 Tschamba 35.
 Tschifu 173.
 Tschinguluguto 40.
 Tsetse 85, 92, 95.
 Tsinanfu 171.
 Tsingtau:
 Ausfuhr und Einfuhr 173, 174.
 Bevölkerung 172.
 Deutsch-Chinesische Hochschule in Tsingtau 180.
 Deutschlands politischer Stützpunkt 175.
 Flottenstation 175.
 Geographisches 43.
 Handel und Industrie 172 f., 181.
 Missionen 69, 118.
 Münzwesen 68.
 Rechtspflege 70.
 Reichszuschuss 72.
 Schiffahrtsverbindungen 160—162.
 Schulen 69.
 Steuern 73.
 Zollgemeinschaft mit China 172.
 Tsumeb 24.
 Tuberkulose 87, 88, 96.
 Tunis (école Coloniale d'Agriculture) 146.
 Turu 97, 101.
 Tutuila 156.
 Typhus 86, 91, 94, 96.
- U.
- Uariagebiet 44.
 Ubanghi 122.
 Uchtomski, Fürst 176.
 Udjidji 83.
 Uganda 82.
 Ugandabahn 26, 99.
 Uhehe 11, 82.
 Uhlig, Prof. Dr. 43.
 Ukamas 106.
 Ukingagebirge 42.
 Ulu 117.
 Unjago (Mannbarkeitsfeste) 40.
 Union Castle Line 153.
 Union Steam Sh. Co. 157.
 Unterleibstyphus 84, 85.
 Unterrichtswesen 68, 69.
 Unterschenkelgeschwüre 90.
 Upolu 46.
 Urwalddokumente 47.
 Usambara 7, 115, 188.
 Usambara-Post (Zeitung) 169, 170.
 Usumbura 83.
- V.
- Väter vom heiligen Geist 132.
 Verpflegungsdepots 100, 101.
 Verkehrswege siehe Eisenbahnen und Schiffsverbindungen.
 Verkehrswesen 66—68.
 Verschwindende Volksstämme 127.
 Vertragshäfen (in China) 171, 172.
 Verwaltung der Kolonien 53—78.
 Veterinärwesen 85, 86, 89.
 Viktoria (Kamerun) 70, 89, 90, 151.
 Viktoria-Nyanza 7, 82, 189.
 Vieh-Einführung 24.
 Vieh-Krankheiten 85, 85, 89.
 Vieh-Zucht 24, 64.
 Vielweiberei 131.
 Volkswirtschaftsrat 54.
 Vulkanismus:
 Balbi (Südsee) 44.
 Bugono (Südsee) 44.
 Domvulkane 33.
 Ekondekrater 32.
 Kamerungebirge 32.
 Karissimbi (D. A.) 39.
 Kirunga-Vulkan 39.
 Likombe (Lavafeld) 32.
 Manenguba 32.
 Mansfeld, A., Dr. 34.
 Namlagira 39.
 Robert Meyer-Krater 32, 33.
 Verschwinden von Flüssen durch Vulkanismus 34.
 Samoa-Archipel 46.

W.

Wachs 26.
 Waffeneinfuhr 28, 77.
 Wagade 99.
 Wageningen 146 (Holl. Kol.-Schule).
 Wagensteuer 73.
 Wahehe 40.
 Wajao 40.
 Walden, E. 45.
 Waldschutz 64.
 Waldstein (neuer Name für Auplatz) 38.
 Walfischbai 60, 150.
 Waluguru 187.
 Wandergewerbsteuer 73.
 Warmbad 69, 78.
 Waschambaa 188.
 Wasigua 121.
 Wassererschliessung 24, 35.
 Wasukuma 20.
 Waterberg 25.
 Wegebauten 21, 67.
 Wehlmann, H. 42.
 Wecker, Marinepfarrer 43.
 Weiss, Oberleutnant 38.
 Weissbuch 21, 23.
 Weisser Fleck 39.
 Werner, Oberleutnant 103-105.
 Wernicke, W. 45.
 Westafrikanischer Graben 32.
 Westermann, D. 109/118.
 Weule, Karl, Dr. 39 f., 50.
 Widimenge 35.
 Wiener Kongress 162.
 Wildschweine 44.
 Wildvernichtung 85.
 Wilhelmiter kloster (Witzenhausen) 144.
 Wilhelmshof 145.
 Wilhelmsthal 85.
 Windhuk 37, 63, 69, 70.
 Winterer 189.

v. Wissmann, Major 99.
 Witbois 107.
 Witzenhausen 138-144.
 Wöchnerinnenheim 87.
 Wörmannlinie 67, 150.
 Wohnungssteuer 73.
 Wolframerze 25.
 Wolle 24.
 Worcester 88.
 Wünschelrute 24.
 Wurmkrankheit 21, 85.

Y.

Yap (Jap) 46, 157.
 Yola 37, 60, 151.

Z.

Zache, Bezirksamtmann 42.
 Zanzibar 7, 82, 153, 184.
 Zauberer 102, 114, 121 f.
 Zebroide 86.
 Zecken 85, 86.
 Zedern (Meruberg) 41.
 Zeittafel 191/198.
 Zencke, Bezirksamtssekretär 42.
 Zentralafrikanischer Graben 39.
 Zentralauskunftsstelle für Auswanderer 55.
 Zentrumspartei 14.
 Ziegenseuche 86.
 Zinkerze 25.
 Zinn 25.
 Zivilisation 124.
 Zollangelegenheiten 15, 73, 103, 172.
 Zringe 82.
 Zulu 100.
 Zwischenseengebiet 82.

Kolonialgeographisches
 Seminar
 der Universität Leipzig.

Abkürzungen.

D.O.-A = Deutsch-Ostafrika. D.O.-A.-L. = Deutsch-Ostafrika-Linie. D.S.-W. = Deutsch-Südwest. H.-A.-L. = Hamburg-Amerika-Linie. M.-M. = Messageries Maritimes. N.-L. = Norddeutscher Lloyd. P. and O. = Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. St.-N.-C. (L.) = Steam(er) Navigation Compagnie (Line). St.-Sh.-C. (L.) = Steam(er) Shipp Compagnie (Line).

DEUTSCHE BANK.

BERLIN W.

Behren-Strasse 9—13.

Behren-Strasse 9—13.

Aktienkapital 200 000 000 Mark

Reserven 101 800 000 Mark

Im letzten Jahrzehnt (1898—1907) verteilte Dividenten: 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12 %.

Filialen:

Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen, Domshof 22—25,

Dresden: Deutsche Bank Filiale Dresden, Ringstr. 10 (Johannesring), mit Depositenkasse in Meissen,

Frankfurt a. M.: Deutsche Bank Filiale Frankfurt, Kaiserstrasse 16,

Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg, Adolphsplatz 8,

Leipzig: Deutsche Bank Filiale Leipzig, Rathausring 2,

London: Deutsche Bank (Berlin) London Agency, 4 George Yard, Lombard Street E. C.,

München: Deutsche Bank Filiale München, Lenbachplatz 2,

Nürnberg: Deutsche Bank Filiale Nürnberg, Adlerstr. 23,

Augsburg: Deutsche Bank Depositenkasse Augsburg, Philippine Welsenstr. D. 29,

Wiesbaden: Deutsche Bank Depositenkasse Wiesbaden, Wilhelmstrasse 18.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- und Auslandes.

Accreditierungen, briefliche und telegraphische Auszahlungen nach allen grösseren Plätzen

Europas und der überseeischen Länder unter Benutzung direkter Verbindungen.

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt, etwa 1800 Stellen.

Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgend welcher Bedeutung.

Rembours-Accept gegen überseeische Warenbezüge.

Bevorschussung von Warenverschiffungen.

Vermittlung von Börsengeschäften an in- und ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.

Vericherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtl. Zweigniederlassungen und Depositenkassen
amtliche Annahmestelle

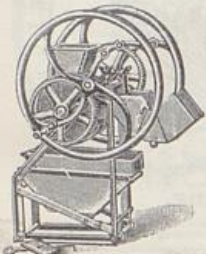
von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem Kaiserl. Königl. Österreichischen Postsparcassen-Amte in Wien.

Fr. Haake, Maschinenfabrik, Berlin NW. 21. Stromstr. 39

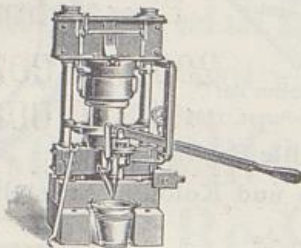
Preuss. Staats - Medaille.
Daressalam 1904:
Ehrenpreis.

Kolonial - Maschinenbau

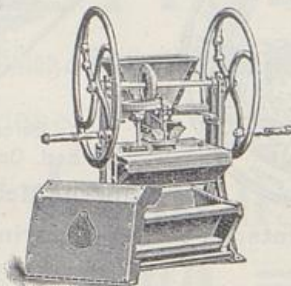
Kolonial - Ausstellung
Berlin 1907:
Goldene Medaille.



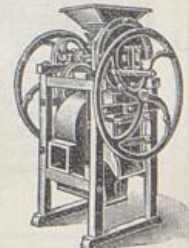
Schälmaschine



Hydraulische Presse



Entkernungsmaschine



Erdnuss-Enthülungsrr.

Maschinen zur Gewinnung von Palmöl und Palmenkernen der elais guineensis.

Preisgekrönt infolge öffentlichen Preisausschreibens vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee.
Patentiert in allen interessierten Ländern. Komplette Anlagen für Kraft- und Handbetrieb.

Maschinen und Anlagen zur Gewinnung aller vegetabilischen Öle
insbesondere zur Herstellung von Kokosöl aus frischem wie getrocknetem Kokosfleisch für Kraft- und Handbetrieb.

Erdnuss-Enthülungsmaschinen für Hand- und Kraftbetrieb
sowie komplette Erdnuss-Enthülungsanlagen für Grossbetrieb.

Sämtliche Müllerei-Maschinen für koloniale Zwecke besonders geeignet,
komplette Mühlenanlagen in einfachster, zweckmässigster Anordnung für
Dampf-, Wasser- und Windbetrieb.

Colonie São Lourenco, d. 11. 1. 05.

Sehr geehrter Herr Haake!
Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen Mitteilung zu machen über die komplette Dampfmühlen-Anlage, welche Sie mir geliefert haben.

Die Universal-Schrot- und Feinmühle, kombiniert mit französischem Mahlgang, arbeiten und liefern spielend und mit Leichtigkeit zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Mit 3-3 1/2 HP arbeiten sämtliche Maschinen, die beiden Mahlgänge, Sichtmaschine und Reinigungsmaschine, und alles tadellos.

Somit kann ich diejenigen Herren im Auslande, welche willens sind, eine Mühle anzulegen, gern an Ihre Maschinenfabrik und Mühlenbauanstalt bestens empfehlen.
Hochachtungsvoll
gez. Otto Waltzer.

Rio Grande do Sul, Brasilien.

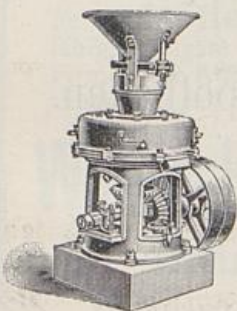
Reisschälmaschinen für Kraft- und Handbetrieb.

Zerkleinerungsmaschinen für alle Materialien:

Steinbrecher, Schlagmühlen, Kugelmühlen, Kollergänge etc.

Sieb- und Mischmaschinen aller Systeme.

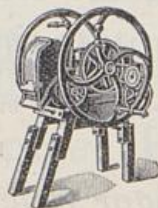
Baumwollgins, Kapok-Entkernungs- und Hanfbereitungsmaschinen.



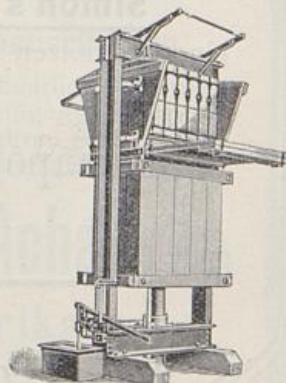
Schrotmühle



Reisschälmasch.



Baumwollginmasch.



Baumwoll - Ballenpresse

Ballenpressen für Baumwolle, Kapok, Hanf etc., hydraulisch und mechanisch für Kraft- u. Handbetrieb.

SILBERNE MEDAILLE
BRÜSSEL 1888



SILBERNE MEDAILLE
BRÜSSEL 1888



Ehrendiplom der
Berl. Gew.-Ausst. 1896

Silberne Medaille Berlin 1907

Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung.

Simon's Exportgeschäft

Fabrik chemisch-pharmazeutischer Präparate.

Berlin C 2

Spandauer-Str. 33—35



Probststr. 17—19

*Spezialabteilung für Sanitäts-
Ausrüstungen für die Tropen.*

Komprimierte Arzneimittel.

Granules.

Salben in Tuben.

Malariamittel.

Komprimierte Verbandstoffe
und -Binden.

Dysenteriemittel.

Simon's sterilisierte Subkutaninjektionen,

eingeschmolzen in Gläschen à 1 ccm, dauernd haltbar, in Kartons
à 12 Stück.

Tropenapotheken. Haus- und Reiseapotheken.
Sanitäts-Veterinärkästen.

Preisliste bitte einzufordern.



Vertreter: Theodor Wilckens, Hamburg, Afrikahaus.

Dächer!

Prämiert Paris 1900 ◦ 15 gold. und silb. Medaillen ◦ Berlin 1901 silb. Staatsmedaille.

St. Louis 1904 goldene Medaille.

Wasserdichter Leinenstoff für Bedachung

in allen Farben feuerlicher imprägniert

für Eindeckung von Gebäuden jeder Art, besonders Fabriken, Hallen, Tropenhäusern usw. In hellfarbig speziell für die Tropen geeignet. Nach China für die Eindeckung feststehender und zerlegbarer Kriegsbaracken

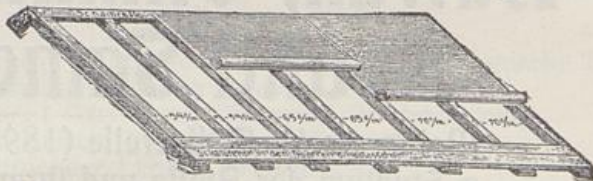


150 000 qm geliefert; für die Kaiserlich Deutsche und Argentinische Südpolar-Expedition sämtliche zerlegbaren Häuser bekleidet. — Widerstandsfähig gegen säurehaltige Dämpfe und Schwefeldämpfe der Lokomotiven. Daher jetzt ausgeführt Eindeckung des Hauptbahnhofes Hamburg.

Eingedeckt **Hauptbahnhof Hamburg:**

Haupthalle, Wartehalle, 16 Bahnsteighallen, ca. 12 000 qm.
Neuer Bahnhof Haidar-Pascha-Konstantinopel ca. 5 000 qm.

Sturmsichere Eindeckung
auch ohne Schalung
in holzarmen Ländern.



Dringende Warnung vor Nachahmungen!

Ferner Fabrik von **Extra-Dachpappen „Elastique“**, fest wie Leder und biegsam, im Winter elastisch und im Sommer nicht auslaufend, auch für Tropen geeignet. Selbstentzündung bei Seetransport ausgeschlossen. Übernahme durch grosse Dampferlinien.

Preis von 16—45 Pfg. pro qm mit Tropenausrüstung.

Ferner **Isolierplatten „Elastique“**. Ausserordentlich leistungsfähig, billigste Preise. Proben und Prospekte zur Verfügung. Solvente Firmen für Alleinverkauf grosser Distrikte gesucht. Seit Jahren grosse Lieferungen für das Auswärtige Amt für Ost- und Südwestafrika, Kiautschou usw. usw.

Weber-Falckenberg, Berlin & Achau b. Wien.

Erfinder und alleiniger Fabrikant.

Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Dreissig Jahre in der Südsee.

Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel
und auf den deutschen Salomoineln
von **R. Parkinson.**

Herausgegeben von **Dr. B. Ankermann,**

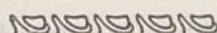
Direktorialassistent am Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Großoktav ■ XXII, 876 Seiten ■ Mit 56 Tafeln, 141 Textbildern
und 4 Überblickskarten.

Geheftet Mk. 14.—, eleg. gebunden Mk. 16.—.

„Prächtige Lichtbilderaufnahmen unterstützen die Schilderung des Bandes. Die Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Vortrags läßt erkennen, daß ein intimer Kenner des Landes spricht.“
Norddeutsche Allgem. Zeitung, Berlin.

„... ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes. — Der reiche Bilder Schmuck des Buches ist hervorragend schön und besonders die Wiedergabe einiger ganzzeitiger Landschaftsszenen wahrhaft künstlerisch. — Es ist natürlich völlig unmöglich, auch nur auszugsweise eine Inhaltsangabe des Werkes zu geben. Dazu ist es zu reich und mannigfaltig.“
Tägliche Rundschau, Berlin.



Hawaii, Ostmikronesien und Samoa.

Meine zweite Südseereise (1897—1899) zum
Studium der Atolle und ihrer Bewohner.

Von **Professor Dr. Augustin Krämer,**
Marineoberarzt.

Groß-Oktav. ■ 585 Seiten. ■ Elegante Ausstattung. ■ Mit 20 Tafeln
und 136 Textbildern.

Geheftet Mk. 10.—, elegant gebunden Mk. 12.—.

„... Krämer hat mit seinem Buche eine große Tat getan. Der fließend geschriebene, humorgewürzte Text läßt vergessen, daß wir das Ergebnis mühsamer und dornenvoller Arbeit vor uns haben, und die prächtigen Abbildungen verleihen uns förmlich in das Land und zu jenen Menschen, denen der Verfasser ein so warmherziges Interesse entgegenbringt.“
Marine-Rundschau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags direkt franko vom Verlag

Strecker & Schröder in Stuttgart.

Die Deutsche Kolonialschule

(Wirtschaftliche Hochschule für die Kolonien)

Witzenhausen-Wilhelmshof a. d. Werra.

Die Deutsche Kolonialschule bereitet, gestützt auf einen vielseitig wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lehrbetrieb, praktische Wirtschafts- und Plantagenbeamte, Pflanze, Landwirte, Viehzüchter sowie Wein- und Obstbauer für die deutschen Kolonien und überseeischen Ansiedlungsgebiete, tüchtig vor. Durch diese praktische und theoretische, körperliche u. geistige, sittliche und nationale Schulung soll ihnen der Uebertritt und Weg zur Kolonialarbeit gebahnt und erleichtert sowie ein Teil der überseeischen Lehrzeit erspart werden. Der Lehrgang ist zweijährig; dreijährig für junge Leute ohne Abiturienzeugnis oder ohne gute praktische Vorbildung.

Näheren und ausführlichen Einblick in das Leben und Treiben in der Anstalt (in Wort und Bild) sowie ihrer bereits abgegangenen Schüler gewährt die von der Anstalt vierteljährlich herausgegebene Zeitschrift „Der Deutsche Kulturpionier“; Jahresbezugspreis Mk. 4.—, Ausland Mk. 4.50, Probehefte Mk. 1 25.

Lehr- und Wirtschaftskräfte.

1. Allgemeine Verwaltung.

Direktor und Geschäftsführer; Prof. **E. A. Fabarius**; Kassen- und Hausverwalter: Rendant **A. Ludwig**; Buchführer: **E. Hofmann**; Gehilfin: Frl. **J. Wolff**; Lehrlig: **G. Sippel**; Hausmeister: **Dreyer**; Geheim-Kanzlei: Frl. **E. Kückelhahn**.

2. Lehrkörper.

Direktor Professor **Fabarius**: Kolonialwirtschaft, Völkerkunde, Kultur- und Kolonial-Geschichte, Erdkunde usw.

Prof. Dr. **Fesca**: tropische und heimische Landwirtschaft, Geologie, Klimalehre usw.

Dr. **Peppler**: Chemie, Botanik, Physik usw.

Tierarzt **Schröter**: Tierzucht, insbesondere tropische und subtropische Tierhaltung; Demonstrationen und Exkursionen; Tierheilkunde.

Gartenmeister **Sonnenberg**: Gartenbau, Obstzucht, Weinbau usw.

Sprachlehrer **Metzger**: Spanisch, Portugiesisch, Suaheli.

Z. Zeit unbesetzt: diensttuender Lehrer, Französisch.

Cand. Cam. **Kucklentz**: diensttuend. Lehrer, Engl., Planzeichnen, Bücherwart.

Pfarrer Lic. **Faure**: Auswanderer-Anwalt und Geschäftsführer des Evangelischen Hauptvereins für Deutsche Ansiedler und Auswanderer.

Sanitätsrat Dr. **Collmann**: Samariterkursus.

Amtsgerichtsrat **Driessen**: Rechtskunde, Holländisch.

Steuer-Inspektor **Hahn**: Landmessen, Kulturtechnik.

Prof. Dr. **Büsgen**, Königl. Forstakademie Münden: Botanik der tropischen und subtropischen Wälder.

Architekt Prof. **Strehl**, Kassel: Baukonstruktionslehre und Zeichnen.

Forstmeister Prof. Dr. **Jentsch**, Königliche Forstakademie Münden: Forstwissenschaft. Vertreten durch Oberforstmeister **Fricke**.

Sanitätsrat Dr. **Karl Mense**, Kassel: Tropen-Gesundheitslehre.

Handelslehrer **Daeubert**, Lehrer an der Handelsschule in Kassel: Buchführung und Handelslehre.

Wiesenbaumeister **Bertelmann**, Wiesbaden: Wiesenbau, Bewässerungsanlagen (im Bedarfsfälle).

Präparator **Bleil**, Kassel: Übungen im Präparieren.

3. Wirtschaftliche Betriebe:

a) Landwirtschaft, b) Gärtnerei, c) Werkstätten, d) Haushalt.

Zwei neue Bücher aus Südwestafrika!

Soeben erschienen! ■ ■ ■ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Reiterbriefe aus Südwest.

Briefe und Gedichte aus dem Feldzuge 1904—1906. Herausgegeben von A. v. Lillienoron. Broschiert Mk. 1.40, elegant gebunden Mk. 2.25.

■ ■ ■ Was unsere Reiter über die von ihnen gemachten Erfahrungen, ihre Kämpfe und Strapazen schreiben, muss jeden Deutschen im höchsten Masse fesseln, erst dadurch wird das Bild dieses blutigen Feldzuges für alle Zeiten tief in die Seele geprägt. Die Widmung dieser hochinteressanten Sammlung von Feldpost- und Reiterbriefen aus dem sonnendurchglühnten Südwest, der **Ähnliches nicht an die Seite gesetzt werden kann**, hat Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Regent von Braunschweig, angenommen und in ihrer packenden Art wächst dieselbe zu einem **deutschen Volksbuch** empor, das der weitesten Verbreitung wert und fähig ist.

Mein Tagebuch aus Südwest.

Von Hermann Alverdes. Mit Umschlagzeichnung von O. Gerlach. ca. 300 Seiten stark. Brosch. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

■ ■ ■ Enthält eine Fülle spannender Schilderungen aus dem Leben unserer braven Reiter an und hinter der Front im Namalande und am Rande der Kalahari, auf den Etappen und den einsamen Stationen der Heliographen, bei den Proviantkolonnen und Transporten, auf Pferdewache und Patrouille und im verzweifelten Gefecht. Ebenso wie vorstehend angekündigte „Reiterbriefe“, wird Alverde „Tagebuch“ in allen Kreisen des deutschen Volkes dankbare Aufnahme finden.

Manuia Samoa!

Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen. Von Richard Deeken. Reich illustriert. Preis broschiert Mk. 4.— elegant gebunden Mk. 5.—.

Rauschende Palmen.

Erzählungen aus der Südsee. Von Richard Deeken. Broschiert Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Aussichten der Kakaokultur auf Samoa.

Von Richard Deeken. Preis 80 Pfg.

Prof. Dr. Ludw. Stacke's „Neueste Geschichte“

(von 1815 bis 1900). Siebente Auflage, neu bearbeitet von Heinr. Stein,

Geh. Schulrat, 756 Seiten Lexic. Format. Preis eleg. gebunden Mk. 7.50, broschiert Mk. 6.25. (Neu erschienen!)

■ ■ ■ Fine Geschichte der neuesten Zeit in gedrängter Form, bis zur Jetztzeit fortgeführt und in nur einem stattlichen Bande, ist geradezu ein Bedürfnis weitester Kreise. Jeder gebildete und bildungsuchende Deutsche trägt Verlangen nach dem historischen Verständnis der Gegenwart, wünscht die Entstehungsgeschichte des Reiches, die Grundzüge seiner Verfassung und Gesetzgebung, seine soziale und wirtschaftliche Entfaltung kennen zu lernen, um von diesen Kenntnissen aus sein Urteil und sein Handeln in den politischen und sozialen Kämpfen selbständig zu bestimmen. (Gesamt-erbreitung der Stackeschen Geschichtswerke ca. eine halbe Million Bände!)

Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung,
gegründet im Jahre 1789.

— Oldenburg i. Gr. —

Die Deutsch-Westafrikanische Bank

vermittelt den bankgeschäftlichen Verkehr
zwischen Deutschland und den deutschen Schutzgebieten
in Togo und Kamerun.

Sie hält ihre Dienste besonders empfohlen für
Besorgung des Einzugs von Wechseln und Dokumenten,
Diskontierung von Wechseln und Bevorschussung von Waren-
verschiffungen,
Ausschreibung von Schecks und Kreditbriefen,
Briefliche und telegraphische Auszahlungen usw.
Eröffnung von Akkreditiven für Zollzahlungen usw.

Hauptsitz der Bank: **Berlin W. 64, Behrenstrasse 38/39.**

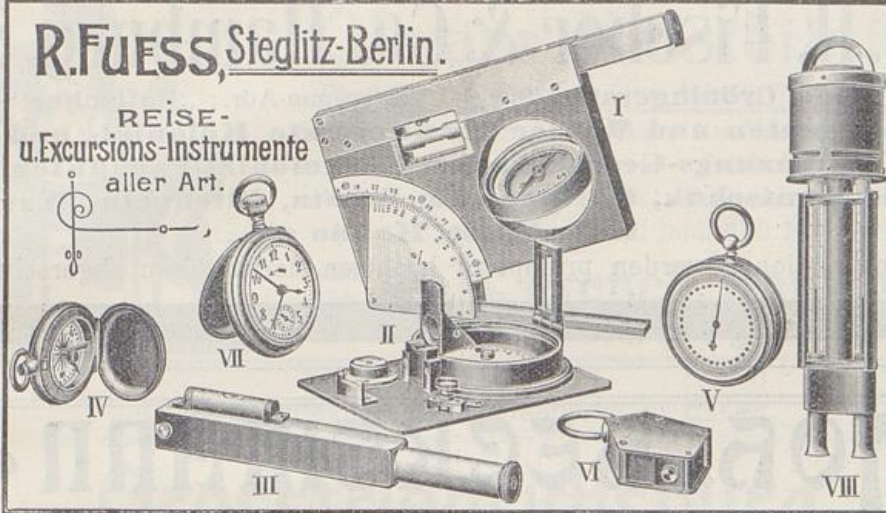
Niederlassungen in: **Lome in Togo — Duala in Kamerun.**

Vertreten in: **Hamburg:** durch Filiale der Dresdner Bank in Hamburg.
Bremen: durch Bremer Bank, Filiale der Dresdner Bank.

Ausserdem nehmen sämtliche übrigen Filialen der Dresdner Bank Aufträge für die Deutsch-Westafrikanische Bank entgegen.

R. FUESS, Steglitz-Berlin.

REISE-
u. Excursions-Instrumente
aller Art.



Vorstehendes Bild zeigt folgende Instrumente:

I. Taschen-Universal-Instrument (Mk. 55.—), II. Klockmann'scher Geognosier-Kompass (Mk. 52.—), III. Neues Horizontglas (Mk. 22.—), IV. Taschen-Kompass (Mk. 7.50), V. Höhenmess-Barometer (von Mk. 35.— bis Mk. 95.—), VI. Entfernungsmesser (Mk. 30.—), VII. Taschenweckeruhr (Mk. 36.—), VIII. Aspirations-Psychrometer (Mk. 120.—).

Über eine Reihe weitere Reise- und Exkursions-Instrumente, stehen Prospekte zur Verfügung:

Böttcher & Voelcker

Gross-Tabarz in Thür. (Deutschland)

Samenhandlung und Klenganstalt für Forstsamen

Export aller Laub- und Nadelholz-, Gras- und Kleesamen, Obstsamen

Vielfach prämiert

Besorgung sämtlicher Gemüse- und Blumensamen, Obstbäume und Beerensträucher.



Hervorragend für Export geeignete Photo-Papiere:

Satralbin-Papier

Satrap-Aristo-Papier

Satrap-Gaslicht-Papier

Mattes

Glänzen-
des

Aus
kopier-
Papier

Entwicklungs-
Papier

Photographische Entwickler in Substanz und Lösung von ausgezeichneter Qualität.
Chemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Charlottenburg.

J. H. Fischer & Co. Hamburg, 8.

Neue Gröningerstr. 28. Telegramm-Adr.: „Hafischer“.

Agenten und Makler für allererste Kolonial- und Pflanzungs-Gesellschaften in Kolonial-Produkten wie Kautschuk, Guttapercha, Balata, Elfenbein, Wachs, Kola-Nüsse, Kakao etc.

Consignationen werden prompt zu höchsten Marktpreisen abgerechnet.

JOB. BECKEMANN

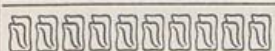
Speditions- und Kommissions-Geschäft

Gegründet 1831.

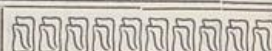
Bremen = Bremerhaven = Hamburg

Empfehl't sich besonders für den Verkehr von und nach den Kolonien zu festen Sätzen.

Übernimmt Vorschüsse und Auszahlungen.



Telegramm-Adressen: BREMEN } Beckemann.
HAMBURG }



KALI

ein erprobter Pflanzennährstoff

unentbehrlich zur rationellen Düngung.

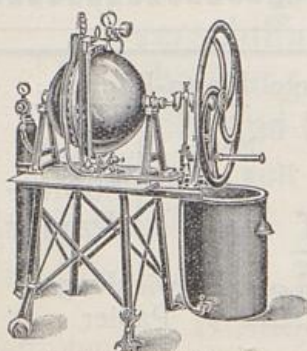
Auskunft über zweckmässige Anwendung der Kalisalze und hiermit erzielte Erfolge kostenlos durch das

Kalisyndikat G. m. b. H., Leopoldshall-Stassfurt

oder

Kalisyndikat G. m. b. H., Filiale Hamburg, Kaufmanns-
haus

Letztere speziell für überseeische Länder.



Kesselapparat Figur 13c

Export nach allen Ländern, besonders auch nach den deutschen Kolonien!

Mineralwasser-Apparate

und Abfüller

neuester Konstruktion für jede beliebige
Flaschensorte u. Tagesleistung fabrizier

speziell für Export

Hugo Mosblech, Cöln-Ehrenfeld Nr. 221

Abteilung II:

Fruchtsaftpresserei und Essenzenfabrik mit Dampfbetrieb

Cataloge gratis!



Bester Likör der Gegenwart!

Olivaer Klosterbitter

Postkolli 1 1/2 Fl. (1 1/2 Liter Inhalt) 7.50 M. franko.

Original Danziger Goldwasser Kurfürsten, Pomuchel-Likör, Rasthumbitter etc. — Postkolli 3 Fl. 5,50 M. inkl. franko. Rum-, Arrak-, Burgunder-Weinpunschessenzen 2 Fl. inkl. 6.50 M.

Telef.
134

A. H. Preßell, Danzig Gegr. 1843

Tüchtige Vertreter gesucht.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen.

Grossfriedrichsburg

Ein deutsches Kolonialfestspiel in vier Aufzügen

von

Wilhelm Henzen.

Preis geheftet Mk. 1.20.

Gestalten:

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg,
Dorothea, seine Gemahlin,
Sixtus von Löthin
Otto Friedrich von der Groeben
Bodo von Packmohren
Hans von Gattenhöfer
Erich von Wilmersdorf
Hilmar von Selbling, Fähnrich,
Ännchen von Schliewen
Adelheid von Taubenheim
Ein Kammerherr des Kurfürsten.

Hofjunker.

Hofdamen.

Benjamin Raule, Direktor des Seewesens.
Philipp Blank, Kapitän.
Jan Pelt, holländischer Oberkaufmann.
Geerd Hansen
Dierk Wessels
Klaus Deppe
Erster, zweiter Seesoldat.
Dia, Mulattin.
Ein Cabusier.
Erster, zweiter Neger.

Hofmarschall. Herren und Damen des Hofes. Seesoldaten. Matrosen.
Kaufmannsgehilfen. Neger.

Der erste Akt spielt im Kurfürstlichen Schlosse zu Berlin im Juni 1682; der zweite Akt auf dem Berge Montfort an der Küste von Guinea am 1. Januar 1683, der dritte Akt in der inzwischen erbauten Festung Grossfriedrichsburg ebendort einige Wochen später; der vierte im kurfürstlichen Schlossgarten zu Berlin im Frühling 1684.

Süd-Afrikanische Wochenschrift: Nach seinem mit so grossem Beifall aufgenommenen Turnfestspiel: Vater Jahn hat Wilhelm Henzen jetzt die Kolonialbestrebungen des Grossen Kurfürsten zu einem abendfüllenden Festspiel verarbeitet, in dessen Mittelpunkt die Gründung der stolzen Veste Grossfriedrichsburg an der Küste von Guinea steht. „Mit grossem dramatischen Geschick hat Henzen dieses Thema behandelt, das solange populär bleiben wird, als es deutsche Kriegsschiffe und Kolonien gibt.“

Deutsche Warte: Das kleine Kolonialfestspiel ist zur Aufführung auf Volksbühnen recht geeignet.

Württembergische Zeitung: Das Schriftchen sei angelegentlichst empfohlen.

Bilder aus den deutschen Kolonien.

Lesestücke,

gesammelt und bearbeitet

im Auftrage der Deutschen Kolonialgesellschaft.

187 Seiten. 19. bis 32. Tausend. Preis karton. Mf. 1.—.

Inhaltsverzeichnis:

1. Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft. 2. Wirtschaftliches Leben in unseren Kolonien. 3. Kautschuk. 4. Die wichtigsten Kautschuk-Gewächse. 5. Kopra und die Kokospalme. 6. Die Kolanuß. — **Schutzgebiet Togo:** 1. Das Togoland. 2. Die Lagune von Togo. 3. Topographienleben auf dem Togosee. 4. Küstenmarsch. 5. Fahrt auf dem Volta. 6. Land und Leute im Ugegebirge Mitteltogos. 7. Aus Hinter-Togo. 8. Die hauptsächlichsten Handelswerte Togos. 9. Unsere Togoneger als Ackerbauer. 10. Unsere Togoneger als Handwerker. 11. Leben in einer Faktorei. 12. Ein Kriegszug in Togo. 13. Der deutsche Beamte in Togo. — **Schutzgebiet Kamerun:** 1. Das Dorf Bonaberi. 2. Wanderung in Kamerun. 3. Eine Reise nach Bamum. 4. Audienzen beim König von Bamum. 5. Erster Schulanfang in Bamum. 6. Schwierige Flußübergänge in Kamerun. 7. Bali, ein Hochland Innerafrikas. 8. Am Wurifluffe. 9. Ein Zusammentreffen mit Zwergen. 10. Der Segen der deutschen Herrschaft. 11. Schulvisitation. 12. Das Lofangowesen. 13. Eine heidnische Gerichtsverhandlung. 14. Frei und doch nicht froh. 15. Die Nutzpflanzen des Negers. 16. Erstürmung von Tibati. — **Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika:** 1. Deutsch-Südwestafrika. 2. Eine Mondnacht in Deutsch-Südwestafrika. 3. Eine Fahrt nach Rehoboth. 4. Das Ovambo-land. 5. Eine Kriegsfahrt auf der Eisenbahn nach Windhuk. 6. Die Hottentotten. 7. Aus dem Leben einer Buschmannsfamilie in Deutsch-Südwestafrika. 8. Hausbau. 9. Ein Besuch bei Farmern. 10. Siedlungen im Herzen des Hererolandes. 11. Ein Feldprediger in Südwestafrika. 12. Eine Straußenjagd. 13. Löwenjagd. 14. Geländekenntnis in Deutsch-Südwestafrika. 15. In der Kalahari. — **Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika:** 1. Tanga, der Haupthafen der Kolonie. 2. Tabora. 3. Wanderung in der Landschaft Donde. 4. Ein rätselvoller Fluß. 5. Eine Stunde im Urwalde von Usambara. 6. Waldwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. 7. Im Schumebald. 8. Wirtschaftliche Entwicklung in Deutsch-Ostafrika. 9. Eine Kaffeepflanzung. 10. Leben auf einer Missionsstation. 11. Lagerleben in Deutsch-Ostafrika. 12. Ansiedlung deutscher Bauern in Ostafrika. 13. Ein Feierabend in Deutsch-Ostafrika. 14. Der Kilimandscharo. — **Schutzgebiet Kiautschou:** 1. Tjingtau, die Hauptstadt Deutsch-Chinas. 2. Die Bevölkerung in Deutsch-China. 3. Eine Frühlingfahrt durch Deutsch-China. 4. Der Hafen von Tjingtau. — **Schutzgebiet Neu-Guinea und Samoa:** 1. Neu-Guinea. 2. Der Papua im Norden des Kaiser-Wilhelmslandes. 3. Naturfreuden. 4. Der Urwald auf Neu-Guinea. 5. Handel. 6. Kinderspiele. 7. Das tägliche Leben auf den Pflanzungen des Kaiser-Wilhelmslandes. 8. Die Eingeborenen der Gazelle-Halbinsel. 9. Von Uberglaube und Zauberei. 10. Krieg. 11. Muschelgeld macht selig. 12. Das Land Vaining. 13. Der Urwald in Vaining. 14. Der Kasuar. 15. Die Sorge für den Landfrieden auf den Bismarckinseln. 16. Reise nach Neu-Mecklenburg. 17. Pflanzen und Tierleben an der Küste von Palau. 18. Reise nach den Palau-Inseln. 19. Die Karolinen-Insel Ponape. 20. Die Karolinen-Insel Jap. 21. Das Klima der Karolinen-Insel Jap. 22. Das Steingeld. 23. Land und Leute auf den Marshallinseln. 24. Samoa.

Deutsche Kolonialzeitung: Eine genaue Durchsicht des Buches wird jeden Pädagogen und Kolonialfreund mit wahrer Freude erfüllen. Denn die Sammlung enthält auf nahezu 190 Seiten eine reiche Fülle belehrenden, bildenden und unterhaltenden Lesestoffes, der nicht etwa in trockenem Lehrton oder Dozentenmanier geboten wird, sondern in anschaulichen, lebensvollen Schilderungen sich vor dem geistigen Auge des jugendlichen Lesers abrollt, so daß Verstand wie Phantasie in gleicher Weise auf ihre Rechnung kommen. Der Leser gewinnt stets — nicht etwa durch aufdringliche, prätentiose Worte — den erhebenden Eindruck: Ja, dort drüben in unsern überseeischen Besitzungen hat sich bereits ein großes Stück deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens abgespielt, und an dieser deutschen Kulturarbeit sich zu beteiligen, ist die Pflicht jedes Deutschen. Die „Bilder aus den deutschen Kolonien“ verdienen die größte Verbreitung; sie sind nach Inhalt und Form geeignet, die Herzen der jugendlichen Leser mit bewunderndem Stolz auf unsere Kolonien zu erfüllen. Dr. J. Wieje.

Gustav Richters

Wandkarte von Europa.

Physikalisch und politisch.

Maßstab 1 : 3 000 000.

Größe 181 cm hoch, 223 cm breit.

Preis aufgezogen mit Stäben und Schutzvorrichtung Mf. 32.—.

Die in 9 verschiedenen Farben ausgeführte Karte bringt trotz des Maßstabes 1 : 3 000 000 noch bedeutende Stücke von Asien (bis zum 85° D.). Man finde fünf Höhenstufen (unter Ausschaltung von Weiß: Dunkelgrün bis Dunkelbraun) und vier Tiefenstufen. Die Natur der Bodenbedeckung ist, soweit sehr beherrschende Formationen in Betracht stehen, markiert: Eisboden, Tundren, Wüste, Wüstensteppen, Steppe, Sumpf, Permafrost; ferner sind die Meeresströmungen markiert. Die Städtezeichen sind rot und schwarz gewählt. Die Konsulate (die reichsdeutschen wie die österreichischen) sind durch Unterstreichungen gekennzeichnet. Endlich finden sich die wichtigsten deutschen und österreichischen Dampferlinien eingetragen. Daß die neuesten Eisenbahnlinien angegeben sind, ist nicht überflüssig zu erwähnen.

Die Geländedarstellung ist plastisch und macht einen guten Eindruck, wie das gesamte Kartenbild überhaupt. Es gibt von dem orographischen Aufbau Europas ein treffliches Bild. Kartographisch und technisch ist diese Europa-Karte ein gelungener neuer Versuch; ein Fortschritt.

Blätter für höheres Schulwesen: Der im gleichen Verlage erschienenen Karte von Asien reiht sich diese Karte von Europa in würdiger Weise an. Die prachtvolle typographische Ausführung, die Wahl der Farben entzückt das Auge des Beschauers; infolge ihrer außerordentlichen Größeverhältnisse sind auch die kleinsten Details für den Lernenden direkt in die Augen springend. Darum wird dieser dem Unterricht mit größtem Interesse folgen; auch die Auffassungsfähigkeit milder begabter Schüler wird durch solche Unterrichtsmittel wesentlich unterstützt werden können recht viele Pädagogen beim Unterricht zu dieser einzig in ihrer Art dastehenden Karte greifen.

Die Lehrmittel der deutschen Schule (Dreslau): An guten Wandkarten von Europa sind wir ärmer als an guten Wandkarten überhaupt. Nur eine einzige des deutschen Marktes könnte mit der Richter'schen konkurrieren. Diese erweist sich schon deshalb als praktische Karte, da sie physikalisch-politisch gehalten ist, und alle Erfordernisse einer geographischen Schulkarte vereint. Vor den meisten veralteten Europakarten hat sie namentlich eins voraus: sie hat den Raum richtig verwertet. Was das heißen will, das sieht man an den politischen Europakarten: sie haben oft nur aus Verlegenheit die weißen Ränder mit einigen Namen besetzt. Diese Karte gibt ein Bild von der Erdgestaltung, von der Bodenbeschaffenheit, von der Kultur der Meere und von der politischen und Verkehrsgealtung Europas. In dem Maßstabe 1 : 3 000 000 läßt sich schon einiges sagen, was mehr als Schema bedeutet. Eins erfreut mich besonders daran: die elende Kleferei hat aufgehört, wir sehen schöne Kartenmalerei, die zum Auge ganz deutlich spricht. Dadurch kommen wir mehr und mehr auf den künstlerischen Standpunkt. Wie ungemein schwierig die Ausführung einer Karte nach dieser Richtung hin ist, kann man selbst ermessen, wenn man sich einmal alles aufschreibt, was diese Europakarte trotz des beschränkten Raumes und trotz der Festhaltung an dem ästhetischen Kartenbilde alles bietet, das für den physikalisch — und politisch — geographischen Unterricht in Betracht kommt. Eine Überraschung war mir ferner die gelungene Behandlung der Namen: von nur 2 m Entfernung verschwinden alle Namen, die man aber in der Nähe recht gut lesen kann. Damit ist wieder ein Fortschritt erreicht. Wie entsetzlich störend und ungeographisch wirkt nicht auf einer bekannten Europakarte beispielsweise das „Amsterdam“, das das ganze Ländchen bedeckt. Also alles vereint, gibt ein modernes, gediegenes Kartenwerk!

Die Mittelschule und höhere Mädchenschule: Diese Darstellung, die für Wandkarten als die wirkungsvollste bezeichnet werden muß, hat ein ungemein plastisches Bild ergeben. Besonders möchten wir da auf das sehr schön zusammengefaßte Alpengebiet und auf die drei südlichen Halbinseln hinweisen. Das Meer ist in Tiefenschichten (4 Farben) dargestellt. Küsten und Klüfte sind dunkelblau gehalten. Die Staatsgrenzen sind karminrot in äußerst dezenter Weise eingedruckt, so daß das physikalische Kartenbild dadurch in keiner Weise beeinträchtigt wird. Trotz dieser Reichhaltigkeit an Einzelheiten macht das Kartenbild einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Unsere Leser werden aus dem Gesagten die Überzeugung entnehmen, daß hier eine sehr brauchbare und vielseitig verwertbare Karte vorliegt; und wir können zu ihrer Empfehlung nur noch hinzufügen, daß der Preis von Mf. 32.— bei der Größe und bei der sorgfältigen Ausstattung der Karte durchaus nicht als hoch bezeichnet werden kann.

Die Finanzen Japans

von

Dr. Hermann Büchel.

220 Seiten in Groß-Okavo mit 10 Tabellen.

Preis Mk. 6.—.

Inhaltsverzeichnis:

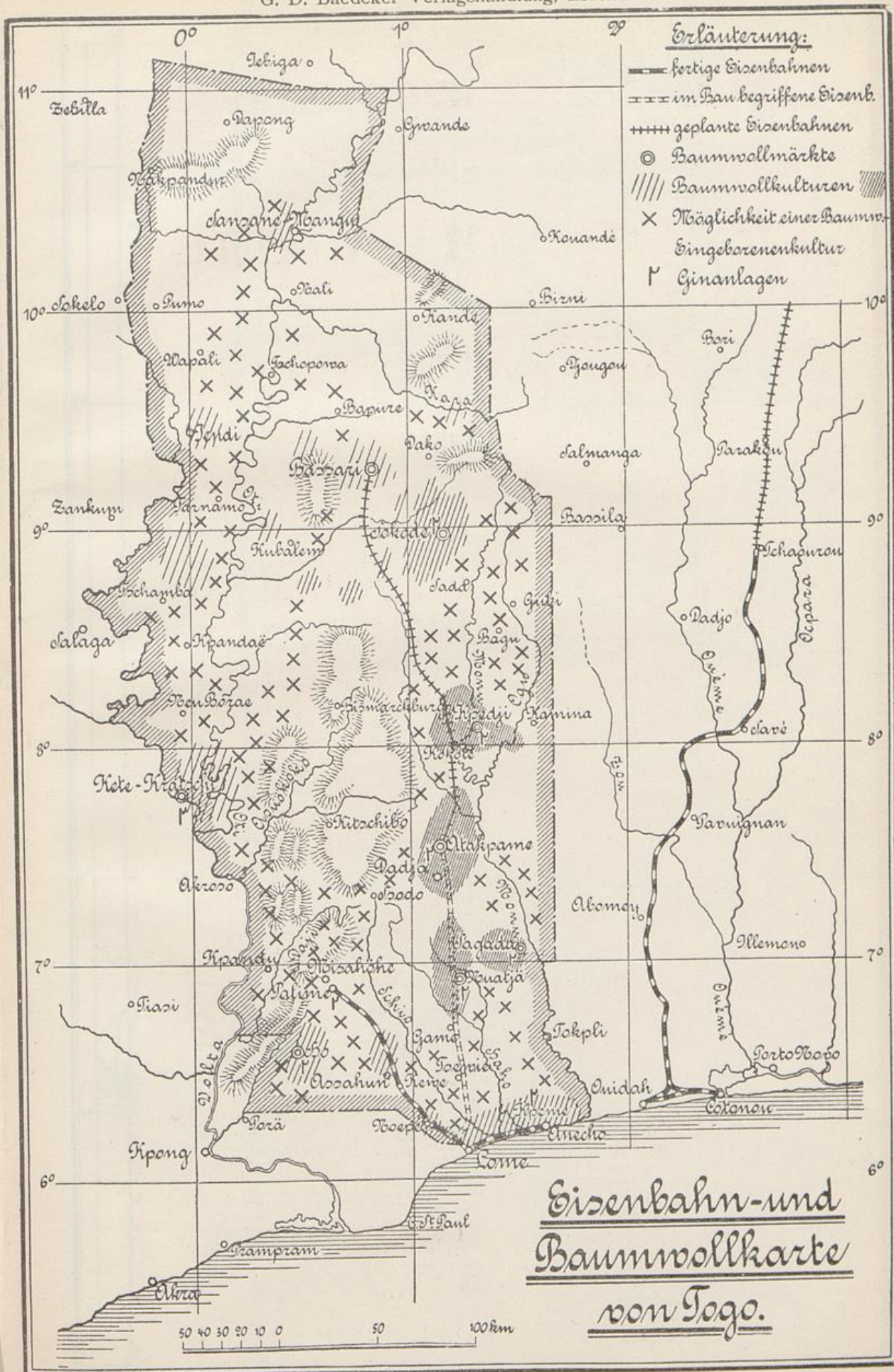
Tabellen. — Einleitung. — Entstehung der japanischen Staatsschuld. — Das japanische Geldwesen. — Das japanische Budget. — Die Ablösung der Feudallasten, die Agrarverhältnisse und die Grundsteuer. — Die Erwerbseinkünfte. — Die Eisenbahnen. — Einnahmen aus öffentlichen Unternehmungen und Staatsvermögen. — Hafengebäuden. — Post, Telegraph und Fernsprecher. — Die japanischen Staatsforsten. — Kampfermonopol. — Tabakmonopol. — Salzmonopol. — Die Steuern und Gebühren. — Die Geschäftssteuer. — Die Getränkesteuer. — Die Minensteuer. — Die Börsensteuer. — Die Banknotensteuer. — Die Zuckersteuer. — Die Erbschaftsteuer. — Steuer auf Arznei. — Tonnengebühren. — Stempelgebühren. — Die Kriegssteuern. — Die Schecksteuer. — Die Steuer auf Goldwäscherei. — Die Fahrkartensteuer. — Die Verbrauchssteuer auf Textilfabrikate. — Die Einkommensteuer. — Die Wasserkraft Japans. — Japan als Kolonialmacht. — Hokkaido. — Formosa. — Korea. — Japanische Behörden in Korea. — Volkswirtschaftliches über Korea. — Sachalin. — Mandschurei. — Anhang. — Statistische Nachrichten über Korea. — Haushaltsbudgets japanischer Arbeiter und Bürger. — Löhne japanischer Arbeiter.

Der Ostasiatische Lloyd: Wir folgen in den nachstehenden Ausführungen im wesentlichen einem vorzüglichem neuen Buch Dr. Hermann Büchels über die Finanzen Japans.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik: Im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung Japans betrachtet Büchel das Finanzwesen dieses Landes. Er erzählt, wie die japanische Staatsschuld entstanden ist und er charakterisiert das Geldwesen und die Währungspolitik. Dann folgt eine Betrachtung darüber, wie das Budget aufgestellt wird. Die verschiedenen Einnahmequellen werden in verschiedenen Abschnitten behandelt. Schließlich würdigt Büchel noch die Bedeutung, die Japan als Kolonialmacht gewonnen hat. Er fällt im allgemeinen ein günstiges Urteil über die finanzpolitische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Er meint, „daß die erscheinene gelbe Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiete ein leeres Gespenst ist, daß aber Japan mit seinen Mitteln, wie sie jetzt entwickelt und im Keime vorhanden sind, wohl in der Lage ist, den auf der Weltbühne errungenen Posten zu behaupten und zu befestigen.“

Sozialpolitische Blätter: Kurz, das lesenswerte, inhaltsreiche Buch von 222 Seiten kann nur bestens empfohlen werden.

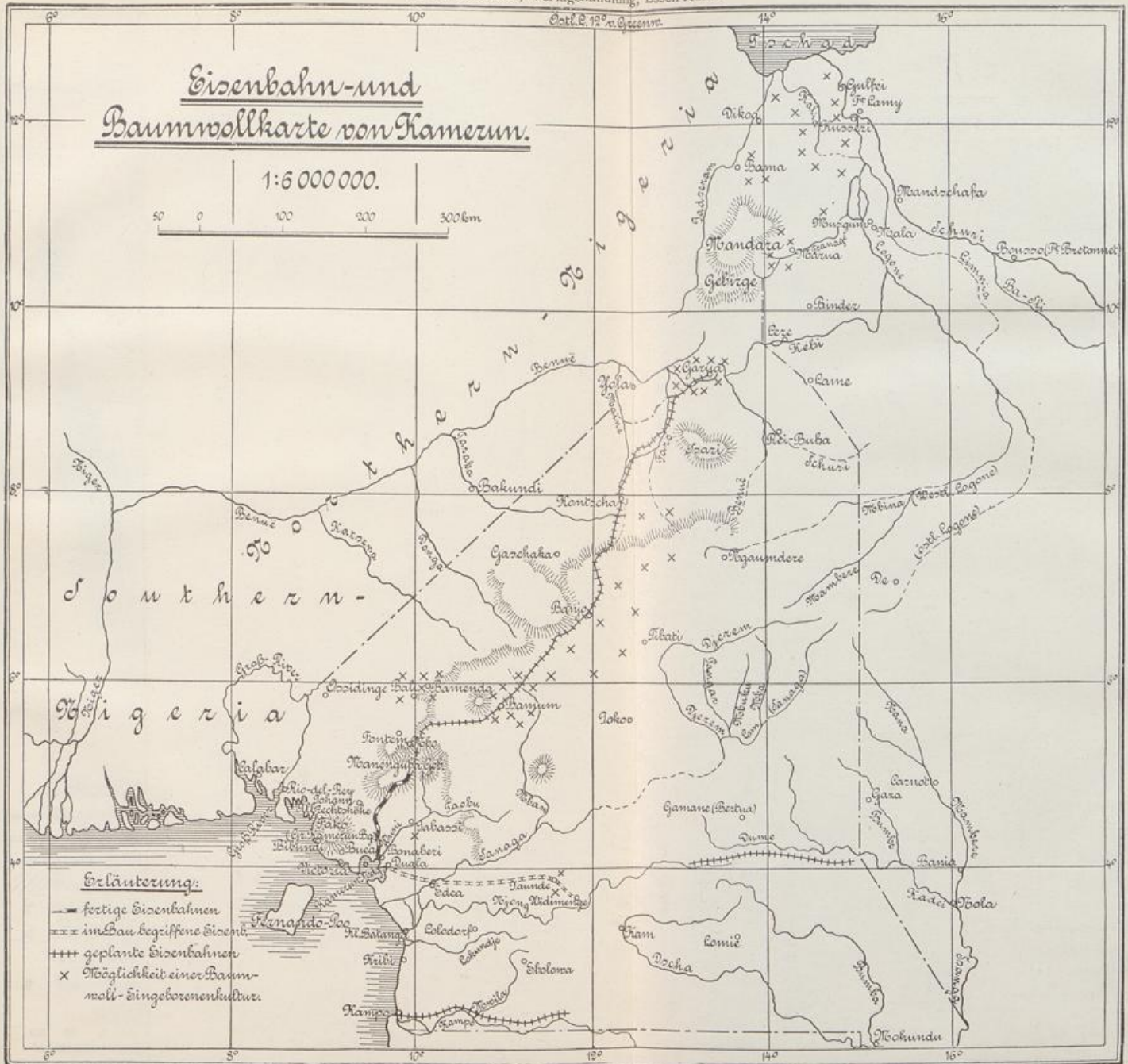
Freisinnige Zeitung: . . . Wir haben es hier mit einer ungemein fleißigen und verdienstvollen Arbeit eines deutschen Forschers zu tun, der mit echt deutscher Gründlichkeit alles zum Verständnis der japanischen Finanzen Erforderliche zusammentrug. Das Buch kommt gerade recht in einem Augenblick, wo in Japan eine wirtschaftliche Krise ausgebrochen ist. Der Verfasser bringt uns die schwierige Materie so nahe, daß man einen trefflichen Einblick in die finanzielle Lage der neuen Weltmacht im fernen Osten gewinnt.



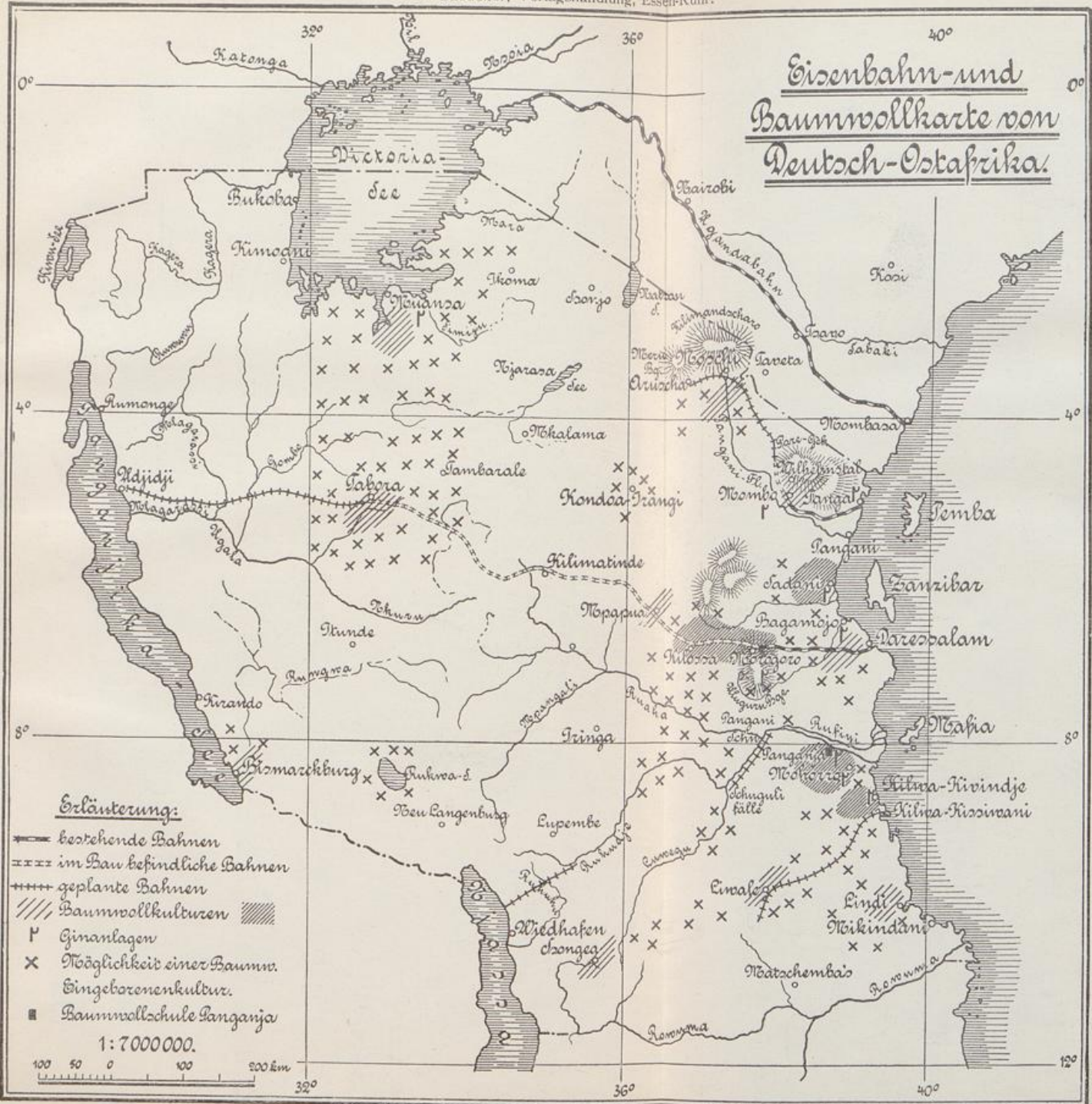
Eisenbahn- und
Baumwollkarte von Kamerun.

1:6 000 000.

50 0 100 200 300 km



Eisenbahn- und
Baumwollkarte von
Deutsch-Ostafrika.



Gustav Richters
Wandkarte von Asien.
Physikalisch und politisch.

Mit 2 Nebenkärtchen:

Asien. Politische Übersicht und **Schan-Tung** mit dem Gebiet von Kian-Tschou.

Maßstab 1:7000000. Größe 156 cm hoch, 198 cm breit.

Preis aufgezogen 32 Mk.

Die in 10 Farben ausgeführte Karte bringt die Orte in vier Abstufungen nach der Bewohnerzahl, die Bezeichnung der Bodenerhebungen in sieben Stufen, der Meerestiefen in vier Stufen, ferner des Packeises und Treibeises, die farbige Bezeichnung der Wald- und Kulturländer, der Steppen und Wüsten, Sümpfe, Moore und Tundren, die Bezeichnung der Grenzen des Baumwuchses, des Getreidebaues, des Weinstocks und der Palmen. Ferner sind die Eisenbahnen und die Nebenbahnen des Weltverkehrs im Betrieb, im Bau oder projektiert angegeben, sowie die hauptsächlichsten innerasiatischen Handels- und Karawanenstraßen, Kanäle, die bedeutenderen Flüsse, den Beginn der Flußschiffahrt, die Vulkane einschließlich der Solfataren, die Meeresströmungen, die überseeischen deutschen Dampferlinien und unterseeischen Telegraphenleitungen usw.

Öst-Asien (Berlin):

Die Ausführung in zehn Farben im Maßstab 1:7000000 ist eine ganz vorzügliche und zuverlässige. Die Übersichtlichkeit ist in jeder Hinsicht vollkommen gewahrt, alles Überflüssige ist streng ferngehalten und doch sagt die Karte alles, was in irgendwelcher Beziehung von Interesse sein könnte. Neben staunenswerter Reichhaltigkeit, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit, wie solche nur nach eingehendem Studium des neuesten Quellenmaterials möglich ist, ist eine überaus sorgfältig und trefflich gelungene saubere Ausführung und ein sehr deutlicher Druck rühmend hervorzuheben. Die praktische Brauchbarkeit für Schulen, Institute usw. der über alles orientierenden Karte ist unübertroffen und der Preis dieses wertvollen Objekts beträgt unaufgezogen nur 20 Mk., aufgezogen auf Leinen und mit Stäben 32 Mk.

Koloniale Zeitschrift:

Die Karte dürfte in dieser Beziehung zu dem Besten gehören, was bisher ausgeführt worden ist, und muß wegen der durch die Plastik hervorgerufenen Anschaulichkeit der Terrains, speziell allen Bahnanstalten, warm empfohlen werden. Es trägt sehr zur Orientierung bei, daß ohne den Charakter der Karte zu beeinträchtigen, die Hauptstädte und Verkehrszentren der einzelnen Länder groß und deutlich verzeichnet sind. Dadurch, daß ferner auch die Eisenbahnen des großen Weltverkehrs, die deutschen Schiffahrtslinien und die Kabel angegeben sind, ebenso auch die wichtigsten Kanäle, die Anfangspunkte der Flußschiffahrt und die Hauptkarawanenstraßen in Innerasien, eignet sich die Karte auch vorzüglich für den Gebrauch großer Verkehrsinstitute und Handelsfirmen. Die Karte ist tadellos angelegt und als ein neuer erfreulicher Beweis für die hervorragende Stellung zu betrachten, welche die deutsche Kartographie einnimmt.

Deutsche Japan-Post (Yokohama):

Diese Karte von Asien gibt einen vorzüglichen Überblick über die orographisch-hydrographischen Verhältnisse des Kontinents, über die Höhen und Tiefen usw. Die Oberflächengestaltung Asiens tritt auf dieser Karte, die in einem Kleinformat hergestellt ist, beinahe plastisch hervor. Obwohl das Physikalische naturgemäß die Hauptsache ist, sind doch auch die Ländergrenzen und die wichtigsten Städte eingezeichnet. Eine Nebenkarte gibt einen politischen Überblick über die augenblickliche Länderverteilung, und eine zweite Nebenkarte ist der chinesischen Provinz Schantung mit dem deutschen Kwantchou-Gebiet gewidmet. Die Karte eignet sich vorzüglich für Unterrichtszweck sowie zur Ausstattung für Bureau und Kontor.

Geographische Zeitschrift:

„... sie ist eine unserer besten Wandkarten von Asien, die ich für den Unterricht auf das wärmste empfehlen kann...“ (M. L.)

Gaea:

„Diese im Maßstabe 1:7000000 ausgeführte Wandkarte enthält, unbeschadet der Übersichtlichkeit und Deutlichkeit, eine Menge Material, den neuesten Forschungsergebnissen entsprechend verarbeitet. Hierin gehört u. a. die genaue Bezeichnung der Wald- und Kulturgebiete, der Steppen, Wüsten, Tundren, die Umgrenzungen der Ausbreitung des Getreidebaues, der Palme usw. Die Darstellung des Terrains ist im hohen Grade plastisch. Die politische Einteilung Asiens ist in eine Nebenkarte verwiesen, und eine zweite Nebenkarte gibt im großen Maßstabe eine Darstellung der Provinz Schantung. So kann denn diese Karte als eine der vorzüglichsten Wandkarten von Asien bezeichnet werden, die zurzeit vorhanden sind: Reichhaltigkeit, Genauigkeit, richtiger pädagogischer Takt der Auswahl und geschmackvolle technische Ausführung vereinigen sich zu einer höchst vortrefflichen Gesamtleistung.“

Die „Richtersche Wandkarte von Asien“ ist nicht nur für Lehranstalten und Kolonialvorträge, sondern auch für Export-Firmen, Bankhäuser, größere Geschäfts- und Verkehrs-Bureaus, Hotels usw. bestimmt und bildet zugleich einen prächtigen Wandschmuck.

Wandkarte

des

Weltverkehrs und des Kolonialbesitzes

mit Angabe der gesamten deutschen, österreich-ungarischen und fremdländischen Postdampferlinien nebst deren Anlaufshäfen, der großen Überland- und sonstigen Haupteisenbahnen, der unterseeischen Kabel und Über-Landtelegraphen, der wichtigsten Karawanenstraßen, der deutschen und österreichisch-ungarischen Konsulate usw.

und

8 Nebenkarten: 1. Verkehrskarte des Deutschen Meeres und des Kanals 1:3000000. 2. Verkehrskarte des Mitteländischen und Schwarzen Meeres 1:6000000. 3. Verkehrskarte von Mittel-Amerika und Westindien 1:10000000. 4. Die Meerenge von Gibraltar 1:600000. 5. Das Kiautschou-Gebiet 1:1500000. 6. Der Panama-Kanal 1:750000. 7. Der projektierte Kanal von Nicaragua 1:2250000. 8. Der Süß-Kanal und das Nil-Delta 1:850000.

den Handelsflaggen aller Länder und einem Fahrplan der deutschen Postdampferlinien.

Äquatorial-Maßstab: 1:18000000.

Größe: 180 cm hoch, 236 cm breit.

Preis aufgezogen mit Stäben und Schutzvorrichtung M. 40.—.

Münchener Neueste Nachrichten: Die neue große Weltverkehrs- und Kolonialkarte, in Merkatorprojektion hergestellt, mißt 180×245 cm und bietet bei vorzüglicher Ausführung ein erschöpfendes Bild des modernen Großschiffahrtsverkehrs, des internationalen Eisenbahnwesens und des Kolonialbesitzes. Ganz besondere Sorgfalt ist auf die graphische Darstellung der gesamten deutschen, österreichisch-ungarischen und fremdländischen Postdampferlinien nebst deren Anlaufshäfen verwandt worden. Durch die Größe der Karte und die Wahl verschiedener Farben und Strichelungen für die Dampferlinien der verschiedenen Nationen werden die Mängel der kleineren Verkehrskarten, die oft nur ein unentwirrbares Liniennetz bieten, glücklich vermieden und wirklich klare Übersichten der fast zahllosen Wege des Ozeanverkehrs geboten; bei jeder einzelnen Schiffsfahrtslinie ist, wie herkömmlich, die Reisedauer angegeben. Daß die Überlandtelegraphen- und die ozeanüberbrückenden Kabelnlinien verzeichnet sind, versteht sich bei einer guten Karte von selbst. Docks, Kohlenstationen, die Zollämter in den Vereinigten Staaten, die Hafentorte mit über 1 Million Tonnen jährlicher Verfrachtung sowie die Vertragshäfen in Japan, China und Korea sind auf der Karte besonders hervorgehoben. Der gegenwärtige Stand der großen Weltverkehrsbahnen ist sehr deutlich dargestellt; ein Blick auf die Karte lehrt z. B., wie weit der Bau der großen Nord- und Südamerika verbindenden Bahn und der Linie Kapstadt-Kairo gediehen ist. Von den kontinentalen Verkehrswegen finden sich außer den Eisenbahnen die wichtigsten Karawanenstraßen, die größeren Kanäle und die von Dampfschiffen befahrenen Flußstrecken eingetragen. Die Einwohnerzahl der Orte und die Siege der deutschen und österreichisch-ungarischen Konsulatsbehörden sind durch die üblichen graphischen Hilfsmittel kenntlich gemacht. Der Gebrauch der Karte wird dadurch wesentlich erleichtert, daß einige Hauptverkehrsgebiete der Erde (Nordsee und Armeikanal, das Mitteländische und Schwarze Meer, Mittelamerika und Westindien) durch Nebenkarten in vergrößertem Maßstab dargestellt sind. Auf anderen Nebenkarten sind die Meerenge von Gibraltar, das Kiautschougebiet, der Panamakanal, der projektierte Nicaraguakanal und der Suezkanal mit dem Nildelta veranschaulicht. Die farbige Wiedergabe der Handelsflaggen aller Länder und ein Fahrplan der deutschen Postdampferlinien vervollständigen das Bild. Die für die Kolorierung der einzelnen Staaten und die Charakterisierung der Meeresstiefen verwandten Farben sind mit Geschmack ausgewählt, so daß die Karte einen harmonischen, auch ästhetisch befriedigenden Eindruck macht. Die für Schule und Bureau sehr geeignete Karte ist auf solide Leinwand aufgezogen und oben und unten mit kräftigen Rundstäben versehen.

Allen Kolonialfreunden, Dampfer- und Verkehrsbureaus, Exportfirmen, Bankhäusern, Lehranstalten, Hotels usw. wird die Wandkarte treffliche Dienste leisten. Bei Kolonialvorträgen wird sie ein nicht zu unterschätzendes Anschauungsmittel bieten.

Motorrad-Neuheiten.

Das Ereignis von 1909

ist der leichte

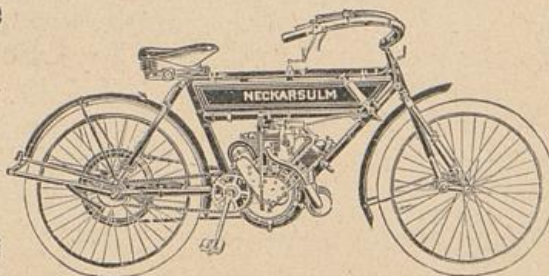
Neckarsulmer Zweizylinder $2\frac{1}{2}$ HP. ca. 45 kg

welcher alle Eigenschaften harmonisch vereinigt:

leicht, handlich, bequem, leistungsfähig, billig

Hochmoderne
Konstruktion

Gesteuerte Ein-
lass-Ventile
Untersetzung
Exzenter-Riemen-
spannung
Elast. Riemen-
Übertragung bei
grösst. Schonung



Expansions-
bremse, Verga-
erregulierung
Lenkstange at
Leicht abnehm-
bare Reifen u
Schutzbleche
Prakt. Ständer
Federgabel etc.

**Geschwindigkeiten von 8—75 Km. Stundentemp
Hervorragender Bergsteiger.**

Schon unser kleiner $1\frac{1}{2}$ HP. Einzylinder erreicht am Semmering b
5—10% Steigungen ohne Treten (Kette abgenommen) ein 40 Km
Tempo; der $2\frac{1}{2}$ HP. Zweizylinder kennt überhaupt keine Berge.

Weitere neue Typen.

4 HP. Einzylinder mit Kugelmotor, Fussraster, viele bequeme Touriste
Einrichtungen.

6 HP. Zweizylinder, gesteuerte Einlassventile, sehr rationell.

$7\frac{1}{2}$ HP. Zweizylinder Rennmotorrad, bis 120 Km.-Tempo.

Gepäckmotorräder, Beiwagen, Selbstfahrer mit

Doppelübersetzungsnabe, mit Band- und Expansionsbremse, grosse Riemen-
auflage.

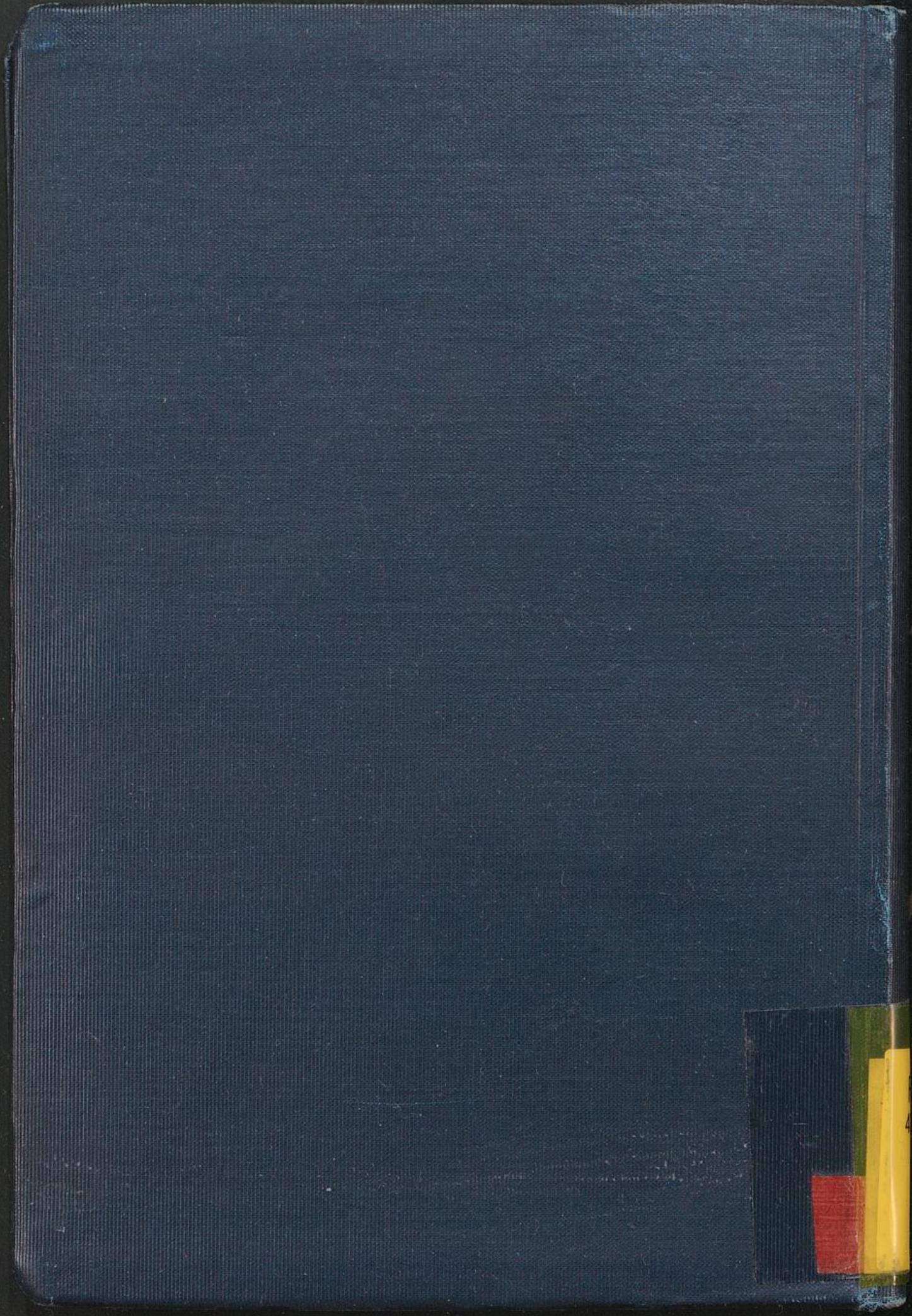
Verlangen Sie den hochinteressanten 1909 Prachtkatalog.

Fahrräder. Transportfahrzeuge. Motorwagen.

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G.

Kgl. Hofl., Neckarsulm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Walden führt die deutsche Kolonie, u. S. 1880

FF
4345
-2